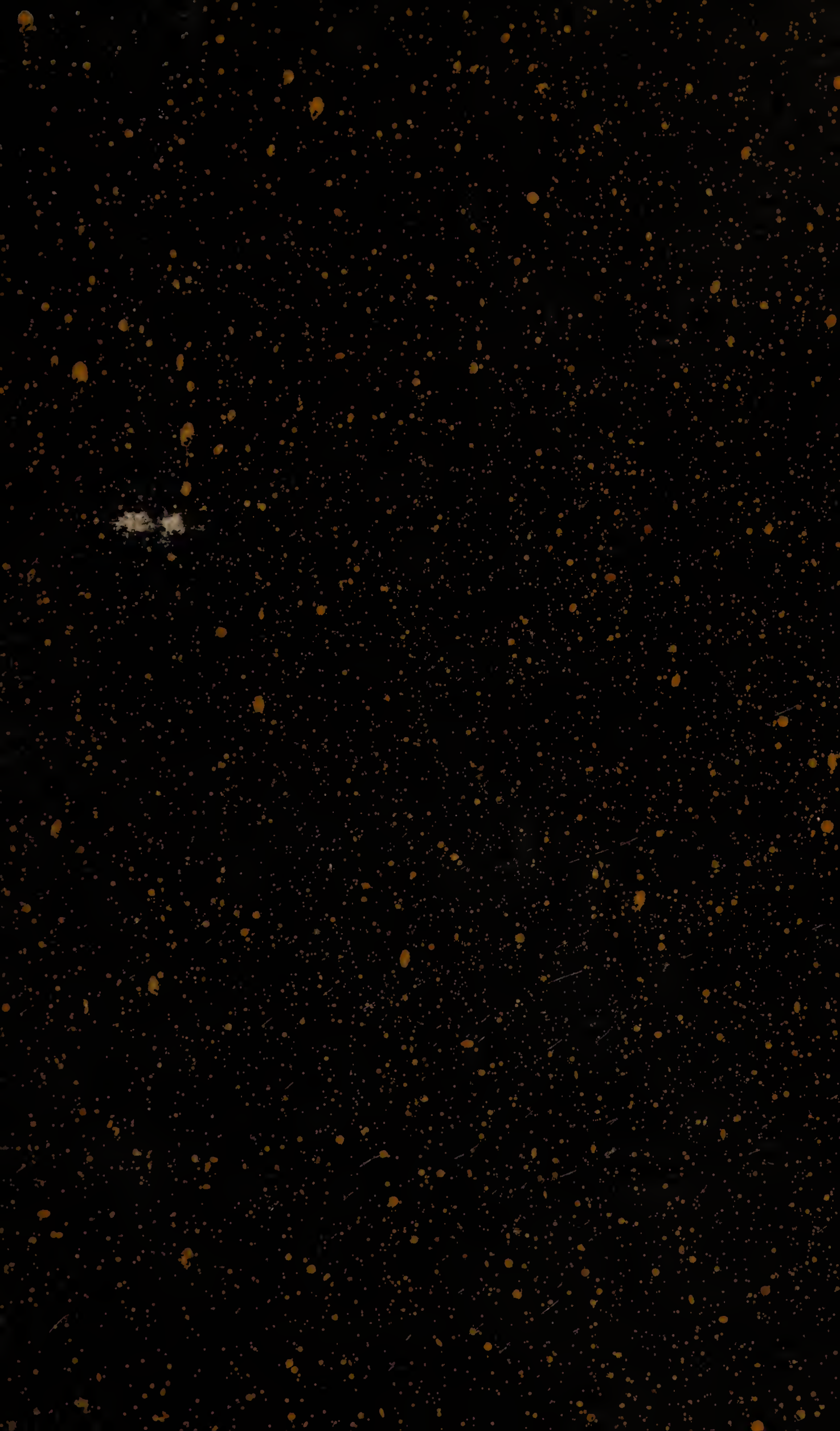

106. 213.

The University of Chicago
Libraries

GIFT

THIS BOOK IS NO LONGER
THE PROPERTY OF THE
UNIVERSITY OF CHICAGO LIBRARY
EH 9-17-84

WISSENSCHAFTLICHE ANNALEN der gesammten Heilkunde.

Herausgegeben

von

Dr. Justus Friedrich Carl Hecker,

Professor der Heilkunde an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, Mitglied der medicinischen Ober-Examinations-Commission, der Hufelandschen medicinisch-chirurgischen Gesellschaft, des Vereins für Heilkunde in Preufsen, der medic. Gesellschaften zu Kopenhagen, Leipzig, London, Lyon, Metz, New-York, Philadelphia u. Zürich, der Wetteranischen Gesellsch. für die gesammte Naturkunde, der Gesellsch. für Natur- und Heilkunde zu Berlin, Bonn, Dresden und Erlangen, des Instituts in Albany, der schwedischen Gesellschaft der Aerzte in Stockholm, und der Accademia Pontaniana zu Neapel Mitglied und Correspondenten.

Neunundzwanzigster Band.

Berlin,
im Verlage
von Theod. Christ. Friedr. Enslin.
1834.

R51
.W8
v.29

Namenverzeichnifs der Herren Mitarbeiter.

Herr Professor v. Ammon in Dresden.
— Professor Balling in Würzburg.
— Dr. Behr in Bernburg.
— Dr. Behre in Altona.
— Professor Dr. Carus in Dresden.
— Hofrath Dr. Clarus in Leipzig.
— Professor Dr. Dieffenbach in Berlin.
— Professor Dr. Dierbach in Heidelberg.
— Medicinalrath Dr. Dohlhoff in Magdeburg.
— Staatsrath Dr. Erdmann in Dorpat.
— Kreisphysicus Dr. Eggert in Eisleben.
— Professor Dr. Friedreich, Physicus in Weifsenburg.
— Dr. Hachmann in Hamburg.
— Medicinalrath Dr. Heyfelder in Sigmaringen.
— Ober-Medicinalrath Dr. Hohnbaum in Hildburghausen.
— Apotheker Hornung in Aschersleben.
— Medicinalreferent Dr. Jahn in Meiningen.
— Professor Dr. Jäger in Würzburg.
— Dr. Jähnichen in Moskau.
— Director Dr. Ideler in Berlin.
— Dr. Köhler in Warschau.
— Professor Dr. Lichtenstädt in St. Petersburg.
— Dr. Lieber in Berlin.
— Professor Dr. Locher-Balber in Zürich.
— Dr. Monfalcon in Lyon.
— Professor Dr. Naumann in Bonn.
— Professor Dr. Otto in Kopenhagen.
— Dr. Phoebus in Berlin.
— Dr. Plagge in Burg-Steinfurth.
— Regimentsarzt Dr. Richter in Düsseldorf.
— Privatdocent Dr. Richter in Königsberg.
— Dr. Rieken in Birkenfeld.
— Dr. Rudolphi in Berlin.
— Geheimer Medicinalrath Dr. Sachse in Ludwigslust.
— Dr. Schön in Hamburg.
— Professor Dr. E. v. Siebold in Göttingen.
— Dr. Sielmann in Moskau.
— Prof. Dr. Spitta in Rostock.
— Dr. Stannius in Berlin.
— Medicinalrath Dr. Steffen in Stettin.
— Dr. Steinheim in Altona.
— Privatdocent Dr. Valentin in Breslau.
— Dr. Vezin in Osnabrück.
— Geheimer Medicinalrath Dr. v. Vogel in Rostock.
— Professor Dr. Wagner in Erlangen.
— Kreisphysicus Dr. Wagner in Schlieben.
— Professor Dr. Weber in Bonn.
— Professor Dr. Wutzer in Bonn.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO LIBRARIES CHICAGO, ILL.
THIS BOOK IS NO LONGER THE PROPERTY OF THE UNIVERSITY OF CHICAGO LIBRARY
WELLCOME LIBRARY INSTITUTE

1339948

Sr. Hochwohlgeboren

dem Herrn

Dr. Christoph Friedr. v. Pommer,

ordentl. Professor der Physiologie, allgem. Pathologie, Therapie und Staatsarzneikunde an der Universität zu Zürich, Ritter des Ordens der Würtembergischen Krone, mehrer gelehrten Gesellschaften Mitgliede, u. s. w.,

widmet

den neunundzwanzigsten Band dieser Annalen

hochachtungsvoll

der Herausgeber.

Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Wellcome Library

https://archive.org/details/s1id13404240

Inhalt des 29sten Bandes.

Seite

I. Originalabhandlungen.

1. Die Lehre von der Mania sine delirio. Historisch-kritisch von Dr. Friedreich. 1
2. Ueber die Entstehungsweise und die Bildungsgeschichte der Ruhr; von Dr. Naumann. 56
3. Abd-al-Kader, Ueber den erlaubten Gebrauch des Kaffee's; aus dem Arabischen von Dr. v. Sontheimer. 129
4. Homöopathische Versuche; von Dr. Seidlitz. . . 161
5. Gutachten über einen epidemischen Milzbrand, von Dr. Tschetirkin; aus dem Russischen von Dr. Magaziner. 179
6. Beobachtung eines St. Veitstanzes mit seltenen Erscheinungen; von Dr. Plath. 194
7. Zur Methodologie der Psychologie; von Dr. Ideler. . 257
8. Bemerkungen über Pocken, Varioloïden, Kuhpocken und Varicellen; von Dr. Steinheim. 393
9. Beiträge zur Geschichte der Epidemien; von Dr. Rosenbaum. (Fortsetzung.) 432
10. Otterbifsvergiftung, durch äufserliche einfache Behandlung beseitigt; von Dr. Wagner. 459

Seite

II. Kritische Anzeigen.

A. Praktische Heilkunde.

1. G. F. Handschuch, Die syphilitischen Krankheitsformen und ihre Heilung. 77
2. J. St. Bushman, The history of a case in which animals were found in blood drawn from the veins of a boy, with remarks. 116
3. C. G. Neumann, Von den Krankheiten des Menschen. Bd. III. Topische Krankheiten der Vegetationssphäre. 474

B. Volkskrankheiten.

4. F. Escherich, Die Influenza, ein epidemisches Katarrhalfieber. 121
5. Darstellung der Grippe (Influenza) vom Jahre 1782, ihrer Symptome und ihrer Behandlung. Aus dem Engl. von G. Himly. 122
6. J. Radius, De Influentia morbo anni MDCCCXXXIII. 209
7. A. Richter, Der Katarrh und die Folgeübel vernachlässigter Katarrhe. 211
8. J. C. F. Rolffs, Das epidemische Katarrhalfieber. . 212
9. C. Bernt, Diss. exhibens Loimographus seculi XIII. et XIV. 213
10. J. Duftschmid, Diss. exhibens Loimographos seculi XIV. et XV. 213
11. J. F. C. Hecker, The black Death in the fourteenth century, translated by B. G. Babington. (Mit zwei bisher noch ungedruckten Schriften über den schwarzen Tod von 1348 und 49.) 217

C. Anatomie.

12. A. W. Otto, Zweiter Nachtrag zu dem Verzeichnisse der anatomischen Präparatensammlung in Breslau. . . 248

D. Vergleichende Anatomie.

13. C. G. Carus, Lehrbuch der vergleichenden Zootomie. 2te Aufl. Bd. I. II. 305
14. R. Wagner, Lehrbuch der vergleichenden Anatomie. Abth. I. 305

E. Heilquellen.

15. H. F. Autenrieth, Das Schwefelbad von Sebastiansweiler. 341
16. C. F. Müller, Beschreibung des Gesundbrunnens zu Teinach. 341

Seite

F. Physiologie.

17. K. F. Bellingeri, Anatomisch-physiologische Untersuchungen über das Rückenmark und seine Nerven. Deutsch bearbeitet von H. Kaulla. 347

G. Chirurgie.

18. A. L. Richter, Lehrbuch von den Brüchen und Verrenkungen der Knochen. 351
19. M. Hager, Die Brüche und Vorfälle. 352

H. Medicinische Geographie.

20. L. Herrmann, De morbis qui Algerii occurrunt. . 353

J. Homöopathie.

21. Jahrbücher der homöopathischen Heil- und Lehranstalt zu Leipzig. Heft II. 462

K. Heilmittellehre.

22. Fabricius, Das Ganze der Heilkunst mit kaltem Wasser. 484
23. A. H. Kröber, Priefsnitz in Gräfenberg und seine Methode, das kalte Wasser anzuwenden. 488

L. Augenheilkunde.

24. J. Sichel, Propositions générales sur l'ophthalmologie. 491

M. Botanik.

25. J. Gaudin, Liber manualis Helvetico-botanicus s. Florae Helveticae Vol. VII. 498

N. Biographie.

26. Krankheitsgeschichte und Sectionsbefund Scarpa's. . 356

O. Zeitschriften.

27. Russische militär-ärztliche Zeitschrift. 328
Anhang: Sterblichkeit in St. Petersburg. 339
Mineralbrunnen in Rufsland. 340

III. Uebersicht der physiologischen Arbeiten, mit Einschlufs der zugehörigen Doctrinen.

Ueber die Structur der Knochen. 368

Seite

IV. Correspondenznachrichten.

1. Der Morbus cardiacus der Alten, eine noch nicht erloschene Krankheit. 123
2. Ueber ein epidemisches Schweifsfieber. 252

V. Antikritik.

Erwiederung auf die Recension meiner Schrift «über die langwierige Schwerhörigkeit» in diesen Annalen; von Kramer. 124

VI. Miscellen.

Praktische Notizen, mitgetheilt von Prof. Dr. Lichtenstädt. 500

VII. Medicinische Bibliographie. . . 127. 251. 388. 501

I.

Die Lehre von der Mania sine delirio.

Historisch-kritisch

von

Prof. J. B. Friedreich,

Gerichtsarzt und Physicus in Weifsenburg.

Wir berühren hier eine, eben sowohl in ärztlicher, als besonders in gerichtlicher Hinsicht, höchst wichtige Form der Seelenkrankheiten, nämlich die Wuth ohne Verkehrtsein des Verstandes, oder die sogenannte Mania sine delirio. Zu mannigfaltigen Ansichten und Streitigkeiten hat diese psychische Krankheitsform Veranlassung gegeben, und es wird um so nöthiger, dieselben hier kritisch zu beleuchten und eine feste Ansicht darüber aufzustellen, als die Annahme oder Nichtannahme einer Existenz dieser Form von einem bedeutenden Einflusse auf die gerichtsärztliche Lehre von der Zurechnungsfähigkeit ist. — Bevor wir hier näher in die Existenz und das Wesen dieser Krankheitsform selbst eingehen, mag es nicht unzweckmäfsig sein, vorerst

I. eine historisch-litterärische Skizze über dieselbe, nebst kritischen Bemerkungen, vorangehen zu lassen.

Nachdem die mahnenden Stimmen deutscher Aerzte im 16ten und 17ten Jahrhunderte von der Existenz einer

Melancholie ohne Irrereden [1]) überhört oder vergessen waren, kam mit dem Anfange dieses Jahrhunderts von Paris her eine Lehre von einer Manie sans délire, Manie non délirante, die um so mehr Eingang finden mufste, als sie aus dem Munde eines als psychischen Arztes hoch erfahrenen Mannes kam. Es war Pinel, der gefeierte Reformator der Psychiatrie. Derselbe sagt [2]): «Man kann die Schriften von Locke gehörig bewundern und der Meinung sein, dafs der Begriff, den er von der Manie giebt, sehr unvollständig sei, indem er sie als vom Delirium unzertrennbar betrachtet. Ich selbst dachte eben so wie er, da ich meine Beobachtungen im Bicêtre anfing, und erstaunte nicht wenig, als ich mehre Wahnsinnige sah, welche nicht die mindeste Verletzung des Verstandes zeigten, und die dennoch von einem Instinkte der Raserei beherrscht wurden, als wenn gleichsam nur die Willensvermögen verletzt wären. Diese Manie sans délire ist entweder anhaltend, oder durch periodische Anfälle ausgezeichnet. Keine in die Augen fallende Veränderung der Verstandesverrichtungen, der Perception, der Urtheilskraft, der Einbildungskraft, des Gedächtnisses kommt dabei vor: wohl aber Verkehrtheit in den Willensäufserungen, nämlich ein blinder Antrieb zu gewaltthätigen Handlungen, oder gar zur blutdürstigen Wuth, ohne dafs man irgend eine herrschende Idee, irgend eine Täuschung der Einbildungskraft, welche die bestimmende Ursache dieses Hanges wäre, angeben

---

1) Wir wollen unter anderen hier an Ettmüller, Prax. Lib. II. Sect. III. Cap. 4., erinnern. Er spricht von einer Melancholia sine delirio, wo noch die «Recta ratio sine delirio» bestehe. Auch vergleiche man Wedel, Patholog. gen. Sect. III. Cap. 9.; und Brendel, Praelect. acad. Tom. II. §. 11.

2) Philosophisch-medicinische Abhandlung über Geistesverirrungen; übers. von Wagner. Wien 1801. S. 160 und 161. (Vergl. auch Pinel in den Mémoires de la Société d'émulation, Tom. 3. p. 11 — 13.)

kann" [3]). Pinel führt nun [4]) zur Bestätigung seiner aufgestellten Lehre folgende Fälle aus seiner eigenen Erfahrung an:

Ein einziger, unter den Augen einer schwachen und nachgiebigen Mutter erzogener Sohn, gewöhnte sich an, allen seinen Launen, allen Regungen seines ungestümen und regellosen Herzens sich zu überlassen. Die Heftigkeit seiner Neigungen nahm zu, und befestigte sich mit den Jahren. Das Geld, das man an ihn verschwendete, schien alle Hindernisse seines höchsten Willens aus dem Wege zu räumen. Wollte man sich ihm entgegensetzen, so wurde seine Laune gereizt: er griff mit Tollkühnheit Andere an, suchte durch Gewalt zu beherrschen, und lebte unaufhörlich in Zänkereien und Streitigkeiten. Wenn ihm irgend ein Thier, ein Pferd, ein Hund Verdruſs machte, so tödtete er es augenblicklich. War er bei irgend einer feierlichen Versammlung, oder bei irgend einem Feste gegenwärtig, so brach er los, gab und empfing Schläge, und ging gewöhnlich blutig davon. Auf der anderen Seite war er zur Zeit der Ruhe voll Vernunft. In seinem reiferen Alter besaſs er eine groſse Besitzung, herrschte vernünftig, erfüllte andere gesellschaftliche Pflichten und zeichnete sich sogar durch Werke der Wohlthätigkeit gegen Unglückliche aus. Wunden, Prozesse, Geldstrafen waren die einzige Frucht seiner unglücklichen Zanksucht. Aber eine notorische That hat seinen Gewaltthätigkeiten ein Ende gemacht: er erzürnte sich eines Tages gegen eine Frau, die gegen ihn Schmähreden ausstieſs, und warf sie in einen Brunnen. Der Prozeſs wurde vor den Gerichten geführt, und zufolge einer Menge von Zeugen über seine Narrenstreiche wurde er in dem Irrenhause zu Bicêtre eingesperrt.

Ein in Bicêtre eingesperrter Mensch erleidet in unregelmäſsigen Zeitfristen Anfälle von Wuth, welche sich

3) Pinel S. 166.
4) — S. 161 — 166.

durch folgende Symptome auszeichnen: Anfangs hat er brennendes Gefühl in den Gedärmen, mit äufserstem Durst und starker Verstopfung; diese Hitze breitet sich stufenweise gegen die Brust, den Hals und das Gesicht mit einer lebhaften Röthe aus; wenn sie in die Gegend der Schläfe kommt, so wird sie noch stärker, und bewirkt ein heftiges und öfteres Schlagen der Arterien dieser Theile, als wenn sie bersten sollten; hierauf nimmt dieses Leiden das Gehirn ein, und dann wird der Wahnsinnige von einem blutdürstigen und unwiderstehlichen Triebe beherrscht. Wenn er irgend eines schneidenden Instrumentes habhaft werden kann, so ist er geneigt, die erste beste Person, die ihm unter die Augen kommt, zu morden. Dennoch geniefst er in anderer Rücksicht selbst während der Anfälle den freien Gebrauch seiner Vernunft; er antwortet richtig auf die Fragen, die man ihm vorlegt, verräth keine Unordnung in seinen Vorstellungen, und äufsert kein Merkmal von Delirium. Er fühlt tief das Schreckliche seiner Lage, und ist von Gewissensbissen durchdrungen, als wenn er sich selbst den tollen Hang zuzuschreiben hätte. Dieser Anfall ergriff ihn eines Tages vor seiner Einsperrung in Bicêtre in seinem eigenen Hause: er machte seine Frau, die er zärtlich liebte, augenblicklich darauf aufmerksam, und hatte nur so viel Zeit, um zu schreien, dafs sie sich schnell flüchten möchte, um einer gewaltsamen Todesart zu entgehen. Im Bicêtre wurde er von derselben automatischen Neigung, von derselben periodischen Wuth, die manchmal gegen den Aufseher gerichtet ist, dessen Sorge und Sanftmuth er nicht genug preisen kann, befallen. Dieser innere Kampf zwischen der gesunden Vernunft und der blutdürstigen Grausamkeit bringt ihn oft zur Verzweiflung, so dafs er einigemale diesem unerträglichen Kampfe durch Selbstmord ein Ende zu machen suchte.

Auch erzählt Pinel [5]) noch von drei Wahnsinnigen,

5) A. a. O. S. 14.

deren Anfälle sich beständig nach einer Ruhe von 18 Monaten erneuerten, und 6 Monate dauerten; der besondere Charakter war dabei der, dafs sie keine Verwirrung, keine Unordnung in den Ideen, keinen besonderen Irrthum der Einbildungskraft verriethen. Diese Wahnsinnigen antworteten auf die an sie gerichteten Fragen auf das Richtigste und Bestimmteste; aber sie waren von einer stürmischen Rascrei und von einem blutdürstigen Instinkte beherrscht, dessen ganzen Greuel sie selbst fühlten, aber dessen gräfslichem Ungestüm sie ohne das Hindernifs einer Einsperrung nicht zu widerstehen vermochten.

Pinel's Lehre wurde in Deutschland zuerst von Reil, welchem dann Hoffbauer folgte, angenommen. — Reil hat eine Wuth ohne Verkehrtheit des Verstandes aufgestellt, und geht in seiner Schilderung noch weiter, als Pinel. Er sagt [6]): «Es giebt noch eine Wuth ohne Verkehrtheit des Verstandes, ein automatischer Drang zur Grausamkeit, oder ein blinder Trieb zu Gewaltthätigkeiten und blutdürstigen Handlungen, der blofs durch körperliche Gefühle geweckt, aber nicht durch Erkenntnifs eines Zweckes, oder Objects, zur Thätigkeit bestimmt wird. Alle Functionen des Seelenorganes sind in ihrem normalen Zustande, die Sinne, die Imagination und der Verstand wirken wie in einem gesunden Menschen. Daher kann auch der Kranke seine Seelenkräfte zur Ausführung seines blinden Dranges aufs Planmäfsigste anwenden, und auf die überlegteste Art sich die Mittel dazu verschaffen. Mit diesem Zustande darf man aber die Grausamkeiten der Barbaren nicht verwechseln, die Produkte eines bösen Herzens, schlechter Erziehung und einer rauhen Lebensart sind, welcher Zustand zu den moralischen Seelenkrankheiten gehört.» Nachdem nun Reil eine Schilderung der Vorboten und des Verlaufes dieser Anfälle der Wuth, aus

---

6) Ueber die Erkenntnifs und Cur der Fieber. Halle 1802. 4r Bd. S. 357.

Pinel entlehnt, mitgetheilt hat, sagt er [7]) noch von den von der mordsüchtigen Wuth befallenen Kranken: «Ihr richtiger Verstand bietet ihnen alle zweckmäfsigen Mittel zur Ausführung ihres Vorhabens an, sie wählen Waffen, Ort und Zeit, und morden nun eine bestimmte Person, oder jeden Menschen, der ihnen im Anfalle der Wuth vorkommt. Reil erwähnt hierauf eines Falles aus seiner eigenen Beobachtung mit folgenden Worten [8]): «Ein gesunder und robuster Bauer vom Lande, der den vollen Gebrauch aller seiner Seelenkräfte hatte, bekam in den letzten Jahren dann und wann einen blinden Drang, alle Menschen mit Steinen zu werfen. Dabei hatte er ein fortwährendes Brennen im Unterleibe. Er war von einem heftigen Temperamente: bei einem Dispute über gleichgültige Dinge war er im Stande, seinen Gegner augenblicklich an die Gurgel zu fassen, und ihn durchzuprügeln. Ich bekam ihn in mein Lazareth. Weder in seinen Reden noch Handlungen war irgend eine Verkehrtheit zu entdecken. Er wartete die anderen Kranken, und gab ihnen zur bestimmten Stunde ihre Arzneien ein. Auf einmal entwischte er heimlich, kam vernünftig zu Hause an, spielte mit seinen Kameraden Karte, und als diese fort waren, schickte er die Magd weg, und ermordete mit Ueberlegung seine Frau und alle seine Kinder.» — An einem anderen Ort [9]) sagt Reil: «Die Wuth ohne Verkehrtheit ist einfache Tobsucht in ihrer reinsten Gestalt, ohne alle fremden Zusätze. Alle Seelenkräfte, das Wahrnehmungsvermögen, die Einbildungskraft und der Verstand sind in ihren Aeufserungen gesund, blofs einige Handlungen sind abnorm, weil das Vorstellungsvermögen sie nicht, weder nach sinnlichen, noch verständigen Zwecken, son-

---

7) Seite 358.

8) Seite 359.

9) Rhapsodieen über die Anwendung der psychischen Curmethode auf Geisteszerrüttungen. Halle 1803. S. 387 u. 388.

dern weil ein innerer blinder und organischer Drang sie bestimmt. Der Kranke übt als Automat Grausamkeiten aus, ohne dafs Vorstellungen der Lust oder Unlust, fixe Ideen oder Täuschungen der Einbildungskraft ihn dazu leiteten. Seine Vernunft und sein Handlungsvermögen haben ihre Verhältnisse gegen einander umgetauscht; jene ist im Kampfe gegen dieses gerathen, oder gar Subaltern desselben geworden, statt dafs sie es bestimmen sollte. Sie kämpft mit dem wilden Instinkt zu blutdürstigen Handlungen, ohne ihr Herrscherrecht behaupten zu können, ja sie wird sogar genöthigt, die raffinirtesten Mittel zur Genügung des blinden Dranges aufzusuchen. Einige dieser Kranken sind es sich bewufst, an welcher Krankheit sie leiden, wodurch sie sich von allen anderen Verrückten unterscheiden. Sie fühlen die Annäherung des Anfalles, warnen ihre Freunde, in demselben sich vor ihnen zu hüten, dringen gar auf ihre Einsperrung, kündigen die Abnahme und das Ende ihrer wilden Triebe an, und erinnern sich derselben in dem Intervall der Apyrexie. Ja dies Bewufstsein ihrer traurigen Krankheit kann sie sogar so sehr ängstigen, dafs sie darüber in Wahnsinn verfallen. Merkwürdig ist diese Krankheit noch für den gerichtlichen Arzt, und für den Criminalrichter. Wie sollen Handlungen, die aus ihr hervorgehen, zugerechnet werden?» — Mehre ausgezeichnete Physiologen, wie z. B. Schulze[10]), Hoffbauer, Haindorf, Heinroth, Hartmann u. a. haben sich dieser Ansicht angeschlossen. Haindorf[11]) erzählt einige hierher gehörige Fälle, theils aus Pinel, theils aus Gall[12]). Heinroth[13]) sagt: «Der Kranke

10) Psychische Anthropologie. Göttingen 1816. §. 277.

11) Versuch einer Pathologie und Therapie der Geistes- und Gemüthskrankheiten. Heidelb. 1811. S. 136 u. f.

12) Philosophisch-medicinische Untersuchung über Natur und Kunst. Leipzig 1800. S. 677.

13) Lehrbuch der Störungen des Seelenlebens, 1r Theil. S. 316.

ist sich seiner bewufst, handelt nicht aus verkehrten Begriffen, oder aus Leidenschaftlichkeit des Gemüths und Ueberspannung der Phantasie, sondern aus einem blinden Triebe zum Zerstören, den er nicht bewältigen kann. Pinel hat das Verdienst, diese reine Form als solche zuerst aufgestellt zu haben, ihm folgten andere, z. B. Reil.» Hoffbauer [14]) spricht sich an einigen Stellen dafür aus. Er sagt: «Durch psychologische Beobachtungen ist es aufser allen Zweifel gesetzt, dafs Menschen, die übrigens ihres Verstandes ganz mächtig sind, so dafs sie völlig richtig und zusammenhängend urtheilen und dabei von allen Anfällen des Wahnsinns frei sind, doch durch einen unwiderstehlichen Hang zu gewissen Handlungen hingerissen werden;» und: «Der Maniacus wird zu gewaltthätigen, zornartigen Handlungen ohne und wider seinen Willen fortgerissen, ohne dafs daraus folgte, dafs bei ihm ein Wahnsinn, oder eine Verstandesschwäche, die ihn falsch zu urtheilen nöthigte, vorauszusetzen sei. Denn es kann sein, dafs er, ob er gleich richtig über seine Handlungen urtheilt, doch nicht im Stande ist, seine Begierden zu unterdrücken und den gewaltsamen Handlungen, in welche sie ausbrechen, Einhalt zu thun.» Feuerstein [15]) sagt: «Die Seelenkräfte sind hier gesund und nur einzelne Handlungen sind abnorm, und zwar nicht durch eigenen Willen, sondern durch blinden Drang, den der Kranke nicht besiegen kann, und wobei weder Lust noch Unlust, weder fixe Idee, noch Täuschung der Sinne und der Einbildungskraft vorhanden sind.» Des geistreichen, für die Wissenschaft viel zu früh dahin geschiedenen Hart-

14) Die Psychologie in ihren Hauptanwendungen auf die Rechtspflege. Halle 1808. S. 17. 156. Man vergleiche auch seine Untersuchungen über den Wahnsinn. Halle 1807. S. 306.

15) Die sensitiven Krankheiten, oder die Krankheiten der Nerven und des Geistes. Leipzig 1828. S. 260.

mann's [16]) Ansicht ist folgende: «Bei der Wuth ohne wahrnehmbare Verstandesverwirrung sind es nicht die täuschenden Traumbilder der Phantasie, welche den Geist zu verkehrten Handlungen bestimmen, sondern es sind krankhafte Gefühle, welche, von starken Affectionen des Gemeingefühls und dessen Organen ausgehend, die Seele heftig ergreifen, ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich hinlenken, alle Reflexion auf ihre übrigen Verhältnisse unterdrücken und eben dadurch den Verstand zwar nicht verwirren, aber doch eine Zeitlang ganz aufser Thätigkeit setzen. Die zerstörenden Ausbrüche von Wuth, welche dabei statt finden, sind wohl zum Theil Wirkungen des heftigen Strebens der Seele, sich von einem unausstehlichen Gefühle zu befreien, zum Theil aber auch Folgen des in den Organen der Willkühr zu hoch gesteigerten Lebensprozesses, der dann wieder durch ein eigenes dunkles Gefühl, oder durch eine Art von Instinkt, zu gewaltsamen Bewegungen auffordert, um dadurch gleichsam entladen zu werden. Daher sehen wir dann auch, dafs Menschen und Thiere um so mehr zu heftigen Affecten, zum Kämpfen und Zerstören aufgelegt sind, je mehr das Leben in ihrer animalischen Sphäre überwiegt.» Conradi, welcher in einer eigenen Schrift [17]) diese Krankheit abhandelte, leugnet nicht, dafs der an Mania sine delirio Leidende der Freiheit der Selbstbestimmung entbehre, und bejaht mit Pinel gerade die Unfreiheit und eben deswegen auch die Unzurechnungsfähigkeit desselben. Bei dem Streite, der sich über diese Krankheit erhoben hat, will

---

16) Der Geist des Menschen in seinen Verhältnissen zum physischen Leben. 2te Aufl. Wien 1832. S. 348 und 349.

17) Commentat. de Mania sine delirio. Göttingen 1827. (Abgedruckt aus dem Comment. societat. reg. scient. Göttingen 1828. Vol. 6.) — Vergl. mein Magazin für Seelenkunde, 2s Heft. S. 193. — Meude, Beobachtungen und Bemerkungen aus der Geburtshülfe und gerichtlichen Medicin, 5r Bd. S. 288. — Auch Heidelb. Jahrb. 1820. S. 627., und Götting. Anzeig. 1824, Nr. 133.

Conradi, dafs die Hauptfrage auch auf die Hauptsache gerichtet, und namentlich genau erörtert werde, ob in den von Pinel und anderen beobachteten Fällen von Manie ein wahres Delirium, Wahnsinn im engeren Sinne mit Verwirrung der Vorstellungen, mit vom gesunden Verstande abweichenden Urtheilen und Verwechselung der Bilder der Phantasie mit äufseren Sinneseindrücken vorhanden sei, und diese Krankheit alsdann in einem Fehler des Denkvermögens, der Imagination und der Intelligenz ihren Grund habe; oder dagegen, ob die Krankheit, wie Pinel behauptete, durch einen Instinkt und Fehler des Willens begründet werde, und also ihren Sitz nicht im Erkenntnifs-, sondern im Begehrungsvermögen habe? — Was nun die ferneren, von Conradi angegebenen Punkte betrifft, so werde ich diese näher berühren, wenn ich von seinem mit Henke über diese Krankheit geführten Streite spreche.

Die angeführten Namen waren hinreichend, der Existenz einer Mania sine delirio Eingang zu verschaffen, und es mufste auch diese Theorie um so eher auf die strafrechtliche Sphäre übertragen werden können, als der Chef der deutschen Criminalisten, der geistreiche Mittermaier, in einer Schrift [18]), in welcher er die neuesten Fortschritte der Psychiatrie, wiewohl mit grofser juridischer Umsicht, in die Theorie des Strafrechts übertrug, die Freiheit des Menschen, in sofern sie juridische Zurechnungsfähigkeit begründet, in zwei verschiedene Arten getrennt hat, nämlich 1) in Libertas judicii, Freiheit des Urtheils, welche in dem Vermögen des Bewufstseins der begangenen Handlung und ihrer strafrechtlichen Folgen besteht; und 2) in Libertas consilii oder propositi, Freiheit des Entschlusses, welche in dem Vermögen liegt, bei stattfindendem Bewufstsein von den strafrechtlichen Folgen einer Handlung sich

18) Disquisitio de alienationibus mentis, quatenus ad jus criminale spectant. Heidelberg 1825. (Vergl. auch Hitzig's Zeitschrift für die Criminalrechtspflege, 2r Bd. S. 244.)

selbstständig für die Begehung oder Unterlassung der Handlung bestimmen zu können [19]); und nachdem in Folge dieser Trennung der Freiheit im juristischen Sinne auch ein doppelt krankhafter, die Zurechnung aufhebender Geisteszustand statt finden kann, mit aufgehobener Freiheit entweder des Urtheils, oder des Entschlusses, so finden nun die Fälle von Mania sine delirio offenen gesetzlichen Platz in der Strafrechtstheorie, und zwar in der Lehre von der aufgehobenen Freiheit des Entschlusses, welche neben der fortdauernden Freiheit des Urtheils und gleichzeitig mit ihr, als selbstständige Krankheit des Willens bei gesundem Verstande existiren könne [20]). Mittermaier's Ansicht blieb nicht ohne Erfolg in Bezug auf die Strafgesetzgebung, und wir finden schon in den Entwürfen der Strafgesetzbücher für die Königreiche Sachsen und Hannover die psychischen Krankheiten, als die Zurechnung aufhebend, in zwei Klassen abgetheilt, in sofern sie nämlich entweder bei aufgehobener Libertas judicii die Urtheilskraft verwirrt, oder bei aufgehobener Libertas consilii, die Willenskraft in blinden, unwiderstehlichen Trieb umgeschaffen darstellen. — Man hat gegen diese Mittermaiersche Distinction der Freiheit eine Einwendung erhoben, und gesagt, dafs sie mit sich selbst im Widerspruche stehe. Man behauptete nämlich folgenden Satz: « Wenn der Handelnde zur Freiheit des Entschlusses die Vorstellung von den Folgen und der Beziehung seiner Handlung zum Strafgesetze nöthig hat, so wird eben dadurch die Freiheit des Urtheils als Erfordernifs vorausgesetzt, weil ohne die Freiheit des Urtheils keine richtige Vorstellung zu Stande kommen könnte, die doch den Handelnden bestimmen soll. » Diese Behauptung, wie sie so dasteht, kann ganz richtig sein, allein es folgt nicht daraus, was man daraus zu folgern beabsichtigte. Nämlich, wenn auch bei der Freiheit des

19) S. 19.

20) S. 42 bis 45.

Entschlusses die Freiheit des Urtheils nothwendigerweise vorausgesetzt werden mufs, so folgt daraus noch keineswegs das Umgekehrte, es folgt nicht daraus, dafs zur Freiheit des Urtheils auch die Freiheit des Entschlusses nothwendig erfordert wird. Es kann also eine Freiheit des Urtheils bestehen bei aufgehobener Freiheit des Entschlusses, ein Resultat, welches für die Streitigkeit über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Existenz der Mania sine delirio von grofsem Einflusse ist, und sich auch im gewöhnlichen, im psychisch-gesunden Leben gar oft bewährt. So kann z. B. Jemand, dem ein theures Familienglied, ein bewährter Freund, eine geliebte Gattin starb, sehr wohl erkennen, dafs Thränen die Todten nicht mehr erwecken, dafs eben diese Thränen seine eigene Gesundheit untergraben, ihn zu früh den Seinigen, die seiner so sehr bedürfen, entreifsen können, — und er ist dennoch nicht im Stande, die Thränen zu hemmen, sich dem nagenden Schmerze zu entschlagen. Ist hier nicht offenbar eine Freiheit des Urtheils mit aufgehobener Freiheit des Entschlusses zugegen? —

Haben wir bis jetzt den Ursprung dieser Lehre von der Mania sine delirio, und ihre Weiterverbreitung, in kurzen, historisch-litterärischen Zügen dargestellt; so müssen wir auch ihrer Gegner, und der gegen dieselbe gemachten Einwendungen erwähnen. — So wie diese Lehre in Frankreich zuerst entstand, so fand sie auch daselbst den ersten Gegner an einem grofsen Schüler Pinel's selbst, an Esquirol, und in Deutschland trat Henke als Gegner dieser Lehre auf, und stellte sich den ärztlichen und juristischen Repräsentanten derselben, Conradi und Mittermaier, gegenüber.

Esquirol sagt [21]): Ich glaube nicht, dafs es eine Manie giebt, in welcher die daran Leidenden, während

---

21) Esquirol's allgemeine und specielle Pathologie und Therapie der Seelenstörungen. Frei bearbeitet von

sie sich den verbrecherischen Handlungen überlassen, sich zugleich der Integrität ihres Geistes erfreuen, noch dafs es wirklich einen krankhaften Zustand giebt, in dem der Mensch unwiderstehlich zu Handlungen getrieben wird, die ihm und seinem Bewufstsein selbst zuwider sind, und widerstreiten. Ich habe eine grofse Anzahl Gestörter gesehen, deren intellectuelle Fähigkeiten ungestört waren, und welche die Entschliefsungen, zu denen sie heftig getrieben worden waren, beklagten; allein sie gestanden, dafs sie dann etwas in ihrem Inneren fühlten, von dem sie sich keine Rechenschaft zu geben vermöchten, dafs sie eine unausdrückbare Beunruhigung und Störung empfänden, die sich ihnen selbst durch physische Erscheinung vorher ankündige, und deren sie sich vollkommen erinnerten. Der eine fühlte eine Hitze von dem Unterleibe nach dem Kopfe aufsteigen, der andere eine brennende Hitze mit Pulsation im Inneren des Gehirns u. s. w., andere versichern, dafs eine irrige Empfindung, oder ein irriges Urtheil sie bestimmt. Ein Gestörter wird plötzlich roth, und er hört sogleich eine Stimme, die ihm zuruft: «Tödte, es ist dein Feind; tödte, und du wirst frei werden!» Nachdem nun Esquirol noch einige ähnliche Beispiele angegeben, fährt er fort [22]): «Wir haben bereits bemerkt, dafs fast alle von den Schriftstellern beobachtete ähnliche Thatsachen zur Monomanie gehören, da sie durch ein fixes und ausschliefsendes Delirium charakterisirt sind. Diese unwiderstehlichen Affectionen ergeben alle Zeichen einer bis zum Delirium gesteigerten Leidenschaft; die Gestörten, die unwiderstehlich zu Handlungen der Wuth fortgezogen werden, können in einem lichten Zwischenraume, sobald sie ihren Zustand fühlen, oft besser als irgend jemand darüber

---

Hille. Leipzig 1827. S. 430. (Man sehe auch Jacobi's Sammlung für die Heilkunde der Gemüthskrankheiten, 1r Bd. S. 386.)

22) S. 432 und 433.

sprechen, richtig urtheilen, ihn beklagen und alle Anstrengungen machen, um diesen Zustand zu bekämpfen; allein bald nachher gleichen sie den leidenschaftlichen Menschen, die von ihrem Irrwahne fortgerissen werden und einem Antriebe folgen, aber nicht mehr von der Vernunft geleitet werden. Indem sie diesem Antriebe gehorchen, vergessen sie die Gründe, die sie einen Augenblick vorher zurückhielten, und sehen nichts weiter, als den Gegenstand ihres Deliriums, eben so wie ein von heftigen moralischen Affectionen ergriffener Mensch blofs nur den Gegenstand seiner Leidenschaft sieht. Der gewöhnliche Sprachgebrauch nennt diesen aufserordentlichen Zustand der Leidenschaft Delirium, und wir wollten einen ähnlichen Zustand in der Manie durch den Zusatz «ohne Delirium» bezeichnen? Der Wille dieser Gestörten wird wirklich zu einer mit der Vernunft unverträglichen Handlung fortgerissen, was seine Seele in Aufruhr bringt, da das Individuum seiner Vernunft unfähig wirklich im Delirium ist; der Mensch, da er die Einheit seines Ichs verloren hat, hat auch nicht mehr die Fähigkeit, seine Handlungen zu bestimmen und zu leiten; er ist ein doppelter Mensch, der durch die eine Motive zum Bösen getrieben, durch die andere aber zurückgehalten wird. Man kann diese Störung des Willens mit dem Zustande des Menschen vergleichen, wo er etwas versieht, aus Versehen etwas Irriges thut; wahr bleibt es jedoch immer, dafs diese Manie ohne Delirium, wie sie Pinel nannte, mehr zur Monomanie gehört, und dafs die Handlungen dieser Gestörten immer von einem Delirium begleitet sind, für so vorübergehend man es auch halte.» So weit Esquirol, dessen Einwendungen in sofern schon an und für sich nicht sehr erheblich sind, als er selbst diese Form der psychischen Krankheiten, als Störung des Willens, also ihrem Wesen nach, anerkennt; andererseits, als er mit der Benennung Delirium einen viel weiteren Begriff verbindet, als dies gewöhnlich geschieht, und als Pinel damit ver-

bunden hatte. So giebt Esquirol folgende, viel zu weite Definition [23]): «Die Aeufserungen des gestörten Seelenlebens, in sofern sie sich durch die verschiedenen Thätigkeiten des Geistes zu erkennen geben, bezeichnen wir mit dem Worte Delirium.»

Ein gefährlicherer Gegner gegen Pinel's Lehre, als Esquirol, ist Henke. Nicht mehr blofs bei den Erscheinungen, als dem Aeufserlichen, verweilend, bestreitet er vielmehr das Grundprinzip selbst, worauf das Pinelsche Dogma in der Tiefe ruht, und hat hierüber drei Abhandlungen geliefert [24]). Nachdem derselbe einige von den Schriftstellern als Fälle einer Mania sine delirio angegebene Beobachtungen wiederholt, will er zwar die Existenz der erzählten Fälle nicht in Abrede stellen, zweifelt aber daran, ob sie mit einem richtigen Namen belegt worden seien, und glaubt, dafs eben diese Fälle theils als krankhafte Zornwüthigkeit (iracundia morbosa [25]), theils

---

23) A. a. O. S. 20.

24) Sie sind:

a) Ueber die von Reil und Hoffbauer angenommenen Zustände der Unfreiheit ohne Zerrüttung des Verstandes: in seinen Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin, 2r Bd. Bamberg 1816. S. 233.

b) Ueber die von Reil angenommene Wuth ohne Verkehrtheit des Verstandes, nach den von Pinel, Reil, Haindorf und anderen mitgetheilten Beobachtungen: in seiner Zeitschrift für Staatsarzneikunde, 1822. 1s Heft. S. 1.

c) Zur Lehre von der sogenannten Wuth ohne Verstandeszerrüttung (Mania sine delirio) in Bezug auf Psychologie, gerichtliche Medicin und Gesetzgebung: in seiner Zeitschrift, 1829. 2s Heft. S. 237.

24) Der Zustand, den Platner zuerst als excandescentia furibunda beschrieben hat. S. dessen Progr. de excandescentia furibunda. Lips. 1800. (Deutsch in: Platner's Untersuchungen u. s. w., übersetzt von Hedrich. Leipzig 1820. S. 112.)

als aussetzende Manie mit unregelmäfsigen, freien Zwischenräumen benannt werden müfsten [26]). — Um nun zu beweisen, dafs die Manie ohne Delirium wirklich eine psychische Unmöglichkeit sei, greift Henke [27]) sogleich die von Hoffbauer aufgestellte Begriffbestimmung der Tollheit und Manie an. Hoffbauer [28]) betrachtet nämlich die Manie als von dem Wahnsinne specifisch verschieden, und erste könne eben so wenig eine Art als ein Grad des zweiten sein, deshalb sei auch Verstandeszerrüttung mit der Manie überhaupt gar nicht wesentlich verbunden. Um sich davon zu überzeugen, müsse man die Manie nur als das, was sie wirklich sei, als eine Art der Tollheit betrachten. Die Tollheit definirt aber Hoffbauer so: «Tollheit ist der Zustand, in welchem die Vernunft die Herrschaft über die Begierden und Handlungen verloren hat, in welche diese ausbrechen, dergestalt, dafs es dem Kranken nicht möglich ist, jene einzuschränken oder zu unterdrücken, und diese zurückzuhalten.» Manie nennt er «den Zustand, in welchem die Vernunft zu schwach ist, die Ausbrüche eines gewaltthätigen Zornes zu hindern, und der Kranke wider seinen Willen zu Handlungen, welche jene vielleicht mifsbilligt, fortgerissen wird.» Dagegen erklärt nun Henke, dafs diese Begriffbestimmungen unstatthaft und unrichtig seien, was er auf folgende Art beweisen will: «Wäre es wahr, dafs derjenige toll ist, bei dem die Vernunft die Herrschaft über die sinnlichen Begierden verloren hat, so müfsten alle Menschen von Zeit zu Zeit als toll betrachtet werden. Denn wo ist der Mensch, bei dem nicht Affect und Leidenschaft zu Zeiten taub gegen die Stimme der Vernunft wäre, und gegen das Gebot derselben zu Handlungen fortrisse? Es würde

26) Zeitschr. 1822. Heft I. S. 5 und 7.

27) Abhandlungen u. s. w. a. a. O. S. 256 — 260.

28) Die Psychologie in ihren Anwendungen auf die Rechtspflege. S. 154 u. f.

würde die Gränze zwischen Leidenschaft und psychischer Krankheit ganz wegfallen.» Allein hier kann man gegen Henke erwiedern: Es kann auch wirklich der, bei dem Affect und Leidenschaft die Stimme der Vernunft übertönt, und der in Folge dessen zu gewaltsamen Handlungen fortgerissen wird, toll genannt werden. Es ist zwischen einem solchen und einem Maniacus wohl kein anderer, als ein in der Zeit der Dauer der psychischen Abnormität begründeter Unterschied. Dem Wesen nach sind sich beide Erscheinungen gleich. Wollte man auch einwenden, dafs hier der vermeintlich grofse Unterschied statt habe, dafs der an Manie Leidende von einer selbstständigen psychischen Krankheitsform befallen sei, was bei dem anderen nicht der Fall zu sein scheint, so ist dieses kein Unterschied, der im Wesen beider psychisch-abnormen Prozesse begründet ist. Die Seelenkrankheitsformen und die heftigen Affecte und Leidenschaften, sind beide durch somatische Vorgänge bestimmt. Jede psychische Krankheit ist bedingt durch eine somatische [29]); aber auch jeder Leidenschaft, jedem Affecte liegt eine somatische Abnormität zum Grunde, und der gewifs nicht wesentliche Unterschied besteht also hier blofs darin, dafs im ersten Falle die somatische Ursache als bleibend und selbstständig, auch eine bleibende und selbstständige psychische Abnormität, die Seelenkrankheitsform erzeugt, während im zweiten Falle das vorübergehend Somatischabnorme auch nur eine vorübergehend psychische Abnormität, den Affect, die Leidenschaft hervorruft, so wie aber diese einmal erzeugt sind und in ihrer höchsten Blüthe dastehen, geben sie uns ganz das getreue Bild eines Seelenkranken selbst. Man vergleiche nur z. B. den Paroxysmus eines Heftigzornigen mit dem eines Maniacus, das Bild eines von tiefem Grame

29) Ich habe dieses ausführlich in meiner allgem. Diagnostik der psych. Krankh. 2te Aufl. S. 328 — 377 bewiesen.

und Kummer Ergriffenen mit dem Bilde eines Melancholischen u. s. w. Gehen wir nur auf die Genesis der Leidenschaften zurück, und wir werden das Gesagte noch mehr bestätigt finden. Es ist, wie ich schon angegeben habe, das Entstehen einer Seelenkrankheit durch eine körperliche bedingt; ohne letzte kann erste sich nie entwickeln. Durch irgend eine Veranlassung wird ein Leiden in der somatischen Sphäre des Organismus hervorgerufen, und erst aus diesem entspringt die psychische Krankheit, so dafs also diese gleichsam als ein grofsartiges Symptom einer körperlichen Krankheit betrachtet werden mufs. Dem Seelenleiden entspricht also stets ein körperliches. Und läfst sich wohl eine ähnliche Beziehung der Leidenschaften und Affecte zum Somatischen läugnen? Während der mit lebendigem, raschem Blutsysteme, mit Neigung zu Bluteongestionen zum Kopfe sehr leicht den heftigsten Zornparoxysmen preifsgegeben wird, trägt der zu Angst, Kummer, Traurigkeit und ähnlichen psychischen Depressionen Geneigte die somatische Quelle davon in einer kranken Leber, in Stockungen im Pfortadersysteme u. s. w. Wahrlich, man würde weniger hart und strenge über den Menschen urtheilen, wenn man jederzeit die Abhängigkeit seines Psychischen vom Somatischen gehörig zu würdigen verstände. Das ist ein heftiger, ein zorniger, aufbrausender Mensch, heifst es oft; wohlan, mindert sein lebhaftes, heifses Blut, haltet die Congestionen vom Kopfe ab, kurz, ändert sein Somatisches um, und er wird ruhiger, wird weniger leidenschaftlich sein. So giebt es Menschen, die selten in heftige Affecte, in Leidenschaften gerathen, und man nennt sie die ruhigen, besonnenen, giebt ihnen einen Vorzug vor den leidenschaftlichen, aber gewifs einen unverdienten; ihr Blut, ihr Nervensystem ist matt, wie ihre Seele [30]). Aber wie sieht es da mit der moralischen Frei-

30) Die gröfsten Denker, die geistreichsten Menschen, die ausgebildetsten Genies sind in der Regel leidenschaft-

heit des Menschen aus? werden die Engherzigen mit bedenklicher Miene fragen. Lafst immerhin dem Moralisten, dem Theologen seine Ansichten und Deductionen von der Freiheit des Menschen; der Naturforscher kann sie wenig brauchen. Unser psychisches Leben ist und bleibt einmal bedingt durch unsere somatische Organisation: setzt den hohen menschlichen Geist, das Resultat unserer herrlichen Gehirnorganisation in ein Affengehirn, und es wird nichts mehr und nichts weniger, als ein Affengenie dabei herauskommen.

Dem bis jetzt Gesagten zufolge beschuldigt Henke wohl mit Unrecht die Hoffbauersche Definition, und es thut nichts zur Sache, wenn auch nach dieser die Gränze zwischen Leidenschaft und psychischer Krankheit hinwegfällt. Nur darf dieses nicht zu weit ausgedehnt werden, denn in Bezug auf den Grad und die Gröfse des Psychisch-Ergriffenseins findet wohl allerdings eine Gränze statt, dem Wesen nach aber fallen beide zusammen, und der höchste Grad der Leidenschaft ist immer als eine momentane, vorübergehende Seelenkrankheit zu betrachten. Dieses Momentane kann jedoch bleibend werden, sich selbstständig ausbilden, und dann ist die Seelenkrankheitsform vollendet. Wenn die Blutcongestion im Gehirne bei dem Zornigen bleibt, und fernere somatisch-organische Veränderungen daselbst construirt, so kann der Zornige, sagt man, seelenkrank oder tobsüchtig werden: wenn das Leberleiden des Gram- und Kummererfüllten fortwährt, so erklärt man, dafs er melancholisch werden kann. Allein

---

lich. Böse Buben, sagt man, werden tüchtige Köpfe; und so umgekehrt. Wer nicht leicht von Affecten und Leidenschaften ergriffen wird, hat auch einen langsamen, träge denkenden Geist. Man untersuche aber auch die körperliche Organisation, die somatische Constitution beider Arten psychisch verschiedener Menschen, und man wird auch hierin einen wesentlichen Unterschied, besonders in ihrem Blut- und Nervensysteme finden.

wir fragen hier: Werden dieses jetzt ganz neue, von den früheren wesentlich verschiedene psychische Zustände? Haben wir eine andere, als blofs nur in Bezug auf Ausbreitung, Grad und Gröfse basirte Differenz zwischen dem Zornigen und nun Tobsüchtigen, zwischen der gram- und kummervollen, und nun melancholischen Seele? Man könnte freilich einwenden, dafs ein wesentlicher Charakter der selbstständig-psychischen Krankheitsformen die Seelenunfreiheit, der Mangel der psychischen Selbstbestimmungskraft sei; allein wir fragen: Fehlt denn nicht diese auch bei den von Affecten und Leidenschaften im höchsten Grade Ergriffenen? Hat der Zornige in seinem Paroxysmus Willensfreiheit? Kann sich der von Gram und Kummer Ergriffene von seinen schwarzen Bildern, seiner Angst lossagen? Beide eben so wenig, als der Tobsüchtige und der Melancholische. Wo ist denn nun die Gränze zwischen der Leidenschaft und der Seelenkrankheit?

Gehen wir nun zum Streite Henke's mit Conradi über, den ich aus seiner eigenen Darstellung entlehne [31]).

Der Hauptzweck von Conradi's Abhandlung [32]) ist, die Richtigkeit der Lehre Pinel's über die Manie sans delire darzuthun, und die von Henke früher dagegen vorgetragenen Gründe zu widerlegen. Nachdem Conradi zuerst die Aussprüche der alten griechischen Aerzte über die Manie und ihr Verhältnifs zur Melancholie zusammengestellt, und bemerkt hat, dafs schon lange vor Pinel von einer Melancholia sine delirio die Rede gewesen, läfst er nun die Aeufserungen Pinel's und die von demselben erzählten Krankengeschichten folgen (was ich schon angegeben habe), und zählt die Aerzte und Psychologen auf, die Pinel's Ansicht beigetreten sind, wobei die Aeufserungen Hoffbauer's ausführlicher berührt werden. Hierauf läfst Conradi einen Auszug aus demjenigen folgen,

---

31) Zeitschrift 1829. Heft 2. S. 239 u. f.

32) Ich habe sie schon oben angeführt.

was von Henke über Pinel's Lehre gesagt wurde, und sucht dieses zu widerlegen. Die Widerlegung selbst nimmt folgenden Gang: Was Henke's Ansicht betreffe, dafs zu dem Wesen der Manie, wie jeder wahrhaft psychischen Krankheit, Aufhebung des Selbstbewufstseins, folglich der Vernunft und Freiheit wesentlich sei, so sei vor allem zu erinnern, dafs niemand geleugnet habe, vielmehr von Pinel und seinen Anhängern zugestanden und ausgesprochen sei, dafs der Maniacus nicht Freiheit der Selbstbestimmung habe, und nicht frei handeln könne. Die Hauptfrage sei aber: ob in den von Pinel beobachteten Fällen von Manie wahres Delirium (Wahnsinn im engeren Sinne, mit Verwirrung der Vorstellungen, vom gesunden Verstande abweichenden Urtheilen und Verwechselung der Bilder der Phantasie mit äufseren Sinneseindrücken) vorhanden sei; und ob diese Krankheit in einem Fehler des Denkvermögens, der Imagination und der Intelligenz ihren Grund habe, oder vielmehr, wie Pinel behauptet, durch einen Instinkt und Fehler des Willens begründet werde. Dafs das erste statt finde, sei von Henke keinesweges erwiesen. Denn wenn auch, nach Henke's Behauptung, das Selbstbewufstsein gestört werde, so könne man doch das Vorhandensein eines wahren Deliriums nicht annehmen, weil man keine fixen Ideen und krankhaften Bilder der Phantasie beobachte, die einen solchen unglücklichen Ausgang bewirken könnten. Selbst dann, wenn das Urtheil des Kranken noch nicht so irrig sei, dafs er die Verkehrtheit seines Thuns erkenne und beklage, könne er doch den Trieb, der ihn fortreifse, nicht besiegen, noch beherrschen. Von ihm gelten die Worte Ovid's, welche er die von Liebe entbrannte Medea sprechen läfst:

Sed trahit invitam nova vis: aliudque cupido,
Mens aliud suadet. Video meliora proboque
Deteriora sequor.

Conradi fügt dann hinzu: Selbst wenn der Kranke in den heftigen Anfällen nicht ruhig bleibt, und sein Ur-

theil der Vernunft nicht mehr völlig gehorcht, ja derselbe wohl gar nicht bei sich ist und irre redet, so bleibt doch diese Art der Manie vermöge ihres Ursprunges und der sie begleitenden Symptome, von der gewöhnlichen, die auf ein Delirium folgt, oder aus der Melancholie hervorgeht, verschieden. Auf diese Folgerung legt Conradi bedeutendes Gewicht, und führt zur Unterstützung derselben das Urtheil von Hartmann [33]) an, welcher mit Hoffbauer's [34]) früherer Ansicht (dafs wenn man auch bei der Manie sans delire vor dem Anfalle keine Spur von gestörtem Erkenntnifsvermögen entdecke, dadurch doch noch nicht erwiesen sei, dafs der Kranke auch während derselben des freien Gebrauches seines Verstandes mächtig sei) zusammenstimme, an einem anderen Orte [35]) aber doch gestehe, dafs diese Manie nicht von einer Affection der Phantasie ausgehe. Endlich giebt noch Conradi an, dafs von Henke ebenfalls eine Art der Manie mit scheinbar nicht gestörtem Erkenntnifsvermögen anerkannt, und dafs von ihm ausgesprochen werde, es könne Freiheit oder Unfreiheit des Menschen nicht immer nach den scheinbaren Merkmalen des ungestörten Gebrauches des Verstandes bestimmt werden, wohin von ihm die Fälle der Amentia occulta gerechnet würden. Endlich werde noch von Henke der Trieb zur Brandstiftung angenommen. Daher sei es um so auffallender, dafs von Henke Pinel's Manie sans delire nicht zugestanden werde, da doch die Beobachtungen von Pinel weniger zweifelhaft seien, als mehre der Beispiele, die von dem Triebe der Brandstiftung angeführt würden. — Dieses ist im Zusammenhange der wesentliche Inhalt der von Conradi gegen

---

33) Der Geist des Menschen u. s. w. S. 335.

34) Untersuchung über die Krankheiten der Seele. Th. 1. S. 255.

35) S. 348. Es ist dieses die schon von mir angeführte Stelle.

Henke vorgebrachten Gründe. Dagegen macht nun Henke seine Einwendungen [36]) in folgender Ordnung:

1) Es könne bei Entscheidung der hier obwaltenden Frage nicht darauf ankommen, zu erweisen, dafs es Fälle von Ausbrüchen der Manie gebe, bei denen kein wahres Irrereden, oder wie Conradi sich ausdrückt, kein Wahnsinn im engeren Sinne, als vorausgehend, oder begleitend wahrgenommen wird; die Hauptfrage sei vielmehr, ihrem Wesen und Sinne nach, lediglich die: «Ob es eine Manie gebe und geben könne, in welcher bei vollkommenem Selbstbewufstsein und ungestörtem Vernunftgebrauch, der von dieser Manie Ergriffene zu gewaltthätigen Handlungen nur durch einen Fehler des Willens bestimmt wird.» Das Vorkommen der Mania sine delirio in diesem Sinne müsse aber bestritten werden, indem die Existenz einer Manie bei bestehendem Selbstbewufstsein und ungestörter Vernunft nicht denkbar, und mit den Gesetzen, nach welchen die menschliche Seelenthätigkeit wirkt, unvereinbar sei.

2) Ueber die Beweise, welche sich in Conradi's Abhandlung finden, bemerkt Henke Folgendes:

a) Es wird ausdrücklich angegeben, dafs Pinel und seine Anhänger zugestehen, der an Manie sans delire Leidende sei der Freiheit der Selbstbestimmung beraubt, und könne nicht frei handeln. Daraus wird gefolgert, es komme hauptsächlich darauf an, ob in den von Pinel wahrgenommenen Fällen der Manie wahres Delirium, Wahnsinn im engeren Sinne statt finde, oder ob vielmehr, wie Pinel behaupte, die Krankheit nur in einem fehlerhaften Instinkt und Willen ihren Grund habe. Darauf ist zu erwiedern: Die Frage, um deren Lösung es sich handelt, kann nicht so gefafst werden, sondern ist so zu stellen, wie schon sub 1. angegeben wurde. Gestehen Pinel und seine Nachfolger zu, der an Mania sine delirio Leidende

36) Zeitschr. a. a. O. S. 246 u. f.

entbehre der Freiheit der Selbstbestimmung, und handle unfrei; so sei dadurch auch eingeräumt, dafs er in diesem Zustande des Selbstbewufstseins und des Vernunftgebrauchs ermangele. Selbstbewufstsein, Vernunft und Freiheit bedingen sich gegenseitig, und sind unzertrennlich.

b) Die Vertheidiger der Mania sine delirio behaupten, dafs, wenn man auch zugeben wolle, dafs das Selbstbewufstsein verdunkelt sei, doch deshalb noch kein wahres Delirium vorhanden sei, weil man keine fixen Ideen und keine Bilder einer kranken Phantasie wahrnehme, die einen solchen Anfall der Manie erregen könnten. Ja sogar, wenn die Kranken die Verkehrtheit ihres Thuns noch zu erkennen vermöchten und beklagten, würden sie doch von einem unwiderstehlichen Triebe fortgerissen. Alles dieses wird als Beweis für Pinel's Meinung betrachtet, dafs die Manie sans delire nur aus einem Instinkt oder Fehler des Willens, ohne Störung der Vernunft hervorgehe. Dagegen sagt Henke, dafs er, was den Streit über wahres Delirium oder Wahnsinn dabei betreffe, nie behauptet habe, dafs ausgebildeter allgemeiner Wahnsinn dabei zugegen sein müsse. Auch habe er nie in Abrede gestellt und gebe gerne zu, dafs die Art der Manie, welcher Pinel den Namen Manie sans delire gegeben hat, eine eigene, von der gewöhnlichen aus der Melancholie hervorgehenden, oder nach und mit allgemeinem Wahnsinn eintretenden Manie, zu trennende Art und Form sei. In Bezug auf das Wesen und die Grundursache solcher Anfälle aber, die man zu dieser eigenthümlichen Art der Manie gerechnet hat, sei zu erwägen, dafs diese Fälle durchaus nicht als völlig gleichartig erscheinen; denn 1) ein Theil der zur Mania sine delirio gerechneten Fälle gehöre der aussetzenden Manie mit unregelmäfsigen Intermissionen an [37]);

37) Hierher rechnet Henke Pinel's zweite Krankengeschichte, die Fälle, die er in seiner Zeitschrift 1822. Heft 1. S. 1 u. f. zusammengestellt hat; den von Feuerbach in seinen merkwürdigen Criminalrechtsfällen Bd. 2.

andere Fälle, die man als Beweise der Mania sine delirio betrachtet, sind die der krankhaften Zornmüthigkeit, Iracundia morbosa, oder nach Platner die Excandescentia furibunda. Dieser Schriftsteller [38]) betrachtet diese krankhafte Zornmüthigkeit als einen Mittelzustand oder eine Uebergangsstufe zwischen dem Jähzorne cholerischer Menschen und der Manie. Sie übertreffe die gewöhnliche (nicht krankhafte) Zornmüthigkeit weit an Heftigkeit, unterscheide sich aber von der Manie durch die Kürze der Anfälle und die häufigen Intermissionen. Und so wie die gewöhnliche Zornmüthigkeit aus der Affection des Begehrungsvermögens hervorgehe, so werde die krankhafte Zornmüthigkeit durch innere Reize vermittelst scharfer Säfte, oder der verborgenen Vorgänge im Nervensysteme erregt und unterhalten, so dafs der mindeste äufsere Anlafs die unverhältnifsmäfsigsten und heftigsten Ausbrüche bewirke. 3) Man habe Fälle, wo fixe Ideen zu gewaltthätigen Handlungen den Anlafs geben, zur Mania sine delirio gerechnet. Dafs bei den an fixen Ideen Leidenden, aufser dem Bereiche des herrschenden Irrwahns, Gedächtnifs, Verstand, ja ausgezeichneter Scharfsinn sich ungehindert wirksam beweisen können, ist bekannt. Andererseits stehe unbezweifelt fest, dafs innerhalb des Bereiches der fixen Idee und der von ihr abhängigen Gedankenfolge der Vernunftgebrauch und Freiheit der Selbstbestimmung bei dem Kranken nicht statt finde. Deshalb habe auch niemand daran gezweifelt, dafs an fixen Ideen Leidende zu den Irren oder Geisteszerrütteten gehören, selbst wenn die fixe Idee durchaus in keinem Zusammenhange mit der That zu stehen

---

mitgetheilten Fall des Bauern Rede, so wie auch die Abhandlung von Hinze: «Medicin. gerichtl. Gutachten über den Gemüthszustand des Bauern O., als Commentar zu Reil's Wuth ohne Verkehrtheit des Verstandes», in Henke's Zeitschr. 1822. Heft 1. S. 34.

38) Man vergleiche die Abhandlung Platner's, die ich oben angeführt habe.

scheint; denn bei dem gar nicht mit Sicherheit zu berechnenden Spiele der Ideenassociation in einem kranken Gehirne, würde keine menschliche Einsicht vermögen, Gewifsheit über wirkliche Freiheit der Selbstbestimmung zu geben. Die fixe Idee könne aber entweder sich bereits offenbart haben, oder eine solche könne auch noch nicht zum Vorschein gekommen, mindestens unbemerkt geblieben sein, wie in den Fällen, wo eine solche erst auf den Anlafs einer vom Kranken verübten gesetzwidrigen Handlung zur Sprache gebracht wird. Die letzten Fälle gehörten dann dem verschlossenen, oder verborgenen Irresein [Amentia occulta [39])] an, welche Benennung keinen Tadel verdiene, sobald man nur den Begriff einer relativen Verborgenheit im Gegensatze der Amentia manifesta damit verbindet. Die fixen Ideen der Verrückten, die sich für eine göttliche Person, Kaiser, Könige u. s. w. halten, offenbaren sich bald. Die fixen Ideen der Schwermüthigen bleiben oft lange Zeit verborgen und verrathen sich nicht selten erst dann, wenn der Irrwahn zu einer gewaltthätigen Handlung geführt hat. Es gehören dahin die fixen Ideen solcher Individuen, dafs man ihnen nach dem Leben trachte, sei es durch offene Gewalt oder durch Vergiftung, Zauberei, Sympathie; dafs sie zu einer bestimmten Zeit sterben müssen, dafs sie selbst oder andere die ewige Seligkeit nicht erlangen werden, dafs ihr Vermögen oder Erwerb nicht zureiche, sich und ihre Kinder zu ernähren u. s. w. In sofern solche Individuen nicht nur keine Merkmale offenbarer Geisteszerrüttung gezeigt, vielmehr Gedächtnifs, Ueberlegung, Planmäfsigkeit bei der Ausführung der That bewiesen haben, werde man sie als Beweise der Mania sine delirio betrachten wollen. Dennoch läugneten die Vertheidiger dieser Krankheitsform nicht,

---

39) Nach Platner. Siehe dessen 2 Progr. de amentia occulta. Lips. 1797. (In Hedrich's Uebersetzung a. a. O. S. 15 und 28.)

dafs innerhalb des Gebietes der fixen Ideen Selbstbewufstsein, Vernunft und Freiheit der Selbstbestimmung aufgehoben sei. Endlich 4) rechne man zur Mania sine delirio die Zustände des Anreizes durch einen gebundenen Vorsatz der blinden instinktartigen Triebe des unwiderstehlichen Dahingerissenwerdens. Fälle dieserArt seien es wohl vorzüglich, die Conradi zu der Behauptung bestimmten, dafs die Mania sine delirio nur auf einem krankhaften Instinkte oder Fehler des Willens beruhe, ohne Störung der Intelligenz. In den gerichtsärztlichen Gutachten der Vorzeit sind solche Fälle unter dem Namen eines Raptus melancholicus, Raptus furibundus aufgeführt. Solche Fälle einer plötzlich ausbrechenden offenbaren, aber nur kurze Zeit dauernden Manie, von der auch vorher scheinbar ganz gesunde Menschen befallen werden können, erfolgen besonders, wenn übermäfsig heftige Affecte, gastrische Reize, gestörter Monatsfluſs, Störung des Geburtsactes, der Lochien und der Lätation plötzlich eintreten, bei Hysterischen, bei Hypochondristen, bei Individuen, die an unregelmäfsigen Hämorrhoiden leiden, oder an Epilepsie und anderen schweren Nervenkrankheiten gelitten haben. Bei völligem körperlichen Wohlbefinden und ungestörtem Gleichgewichte aller Functionen sind solche, der menschlichen Natur widerstrebende Triebe noch nie wahrgenommen worden. Dem Anfalle zum Grunde liegende körperliche Krankheit findet allemal, und auch dann statt, wenn die Unglücklichen vor und nach dem Paroxysmus sich ihres blutdürstigen Triebes bewufst sind, davor warnen und Maafsregeln nehmen, um die Gewaltthätigkeit, zu der sie sich angetrieben fühlen, unmöglich zu machen. Vermöge des krankhaften Prozesses, der, namentlich wo Brennen und schmerzhafte Empfindung im Unterleibe und eine von dort aufsteigende Hitze zum Kopfe grofse Beängstigung u. s. w. als Vorboten vorausgehen, vom Gangliensystem anhebt und allmählig sich bis zum Gehirn verbreitet, wird im Anfalle Vernunft und Selbstbewufstsein entweder ganz vernichtet,

oder aufser Wirksamkeit gesetzt und gelähmt. Völlig analog gehe die aufsteigende Aura epileptica bei der bekannten Art der Epilepsie dem vollendeten Anfalle voraus. — So weit Henke in seinen Einwendungen gegen Conradi. —

Wollen wir nun gleich den von Henke gemachten Einwendungen andere gegenüberstellen, woraus wir ersehen, dafs die Annahme einer Existenz der Mania sine delirio überhaupt, und die von Conradi aufgestellten Behauptungen insbesondere, noch in keinem Falle durch Henke widerlegt sind. Denn

1) kann man zwar mit Henke zugeben, dafs einige von den von Pinel, Reil u. a. erzählten Fällen der Mania sine delirio nicht angehörten, und folglich mit falschem Namen belegt worden sind. Wir stofsen in Henke's Zeitschrift selbst auf einige solche irrig benannte Beispiele. So hat Hinze [40]) einen Fall mitgetheilt, der der periodischen Tobsucht angehört, und bei dessen Darstellung er die Begriffe von der Mania sine delirio und von der periodischen Manie offenbar mit einander verwechselt. Eben so wenig gehört die von Schuler [41]) erzählte Geschichte der Mania sine delirio an, wo ein Gefangener auf vielfache und die grausamste Weise im Gefängnisse Versuche zum Selbstmorde machte, zuerst sich mit einem blechernen Löffel die Kehle abzuschneiden, dann den Schädel an dem eisernen Ofen einzustofsen suchte, und nachdem er geheilt war, mit voller Erinnerung den ganzen Hergang erzählte und versicherte, dafs er dieses an sich mit vol-

---

40) Medicinisch-gerichtliches Gutachten über den Gemüthszustand des Bauern O., als Commentar zu Reil's Wuth ohne Verkehrtheit des Verstandes: in Henke's Zeitschr. 1822. Heft I. S. 34.

41) Versuch zum Selbstmord von eigener Art, als Beitrag zu den Beobachtungen eines Zustandes von Wuth ohne Störung des Verstandes. Ebendas. 1829. 2tes Heft. S. 460.

lem Bewufstsein und mit voller Geistesgegenwart ausgeübt habe. Es gehört dieses zu den nicht selten vorkommenden Fällen von beabsichtigten und mit Willen, und zwar oft mit hohem Grade von Willenskraft, ausgeführten Selbstmorden. Darin übrigens, dafs sehr oft der Name «Mania sine delirio» irrig angewandt wurde, wird wohl niemand einen Beweis für die Unmöglichkeit der Existenz der Mania sine delirio selbst finden, daher Henke's erste Einwendung durchaus von gar keiner Beweiskraft ist.

2) Der Hauptsatz, worauf sich besonders Henke stützt, dafs Selbstbewufstsein, Vernunft und Freiheit sich gegenseitig bedingen, findet keine allgemeine Gültigkeit, und man kann demselben besonders einwenden, dafs es zwar ganz richtig ist, dafs da, wo Freiheit des Willens ist, auch Selbstbewufstsein sein mufs, allein es verhält sich nicht umgekehrt so, denn es folgt daraus noch gar nicht, dafs auch da, wo Selbstbewufstsein ist, Freiheit des Willens sein müsse [42]). Aus dieser einzigen Erfahrung

---

42) Eine ganz einseitige Behauptung stellt Stegmann, der sich auch zu Henke's Ansicht bekennt, auf. Derselbe sagt (Henke's Zeitschr. 11tes Ergänzungsheft S. 3.): «Wenn eine gesetzwidrige Handlung von einer Person begangen wurde, deren psychischer Zustand zweifelhaft war, stellte ich jedesmal zuerst die Frage auf: beging die Person die Handlung mit Selbstbewufstsein, d. h. war sie im Augenblicke der That sich selbst bewufst, oder nicht?» Diese Frage reicht jedoch nicht zu, da nach dem oben Gesagten die Freiheit des Selbstbewufstseins zugegen sein kann, und es kann dennoch keine Zurechnung statt finden, weil noch die Freiheit des Willens fehlt. Die Frage mufs also so gestellt werden: «Beging die Person die That mit Freiheit des Selbstbewufstseins, und mit Freiheit des Willens?» — In Frankreich wird dies genau berücksichtigt. Da nach Art. 64. des Strafcodex der Wahnsinn den Begriff des Verbrechens ausschliefst, so müssen die Geschwornen, wenn sie überzeugt sind, dafs der Angeklagte zur Zeit des begangenen Verbrechens damit behaftet gewesen sei, erklären, dafs er nicht mit freiem Willen gehandelt habe, was einer Freisprechung gleich

geht also schon die Möglichkeit der Existenz eines psychischen Zustandes hervor, der in vorhandenem Selbstbewufstsein mit aufgehobener Freiheit des Willens bestehen kann. Der Irre, der Pinel selbst seinen unglücklichen Trieb, den Aufseher des Spitales zu morden, klagte, war gewifs der Freiheit seiner Selbstbestimmung beraubt, ohne dafs dabei die Vernunft und das Selbstbewufstsein seines eigenen traurigen Zustandes wäre aufgehoben gewesen, da er selbst seinen eigenen Zustand kannte und richtig darüber urtheilte. Dagegen wird freilich Henke einwenden, dafs dieses Selbstbewufstsein, dieses Erkennen des Triebes nur in den leichten Zwischenräumen statt finde, und nie zu gleicher Zeit in dem Anfalle des blinden Triebes zugegen sei; allein dagegen führen wir die Erfahrung an, dafs Fälle bekannt sind, wo Kranke der Art mitten im Anfalle des Triebes sich vor demselben entsetzt haben, wie dieses ein interessantes, von Mende [43]) mitgetheiltes Beispiel einer Amme beweist, die plötzlich von dem Triebe, ihr Kind zu morden, ergriffen wurde, allein mitten im Anfalle des Triebes selbst sich vor dem Mordgedanken ent-

---

kommt. Viele Geschworne sind jedoch keine solche gewandte Psychologen, dafs sie den freien Willen von dem Willen des Geisteskranken gehörig unterscheiden können. So stellte der Präsident eines Gerichtshofes an die Geschwornen Fragen, und erhielt folgende Antworten: 1) Ja, der Angeklagte ist schuldig, einen Menschenmord begangen zu haben. 2) Ja, dieser Mord wurde freiwillig und mit Vorbedacht begangen. 3) Ja, der Angeklagte war wahnsinnig in dem Augenblicke, wo er den Mord vollbracht hat. Diese sich widersprechende Erklärung wurde jedoch von dem Obergerichte keineswegs verworfen. Man verstand darunter, dafs der Beklagte der wahrhafte Thäter sei, dafs er aber keinen anderen Willen dazu, als den eines Geisteskranken, einen gleichsam thierischen Willen gehabt habe, der aufser gesetzlicher Schuld sich befinde. Vergl. Georget ärztliche Untersuchung der Criminalprozesse von Leger, Feldtmann u. s. w. A. d. Französ. von Amelung S. 145.

43) Auch von Henke a. a. O. erwähnt.

setzte, mit dem Messer forteilte, es wegwarf, und es vermied, mit dem Kinde allein zu bleiben; ein offenbarer Beweis, dafs der blinde Trieb, die Willenskrankheit auch ohne alles Irrsein, ohne Delirium bestehen kann. Ein ähnlicher Fall [44]) ereignete sich in der Entbindungsanstalt zu Würzburg, wo ein Mädchen, wegen der Mordlust, die es empfand, weder ihr eigenes Kind sehen, noch mit anderen Wöchnerinnen in demselben Zimmer sein wollte, weil es fürchtete, dafs es dem Drange, die Kinder zu tödten, nicht widerstehen würde. Endlich bemerke ich noch, dafs die Behauptung Henke's, «dafs Selbstbewufstsein, Vernunft und Freiheit nur verschiedene Aeufserungen eines und desselben Grundvermögens, aber unzertrennlich und sich gegenseitig bedingend seien,» zwar an und für sich wahr ist, jedoch nicht zu dem Beweise dient, den Henke damit führen will. Wenn auch einzelne Sphären eines und desselben Grundvermögens sich gegenseitig bedingen, so folgt daraus doch noch nicht, dafs nicht die eine oder die andere für sich allein in einen abnormen Zustand gerathen kann. Und so wie vom somatischen Leben aus betrachtet, von mehren, einem und demselben Systeme (Grundvermögen) angehörigen und sich gegenseitig bedingenden Organen und Functionen, nur eines, oder das andere vom physiologischen Leben abweichen kann, eben so kann, vom Standpunkte des psychologischen Lebens aus, jede einzelne psychische Function, bei normalem Bestehen der übrigen, getrübt erscheinen. —

Der neueste Schriftsteller über diese Krankheit ist Groos, welcher derselben eine umfassende Abhandlung [45])

---

44) Mitgetheilt von d'Outrepont in Henke's Zeitschrift. 7r Jahrg. 3s Heft.

45) Die Lehre von der Mania sine delirio psychologisch untersucht, und in ihrer Beziehung zur strafrechtlichen Theorie der Zurechnung betrachtet. Heidelberg 1830. (Diese Schrift steht im Auszuge in Hesselbach's Bibliothek der deutschen Med. und Chir. 1830. Ergänzungsblatt

gewidmet hat, in welcher er besonders als Vermittler der entgegengesetzten Ansichten auftritt. Nachdem derselbe im ersten Kapitel [46]) die Thatsachen für die Begründung der Lehre von der Mania sine delirio nach den hier schon mitgetheilten Ansichten von Pinel, Reil, Hoffbauer, Mittermaier u. a. zusammengestellt, erwähnt er im zweiten Kapitel [47]) den Streit, der sich über die Existenz dieser Krankheitsform erhoben hat, wobei er besonders ausführlich die Einwendungen Henke's gegen Conradi erwähnt [48]), und im dritten Kapitel [49]) die Ansicht äufsert, dafs auf beiden Seiten der Streitenden noch einige Punkte unaufgelöst geblieben seien. Henke, sagt er, behalte darin Recht, dafs im Anfalle der fraglichen Krankheit selbst vollkommenes Bewufstsein und ungestörter Vernunftgebrauch zu walten aufhören, obschon auch über das verschwunden sein sollende Bewufstsein noch einige Zweifel entstehen können, da Fälle bekannt seien, wo Kranke der Art mitten im Anfalle des Mordtriebes sich vor dem Mordgedanken entsetzt, und das Mordinstrument, was sie schon in der Hand hatten, weggeworfen haben. Conradi dagegen habe Recht, dafs er den ursächlichen Sitz der Krankheit nicht in das Erkenntnifs-, sondern in das Empfindungs- und Begehrungsvermögen verlegt, während Henke den krankhaften Prozefs der Zustände des Anreizes durch einen gebundenen Vorsatz vom Gangliensystem des Unterleibes aus, als dem primären Krankheitssitze und Zunder des unwider-

---

S. 3. Sie ist recensirt in: Menzel's Litteraturblatt 1831. Novemb. Nr. 118. Leipz. Litt. Zeit. 1832. Nr. 67. Mein Magazin für Seelenkunde. 6s Heft. S. 241. Hecker's litterar. Annal. der Heilk. 1831. April S. 473, eine Antikritik von Groos dagegen; Ebendas. August S. 470.)

46) S. 1 — 18.

47) S. 18 — 27.

48) S. 27 — 42.

49) S. 42 — 65.

widerstehlichen Triebes anheben läfst, und folglich gegen seinen vorangeschickten theoretischen Hauptsatz von der Unzulässigkeit der objectiven Trennung der drei Grundvermögen der Seele wirklich eine primäre Krankheit des Begehrungsvermögens bei ursprünglicher Gesundheit des Erkenntnifsvermögens zuzugeben gezwungen ist. Gälte es hier blofs Worte (fährt Groos weiter fort [50]), so liefse sich der Streit auf der Stelle folgendermaafsen entscheiden: In der Mania sine delirio ist der Verstand ursprünglich ganz gesund, und blofs in dem Augenblicke der Wuth durch den übermäfsigen Trieb verdunkelt; wenn also der Kranke tobt und raset, so geschieht es nicht aus irrigen Begriffen, sondern aus dem blinden Triebe, er handelt also in dem Augenblicke ohne Begriffe, er delirirt also nicht, denn Deliriren ist ein Urtheilen und Schliefsen nach verkehrten Begriffen, hier aber sind gar keine Begriffe im Momente der Handlung da, sie sind alle verschwunden, folglich giebt es eine Mania sine delirio im Sinne Pinel's, Conradi's und Mittermaier's. Allein diesem Beweise läge eine Petitio principii hinsichtlich einer höheren Frage zum Grunde, weil hier die objective Trennung des Erkenntnifs- und Begehrungsvermögens, als wirklich in der Natur gegründet, vorausgesetzt wird, die doch erst zu beweisen wäre, und hier ergeben sich nun noch einige durch den Streit unaufgelöste Punkte, die den Verfasser zum vierten Kapitel hinführen [51]), in welchem er die Dunkelheiten in der Lehre von der Mania sine delirio aufzuklären sucht. Ehe er jedoch seine Meinung entwickelt, hält er es, um nicht mifsverstanden zu werden, für nöthig, vorerst seine Ansichten über Vernunft, Verstand und Willen vorauszuschicken. Vernunft, als das oberste Seelenvermögen, definirt er als das Vermögen der angeborenen allgemeinen Grundideen des Wahren, Schönen und Guten

50) S. 45.

51) S. 65 — 87.

in Plato's Sinne, und im Gegensatze der erst durch Sinnenerfahrung erworbenen Verstandesbegriffe des Locke. Den Verstand definirt er als das Vermögen der richtigen Anwendung dieser allgemeinen Grundideen auf besondere Fälle. Der Verstand giebt also den allgemeinen Grundideen, als der Form, erst die specielle Richtung und den reellen Inhalt [52]). In Hinsicht des Willens stellt Groos einen Urwillen und einen Nachwillen im Menschen auf [53]).

---

52) Als einen unverkennbaren Beweis von der Tauglichkeit dieser Definitionen führt Groos S. 69 folgende Stelle aus Epictet an: «Die angeborenen Grundbegriffe (Plato's Ideen) können einander nicht widersprechen. Oder ist irgend ein Mensch, der es nicht bejahete, dafs das Gute nützlich und unserer Wahl würdig sei? Ist einer unter uns, der es nicht begriffe, dafs die Gerechtigkeit etwas Schönes und Geziemendes sei? Nein! Das kommt daher, weil wir schon von Natur selbst einigen Unterricht über dieses Kapitel gleichsam mit auf die Welt bringen. Worüber wird man denn aber streitig? Ueber die Anwendung dieser allgemeinen Grundbegriffe auf besondere Fälle. Der eine sagt: Das ist eine herrliche That! Ein anderer sagt: Nichts weniger, als dieses! Daher aller Streit, worin die Menschen zusammengerathen. Das ist zwischen Juden und Syrern, und Aegyptiern und Römern der Streit: nicht ob man die Religion nicht in gröfsten Ehren halten sollte, sondern ob die Religion erlaube, oder nicht, dafs man Schweinefleisch esse. Wir fufsen auf diese angeborenen Begriffe, zugleich aber geben wir der stolzen Einbildung Platz, dafs wir sie richtig anzuwenden wissen. Warum sollte ich, sagt man, nicht wissen, was Schön und Häfslich sei? Habe ich nicht von Natur einen Begriff davon? Freilich hast du. Wende ich denselben nicht auf besondere Sachen an? Auch das! Und wende ich ihn denn nicht richtig an? Das ist nun die ganze Frage. Die unrichtige Anwendung ist es, die Streit und Zänkereien herbeiführt. Denn wenn wir nicht nur jene Grundbegriffe, sondern auch ihre gehörige Anwendung von Natur besäfsen, was würde uns zur Vollkommenheit noch fehlen?» Siehe Arrian's Epictet, aus dem Griechischen übersetzt von Schulthefs. Zürich 1766.

53) Man vergleiche damit Groos's Ansichten in seiner Schrift: «Der Skepticismus in der Freiheitslehre, in

Der Urwille, eins mit der Vernunftidee des Guten, ist absolut frei, aber als ein göttlicher Funke und dabei intelligenter Wille kann er unmöglich das Böse wollen. Der Nachwille ist ein durch den Organismus gebrochener Strahl des Urwillens, er ist der gewöhnliche Wille des Sinnenmenschen und ist durch den Organismus, als das brechende Medium, an Motive gebunden. Dieser Nachwille, als Nachhall des Urwillens, verübt das Böse, verleitet durch den falschen Schein des Guten, in Folge der falschen Verstandesbegriffe. — Nach diesen vorausgeschickten allgemeinen Begriffen geht nun Groos zur Lösung des im Anfange dieses Kapitels angeführten Punktes über. Die Vertheidiger, so wie die Gegner der Lehre von der Mania sine delirio (sagt derselbe), sprechen alle von einem unwiderstehlichen, unwillkührlichen, wider Willen Fortgerissenwerden zu gewaltthätigen Handlungen. Diesem setzt nun der Verfasser folgende Fragen entgegen: 1) Kann ein solches wider Willen Bestimmtwerden zur Handlung durch den Willen verursacht sein? Unmöglich. Die Handlung müfste sonst mit Willen vollbracht werden. Der Wille, oder das Willensvermögen, ist also nicht krank. 2) Kann ein solches unwillkührliches Hingezogenwerden zur Handlung durch die Willkühr verursacht sein? Unmöglich. Es müfste sonst ein willkührliches, und nicht ein unwillkührliches Handeln sein. Das Vermögen der Willkühr ist also nicht krank. 3) Kann ein solches unwiderstehliches Fortgerissenwerden zur Handlung durch das Begehruugsvermögen verursacht sein? Es ist eben so wenig mit im Spiele, als beim Missethäter, der sich ebenfalls unwiderstehlich zum Galgen fortgeschleppt fühlt, ein weder gesundes, noch krankes Begehren nach dem Besteigen der Leiter hat. Das Begehrungsvermögen ist also offenbar nicht krank und alienirt, indem das unwidersteh-

---

Beziehung zur strafrechtlichen Theorie der Zurechnung, Heidelberg 1830, besonders Seite 50.“

liche Fortgerissenwerden zugleich ein unausstehliches, widriges ist. Man mag sich also drehen und wenden, wie man will, man mag es Wille, Willkühr oder Begehrungsvermögen nennen: in keinem dieser Sinne genommen erscheint ein Kranksein des in Rede stehenden Seelenvermögens, weil es gerade der unvernünftigen Handlung entgegengestimmt erscheint. Die gewaltsame Handlung in der Mania sine delirio mufs also (wenn nicht schon ein psychisches Leiden vorausgegangen ist, oder zu Grunde liegt) einen andern als psychischen, einen aufser der Seele liegenden Grund zur wahren Ursache haben, und zwar eine somatische, im kranken und alienirten Organismus bedingte Ursache. Schon der gesunde Organismus bietet in der so merkwürdigen Erscheinung des Erröthens einen Fingerzeig dazu: erfolgt dieses nicht so recht offenbar wider Willen, gegen alle Willkühr? widerspricht es nicht laut und unläugbar den Forderungen des Begehrungsvermögens? Und dennoch ergreift es mit unwiderstehlicher Macht den Gesunden, den Verständigen, den Moralischen. Nun denke man sich einen Menschen von schwarzgalligem Temperamente, mit körperlicher Krankheitsanlage, mit wirklichem Leiden des Pfortadersystems, mit Abnormität des Herzbeutels, mit krankhafter erhöhter Reizbarkeit des Herzmuskels u. s. w., es entsteht eine unbeschreibliche körperliche Angst, ein krankhafter Instinkt, um sich Luft zu machen, erwacht als abnormer Trieb. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, möchten Nasse's Forschungen über die psychische Beziehung des Herzens, der Leber, der Milz [54]) u. s. w., besonders im abnormen Zustande dieser Organe

---

54) Hierher gehören die Aufsätze von Nasse: «Erinnerung an den Zustand des Herzens bei Verrückten und Verbrechern, im Archive für medicin. Erfahr. 1817. Juli. August. S. 161. Von der psychischen Beziehung des Herzens, in seiner Zeitschr. für psychische Aerzte 1818. Is Heft S. 49. Ueber die Abhängigkeit oder Unabhängigkeit des Irreseins von einem vorausgegangenen körperlichen Krank-

(wogegen er als materialistische Behauptung so heftig protestirt, was aber auch wieder von Friedreich [55]) vertheidigt wurde), in ihrer höheren Wichtigkeit hervorgehen. Schliefsen wir nun aus diesen Erfahrungssätzen rückwärts, so gelangen wir zu dem obersten Thema: dafs die Seelenvermögen, das Denk-, Gefühls- und Willensvermögen, als Aeufserungen einer und der nämlichen Seele, nicht im Widerspruche untereinander stehen können. Wie der Urwille mit den Vernunftideen, so läuft der Nachwille mit den Verstandesbegriffen parallel und in den verschiedenen Nuancen des verfinsterten Verstandss, in sofern dadurch der Nachwille sich immoralisch gestalten mufs, einerseits, wie andererseits in der Beschaffenheit des kranken Organismus, sucht der Verfasser die geheime Quelle aller der scheinbaren Widersprüche der Seelenvermögen unter sich, und glaubt in den Fällen der Mania sine delirio diese Quelle wirklich gefunden zu haben. Im psychisch-kranken, sagt derselbe [56]), so wie im psychisch-gesunden Zustande, haben wir es mit einem Conflicte des Geistigen im Menschen, mit dessen Thierischem zu thun. Im psychisch-gesunden Zustande handelt der Mensch conform seiner reinen Verstandesbegriffe; im psychisch-kranken hingegen drängt sich in Folge der Krankheit des körperlichen Organes irgend eines der Seelenvermögen ein vom Körper aufwucherndes, als somatisches Element in

---

heitszustande, Ebendas. S. 128, und 3s Heft S. 409. Ueber die psychische Beziehung des Athmens, Ebendas. 1820. 1s Heft. S. 101. Ueber die Verrücktheit in psychisch-niederen Theilen, Ebendas. 1822. 1s Heft S. 36.» Dann mehre, meist unter Nasse's Leitung verfertigte Dissertationen, als z. B.: Klaatsch, De psychica organorum dignitate, Halae 1818. Walther, De psychica hepatis dignitate, Halae 1818. Alertz, De psychica lienis dignitate, Bonn 1822. Nebe, De psychica dignitate cutis, Bonn 1822.

55) Allgemeine Diagnostik der psychischen Krankheit. 2te Aufl. S. 195 u. f.; dann S. 329 — 377.

56) S. 82 u. f.

die Reihe der früher reinen Verstandesbegriffe, die als Motive wirken, ein, und eben durch Eindrängung eines solchen somatischen Elementes in den psychischen Prozefs, wodurch augenblicklich das Selbstbewufstsein getrübt wird, und die Sinne in Verwirrung gerathen, und nicht durch Krankheit des Willens und Begehrungsvermögens selbst, läfst Groos die Mania sine delirio entstehen. Hierauf geht nun derselbe im fünften Kapitel seiner Schrift [57]) zur Beziehung der Mania sine delirio, zur Zurechnung über. Da in der Regel, sagt er, die Gesetzbücher unter Geisteskrankheit einen permanent kranken Geisteszustand verstehen, oder doch wenigstens einen solchen offenbar kranken Geisteszustand, welcher der gesetzwidrigen Handlung erwiesenermaafsen vorangegangen ist, und als Ursache sie begründet hat, so bleiben alle temporären Störungen des Bewufstseins, welche im geistig-gesunden, wie im blofs körperlich-kranken Menschen sich zutragen können, und somit auch die Fälle von der Mania sine delirio, in sofern sie nicht offenbar unter die Rubrik der intermittirenden Manie oder auch des fixen Wahnes subsumirt werden können, ausgeschlossen von der Befreiung von der Strafe. Betrachtet man das, was Henke und Mittermaier, so wie Jarke und Regnault, hinsichtlich der Zurechnungsfähigkeit bei der Mania sine delirio anführen, so stöfst man hier wieder auf mehre Widersprüche mit dem obersten Grundsatze der Zurechnungstheorie und mit dem ächten Begriffe der Gerechtigkeit selbst. Und so möchte denn hier die Frage und der Versuch ihrer Beantwortung am rechten Orte stehen: auf welcher Seite die Schuld der Dunkelheiten und Widersprüche liege, ob auf Seiten der wahren oder falschen ärztlich-psychischen Lehre von der Mania sine delirio, d. h. ihrer ärztlichen und juristischen Vertheidiger oder Läugner; oder ob auf Seiten der juristischen Zurechnungslehre selbst, die, als solche, untaug-

57) S. 87.

lich wäre, dem Begriffe einer wahren Gerechtigkeit gemäfs angewandt zu werden. Da nun Groos von der psychologischen Seite aus die Schwierigkeiten wirklich beseitigt zu haben glaubt, so dürfte also nicht mehr innerhalb, sondern aufserhalb unserer ärztlich-psychologischen Lehre die wahre Schuld alles Streites liegen, und es wird dieser Streit so lange bleiben, als die Strafrechtswissenschaft auf leidenschaftlichen, und nicht auf rein-vernünftigen Grund und Boden gebaut ist. Es nehme die Strafrechtswissenschaft einen Schwung, sie erhebe sich vom Standpunkte der Rache zum Standpunkte der Besserung und Sicherung! So zerfliefst die grofse Difficultät in der auf die Mania sine delirio angewandten Zurechnungslehre in die allenfalls streitige, aber auf jeden Fall unbedeutende kleine Frage: Ob der Kranke, der als solcher der juristischen Besserungscur unzugänglich bleibt, und der ärztlichen Besserungs- und Heilungskunst anheim zu fallen hat, dem psychischen, oder ob er dem somatischen Arzte zu übergeben sei? eine um so bedeutungslosere Frage, da jeder von beiden beides sein soll. Einige, des Verfassers hohe Humanität beurkundende Bemerkungen über das Besserungssystem beschliefsen seine geistreiche Schrift, an welcher das lobenswerthe Bestreben, die Dunkelheiten in der Mania sine delirio aufzuhellen und die streitenden Partheien mit einander zu vereinigen, durchaus nicht verkannt werden darf. Allein eben der tief denkende Geist des Verfassers, der auch alle übrigen Schriften desselben so vortheilhaft auszeichnet, ist es, der ihn bei seinen Untersuchungen auf einige Hypothesen geführt hat, gegen welche ich mir, unbeschadet der hohen Achtung, die ich gegen denselben als Freund und ausgezeichneten Gelehrten hege, einige Gegenbemerkungen erlauben mufs:

1) Vorerst wird sich ein Zweifel an der Distinction, die der Verfasser vom Willen aufgestellt hat, erheben. Er stellt einen Urwillen auf, der eins ist mit der Vernunftidee des Guten, der absolut frei ist, und als ein göttlicher

Funke und dabei intelligenter Wille unmöglich das Böse wollen kann, und dann einen Nachwillen, der ein durch den Organismus gebrochener Strahl des Urwillens, der gewöhnliche Wille der Sinnenmenschen ist. Betrachten wir diese Behauptung von einer ideellen Seite aus, so werden wir sie zugeben können; allein sie findet keine Realität, keine Anwendung auf den Menschen und seine Freiheit selbst, kann daher nicht zur Aufklärung des fraglichen Thema's dienen. Der Philosoph wird bei seinen Untersuchungen über den Menschen Resultate und Lehrsätze finden, die praktisch betrachtet keine Autorität erhalten, und dem Naturforscher und Arzte bei ihren Nachforschungen über den menschlichen Organismus nie zur Basis dienen dürfen. Der Grund liegt darin, weil der Philosoph hier den Menschen betrachtet, wie er sein sollte, gleichsam den ideellen Menschen, der in der Wirklichkeit nicht existirt, sieht, während der Naturforscher und Arzt den wirklichen Menschen, den Menschen in seiner Realität vor Augen haben muſs. So ergeht es nun auch der von Groos aufgestellten Eintheilung und Ansicht vom Willen. Der Urwille wird immer und ewig nur in der Idee existiren, in einem menschlichen Organismus kommt derselbe nicht vor. Der Wille des Menschen ist eine Function in der gesammten psychischen Lebenssphäre desselben, und ist also, so wie die gesammte Psyche, Resultat der somatischen Organisation. Wir haben also immer einen vom Somatischen abhängigen, oder durch dasselbe bedingten Willen [58]), so wie es jede andere psychische Function auch

58) «Die Willenskraft ist nicht weniger, wie eine jede andere physische und psychische Kraft, Naturkraft. Wo fängt denn die Thätigkeit des Willens an? Auf derselben Stufe des regen Lebens, wo die Empfindung und der Instinkt beginnt. Mag nun auch dieser Wille sich bis zum Menschen herauf in einem weit höheren Grade potenziren und hier freier, mächtiger, selbstständiger als innere Kraft auftreten, so bleibt diese Kraft doch immer auch hier gebunden an innere und äuſsere Einflüsse, an

ist, und eben so wenig wie in einer menschlichen Organisation von einem Urverstande, einer Urvernunft, einem Urgemüthe — eben so wenig kann von einem Urwillen die Rede sein.

2) Die Vertheidiger der Lehre von der Mania sine delirio nehmen ein unwiderstehliches, unwillkührliches, wider Willen Fortgerissenwerden zu gewaltthätigen Handlungen an. Dieser Annahme setzt nun Groos einige Zweifel entgegen, wobei er sich aber offenbar in, wiewohl scharfsinnige, Wortspiele einläfst. Er behauptet nämlich a) ein solches wider Willen Bestimmtwerden zur Handlung könne nicht durch den Willen verursacht sein, die Handlung müfste sonst mit Willen vollbracht werden, folglich sei der Wille, oder das Willensvermögen, nicht krank. Vor der Hand mufs hier sogleich bemerkt werden, dafs Groos in diesem Satze bei dem Worte «Willen» auch das Wort «normal» hätte beisetzen müssen, so dafs der Satz so lautet: «Das wider Willen Bestimmtwerden kann nicht durch den normalen Willen verursacht sein, sonst müfste die Handlung mit normalem Willen vollbracht werden u. s. w. In dieser Stellung ist dieser Satz wohl unbestreitbar, allein der von Groos gemachte Schlufs ist falsch. Denn wenn wir auch zugeben, dafs dieses Fortgerissenwerden zur Handlung eben so wenig durch den (normalen) Willen verursacht, als es mit (nor-

---

physiologische innere und äufsere Bestimmungen. Diese Willenskraft bildet, erhebt, verstärkt sich; ist aber auch den schwächenden Potenzen des sinnlichen organischen Lebens unterworfen. Warum würde man denn sonst selbst in der Rechtsform den Unterschied machen zwischen dem mündigen und unmündigen Alter, zwischen dem kindlichen Willen, der noch keinen Act der öffentlichen Willensfähigkeit vollziehen kann, und dem Willen, wo die Freiheit zu einer gröfseren Selbstständigkeit und Umsicht erwachsen ist?» Grohmann, in Nasse's Zeitschrift für psychische Aerzte, 1820. 1s Heft S. 31. Vergl. auch S. 42, 43 u. f.

malem) Willen vollbracht wird, so folgt daraus noch keineswegs, dafs also der Wille oder das Willensvermögen nicht krank sei. Es ist die Aufgabe des normalen Willens, sich psychisch selbst bestimmen zu können; also gerade in solchen Fällen, wo das Fortgerissenwerden zur Handlung geschieht, ist der Wille auch abnorm, weil er seine normale Aufgabe nicht erfüllen kann, da bei einem gesunden, einem normalen Willen, die Handlung nicht hätte erfolgen können. Ferner behauptet Groos: b) dafs ein solches unwiderstehliches Fortgerissenwerden zur Handlung nicht durch das Begehrungsvermögen verursacht werde. Allein dagegen wird man gerade behaupten können, dafs diese unwiderstehlichen Handlungen immer in blinden Trieben, unzubändigenden Neigungen u. dergl. bestehen, also in die Kategorie des abnorm gesteigerten, abnorm gerichteten Begehrungsvermögens gehören. Wenn Groos sagt, das Begehrungsvermögen sei bei der Mania sine delirio eben so wenig mit im Spiele, als beim Missethäter, der sich unwiderstehlich zum Galgen fortgeschleppt fühlt und ein weder gesundes, noch krankes Begehren nach dem Besteigen der Leiter hat, so ist nicht wohl einzusehen, wie dieser Vergleich hierher passen soll, der auch noch dazu, wenn nicht dem Missethäter die Todesangst das ganze psychische Leben und folglich auch das Begehrungsvermögen gelähmt hat, nicht allgemein-gültig ist. Der von Groos aufgestellte Satz endlich: «Das Begehrungsvermögen ist also nicht krank und alienirt, indem das unwiderstehliche Fortgerissenwerden zugleich ein unausstehliches, widriges ist,» ist nicht immer richtig, da es auch Fälle giebt, wo der Kranke in diesem Fortgerissenwerden, und in der Ausführung sowohl als vollendeten That, etwas Angenehmes, Behagliches findet. Der Kranke freut sich auf den Augenblick, wo er das Mordinstrument ergreifen und seinen inneren Trieb befriedigen kann, er weidet sich an dem Anblicke des von ihm geschlachteten Opfers: es ist dieses gleichsam eine Art psychischen Heifshungers, dessen An-

stalt zur Befriedigung selbst, vorübergehende Wollust ist. Wenn nun Groos aus seinen Behauptungen schliefst und sagt, «man möge sich drehen und wenden, wie man will, man mag es Wille, Willkühr oder Begehrungsvermögen nennen, in keinem dieser Sinne erscheine eine Krankheit,» so geht aus den eben ihm gemachten Einwendungen gerade das Gegentheil hervor, nämlich: dafs bei der Mania sine delirio immer eine Krankheit des Willens und des Begehrungsvermögens zugegen, oder vielmehr, dafs sie selbst darin primitiv begründet sei, worüber ich später noch mehre Beweise angeben werde. Die Behauptung von Groos, dafs die Seelenvermögen, das Denk-, Gefühls- und Willensvermögen, als Aeufserungen einer und der nämlichen Seele, nicht im Widerspruche untereinander stehen können, wäre gleich mit der Behauptung, es sei nicht möglich, dafs eine psychische Function, bei normalem Fortbestehen der übrigen, erkranken könne, wovon uns die Erfahrung das Gegentheil zeigt. Das liegt ja eben im Begriffe des Krankseins, sei es des somatischen oder psychischen, dafs die einzelnen Functionen unter sich in Widerspruch oder Gegensatz gerathen; wäre dieses nicht der Fall, so wäre Harmonie der Functionen, oder Gesundheit zugegen, und es würde aus der Groosschen Behauptung, dafs die einzelnen Vermögen einer und derselben Seele nicht in Widerspruch gerathen können, das Absurdum hervorgehen, dafs sie stets in harmonischer Einheit vorhanden sein müfsten, oder, mit anderen Worten, dafs es gar nie eine psychische Krankheit geben könne. — Was nun die fernere Ansicht von Groos betrifft, wie die Mania sine delirio entsteht, so übergehe ich diese, weil sie mit seiner schon früher ausgesprochenen Ansicht über die Entstehungsweise der psychischen Krankheiten zusammenhängt, die näher zu erwähnen oder zu widerlegen hier nicht der Ort ist [59]), auch auf das hier zu untersuchende Thema,

59) Diese Ansicht hat Groos in seiner Schrift: Entwurf einer philosophischen Grundlage für die Lehre von

ob es Krankheiten des Willens giebt oder nicht, von keinem Belange ist. — —

Nach dieser vorausgeschickten historisch-litterarischen Skizze über diese Krankheit, wenden wir uns nun

II. zur Erörterung der Frage: Ob es eine Mania sine delirio gebe, was sie sei, und in welcher Beziehung sie zur Zurechnung stehe?

Ich muſs offen bekennen, daſs ich dieses Thema als eines der schwierigsten finde, um so mehr, als aus dem Vorausgegangenen ersichtbar ist, daſs eben sowohl die Vertheidiger der Existenz dieser Krankheit, als wie auch ihre Gegner, ihre Aufgaben nicht befriedigend lösen konnten, wiewohl man zugeben wird, daſs es den Gegnern am wenigsten gelungen ist, die Unmöglichkeit der Existenz dieser Krankheit darzuthun, wie dieses zum Theil aus meinen, gegen ihre Einwendungen gemachten Einwürfen erhellt. Folgende Punkte können uns vielleicht näher zur Sache führen:

1) Die Frage, ob es eine Wuth ohne Verkehrtheit des Verstandes, ohne Delirium geben könne, setzt nothwendigerweise vorerst die Beantwortung der Frage voraus: Ob es möglich sei, daſs irgend eine einzelne der psychischen Functionen erkranke, bei normalem Fortbestehen der übrigen? [60]) Diese Frage wird wohl unbe-

---

den Geisteskrankheiten, Heidelberg 1828; auch unter dem Titel: Psychiatrische Fragmente 1r Bd., niedergelegt. Die Schrift ist zu interessant, als daſs ich die Leser nicht auch mit den über sie erschienenen Kritiken bekannt machen sollte: Man vergl. Berl. Jahrb. für wissensch. Krit. 1828. Nr. 101. Archiv für medic. Erfahr. Juli, Aug. 1828. S. 685. Diese wissensch. Annalen, October 1828. Jenaische Litteraturzeit. 1829. Januar. Nr. 3 u. 4. Medicin.-chirurg. Zeit. 1830. Juni. Nr. 48. Ein vollständiger Auszug findet sich in meinem Magazin für Seelenkunde, 1s Heft. S. 109.

60) Der treffliche Grohmann, der immer rein aus der Erfahrung und Natur, folglich wahr spricht, sagt (Nasse's Zeitschr. für psych. Aerzte, 1818. S. 491.) ganz

dingt sowohl vom Standpunkte der Theorie, als der Erfahrung aus betrachtet, bejaht werden müssen. So wie der somatische Lebensprozefs durch verschiedene Functionen sich ausspricht, und oft nur die eine Function erkrankt, während die übrigen normal fortbestehen, eben so spricht sich auch der psychische Lebensprozefs durch mehre Functionen aus, als: Verstand, Gemüth und Wille, oder wie man sie immerhin eintheilen und benennen mag, und es kann auch, eben so wie im Somatischen, das Eine für sich allein erkranken. Ich habe an einem anderen Orte [61]) eine Menge von Erfahrungen mitgetheilt, welche uns hinreichenden Beweis liefern, dafs bei einem Psychischkranken eine Seelenfunction so abnorm sein kann, dafs dadurch allein schon die Selbstständigkeit einer psychischen Krankheitsform hinreichend charakterisirt ist, während andere psychische Functionen theils durchaus keine Spur von Abnormität verrathen, theils sogar noch in schärferer Energie hervortreten. Belege dafür sind die Ueberlegung und List solcher Kranken, womit sie eben sowohl ihre Umgebungen zu hintergehen, als ihre fixe Idee zu verbergen wissen; die häufig vorkommende Steigerung der Verstandeskräfte während der Paroxysmen, die sich theils durch die verständigsten Gedanken und witzige Antworten, theils sogar durch einen gewissen Grad von Beredsamkeit, dem sie in gesunden Tagen nicht gewachsen waren, kund thut; das gute getreue Gedächtnifs mancher Irren, welches sie eben so wenig zugefügte Beleidigungen, als empfangene

---

richtig: Jede der einzelnen Seelenkräfte hat ihren eigenen Normaltypus der Wirksamkeit, Ordnung und Abweichung. Die eine kann gesund sein, und die andere erkranken. Dies zeigt ja selbst schon der Wahnsinn, wo oft, bis auf eine fixe Idee, die Seele richtig denkt und urtheilt. Die Krankheiten der Seele können nicht weniger universell und partiell sein, als die krankhaften Affectionen des Körpers.

61) In meiner allgem. Diagnostik der psychischen Krankh. 2te Aufl. S. 34 u. f.

Wohlthaten vergessen läfst; das Gefühl der Kranken für Recht und Unrecht, ihre Schaamhaftigkeit, wenn sie auf einer unordentlichen Handlung erwischt werden; das bei den wenigsten Kranken, selbst da, wo die Erkenntnifssphäre im höchsten Grade der Stumpfheit befangen ist, erloschene Gefühlsvermögen, was ihre Neigung zur Musik, zu den Religionsübungen, ihre Dankbarkeit und Anhänglichkeit an den sie mit Menschlichkeit behandelnden Arzt und Wärter beurkundet u. s. w. Dasselbe bestätigt auch Esquirol, was mit Recht gegen die, besonders für die gerichtliche Psychologie so verderbliche, falsche Ansicht Jener spricht, die nur einem, in allen Beziehungen Psychischgestörten den Namen «seelenkrank» beilegen zu dürfen wähnen. Derselbe sagt [62]): «Parler d'un fou c'est pour le Vulgaire parler d'un malade, dont les facultés intellectuelles et morales sont toutes de naturées, perverties ou abolies: c'est parler d'un homme, qui juge mal de ses rapports extérieurs, de sa position et de son état; qui se livre aux actes les plus desordonnés, les plus bizarres, les plus violens, sans motifs, sans combinaisons, sans prevoyance etc. Le public et même des hommes très instruits ignorent, qu'un grand nombre des fous conservent la conscience de leur état, celle de leurs rapports avec les objets extérieurs, celle de leur delire. Plusieurs coordonnent leurs idées, tiennent des discours senses, defendent leurs opinions avec finesse et même avec une logique severe etc.» Wenn wir nun; dem Gesagten zufolge, annehmen dürfen, dafs einzelne psychische Functionen für sich allein, bei normalem Fortbestehen der übrigen, erkranken können [63]), so werden wir dadurch

---

62) Note sur la monomanie homicide. Paris 1827. p. 3. Man vergl. auch damit, was Georget in seiner Schrift: Des maladies mentales considérées dans leurs rapports avec la legislation, Paris 1827. p. 38 u. f. sagt.

63) Diesem dürfen wir noch die Erfahrung beifügen, dafs auch im gesunden psychischen Leben die verschiede-

2) zur Beantwortung einer uns hier näher liegenden Frage geleitet, nämlich zu der, ob es Krankheiten des Willens an sich giebt, oder ob der Wille für sich allein erkranken könne? Diese von andern vielfach bestrittene, und meistens verneinte Frage, wird wohl am leichtesten gelöst, wenn wir die hierher bezüglichen trefflichen Untersuchungen Grohmann's zu Rathe ziehen.

Grohmann läfst zuerst die Erfahrung sprechen [64]), um zu zeigen, wie bei den verschiedenen verbrecherischen Handlungen die Abnormitäten des Willens einer ganz vorzüglichen Berücksichtigung unterworfen werden müssen. Es ist, sagt derselbe [65]) ganz treffend, eine sonderbare Erscheinung, dafs das Gesetz in der Beurtheilung criminneller Handlungen eine psychologische und ärztliche Berathung über die Art und Weise der dem Verbrecher eigenthümlichen Verstandes- und Sinnenfähigkeit erlaubt, ob hier nicht vielleicht abnormale Zustände und Verirrungen statt finden, während nicht allein die nähere Berathung, sondern auch selbst schon der Gedanke von einem gesundheitswidrigen inneren Zustande des Willens aus den Acten und defensionsmäfsigen Erforschungen der Verbrecher ausgeschlossen zu sein scheint. Grohmann stellt nun folgende vier krankhafte Willensbestimmungen auf, welche die Imputabilität der aus ihnen entstehenden Verschuldungen bei dem Mangel der moralischen Freiheit ausschliefsen, nämlich:

---

nen einzelnen Seelenkräfte oft einen verschiedenen Grad von Stärke und Schwäche zeigen, und unter sich selbst nicht immer in einem richtigen Verhältnisse stehen. Die höchste und stärkste Willenskraft ist oft mit einem geringen Grade des Verstandes verbunden. Der Verstand, die Intellectualität, kann grofs und scharf sein, und dennoch die moralische Bestimmungskraft darnieder liegen u. s. w.

64) Ueber krankhafte Affectionen des Willens; ein Beitrag zur Beurtheilung crimineller Handlungen: in Nasse's Zeitschr. für psychische Aerzte, 1818. S. 471.

65) A. a. O. S. 476.

a) Die Betäubung der freien Willenskraft [66]). Es kann unter gewissen Umständen die moralische Willenskraft und Empfindung unterliegen, und ein Zustand entspringen, der ein psychisches Bedingnifs unwillkührlicher, verbrecherischer Handlungen wird, und es ist der ärztlichen Beachtung werth, unter welchen Umständen Einwirkungen, und bis zu welchen Graden bei diesen oder jenen leidenden Affectionen des Körpers und Gemüthes, die Passivität eines solchen Willens eintreten könne. Schon Haller hat bemerkt, dafs bei gewissen Exacerbationen des Körpers die freie Kraft des Willens wegfalle, und in maschinenmäfsige Bewufstlosigkeit übergehe. So ist z. B. die Erfahrung in besonderen Fällen der Entbindungen und überstandenen Geburtsarbeiten nicht ganz ungegründet, dafs der erste Ausdruck, welchen Mütter über die Geburt des Kindes zeigen, mehr passive Ruhe und Sorglosigkeit, als thätiger Ausdruck einer freien und freudigen Willenskraft ist. Dieser Zustand der unfreien Willenskraft ist aber um desto weniger an äufseren Symptomen zu erkennen, da die passive Ruhe und Indolenz des Subjects mehr die Ruhe und Fassung, als das leidende Erstarren der Willenskraft zu bezeugen scheint: ein Umstand, der um desto mehr bei Untersuchungen in Criminalfällen eine genaue Seelenkunde voraussetzt, damit man nicht an den äufseren Symptomen der Ruhe und Gleichgültigkeit die innere freie Willenskraft des Thäters bei Begehung seines Verbrechens erhärten zu können glaube. Es stimmt diese Atonie der Willenskraft mit dem nervösen Zustande der körperlichen Organisation überein, und es ist auch die Willenskraft schon an und für sich einer solchen Schwäche und Entkräftung unterworfen. Organisch und physisch ist die Möglichkeit und Wirklichkeit einer solchen Willenslosigkeit nicht zu bestreiten, wenn man nicht aus reinen moralischen Begriffen eine Willenskraft construiren will, die blofs im Be-

66) A. a. O. S. 478.

Begriffe, aber in der Erfahrung höchst selten, oder vielleicht gar nie statt findet. Im Vorübergehen verdient noch bemerkt zu werden, dafs eine solche Erstarrung und psychische Abstumpfung der freien Willenskraft auch in vielen Fällen die causale Triebfeder und das psychische innere Motiv des Selbstmordes sein kann.

b) Verrückung der freien Willenskraft von ihrem eigenthümlichen Zweck und handelnden Prinzip [67]). Wenn ein gewisser Wahnsinn, welcher die freie Verstandesthätigkeit hemmt, Verrücktheit genannt wird, so kann man die eigenthümliche abnorme Abweichung der Willenskraft von ihrer eigenen Regel und Ordnung, zum Unterschiede von der psychischen Willenskrankheit, welche Betäubung ist, mit dem analogen Namen der Verrückung oder Verkehrtheit bezeichnen. Dafs diese Abweichung der Willensthätigkeit von ihrem eigenthümlichen Principe nicht etwa die Folge einer Krankheit, welche die Function des Verstandes oder der Erkenntnifskraft betrifft, sondern ein unmittelbarer krankhafter Zustand der Willenskraft selbst sei, von welchem hinwiederum die Krankheit oder die verkehrte Thätigkeit des Verstandes ein indirecter Erfolg ist, das ergiebt sich einestheils aus dem gegenseitigen Verhältnifs dieser Geisteskräfte, theils aber auch deutlich genug aus Beispielen der Erfahrung, wo die krankhafte Bestimmung des Willens unmittelbar aus demselben und den beigesellten moralischen und sinnlichen Triebfedern entspringt. Die Geschichte der Verbrecher zeigt solche Beispiele, wo durchaus verrückte und verkehrte Willensrichtung die Triebfeder des Verbrechens war; wie z. B. Mordthaten an Gegenständen der Liebe, der Verwandtschaft, in der tollen Idee, um sie desto gewisser seelig zu machen, oder den Mühseligkeiten, den Verführungen der Welt zu entziehen, u. s. w. Ein ferneres Merkmal dieser Verbrechen aus Verrückung der Willenskraft ist die bei solchen

67) A. a. O. S. 487.

Verbrechen gewöhnlich sich zeigende Unnatürlichkeit und Grausamkeit: auf eine ungewöhnlich seltsame Art hat der Verbrecher seine That verübt; den Körper wollte er unfehlbar und gewifs tödten, um desto sicherer die Seele von ihren Banden zu befreien, er hat die Mordthat mit wiederholten Messerstichen ausgeführt, den Leib ganz verstümmelt, u. s. w. Je stärker diese Verrückung auf einer und derselben Idee haftet, desto mehr wirft sie sich gleichsam über den Körper her, um ihn ganz gewifs und unfehlbar zu vernichten.

c) Ohnmacht des Willens durch Ueberreizung oder Wuth [68]). Der Wille verlangt zu seiner ruhigen Ueberlegung nicht weniger, wie der Verstand zur richtigen Erkenntnifs, einen bestimmten und festen Haltungspunkt, der entweder an den äufseren Gegenständen, oder an bestimmten und bestimmenden Vorstellungen, oder endlich an dem sich gleichbleibenden Bewufstsein, entweder mehr auf die reine Bestimmung der Persönlichkeit, oder auf einen gleichen und analogen Gefühlszustand, oder auf der lebendigen Vergegenwärtigung und Erinnerung beruhen kann. Der Wille unterliegt also nach diesen psychischen Bestimmungen mittelbar und unmittelbar mannigfaltigen Modificationen der Freiheit und freien Handlungsweise. Nach augenblicklich eindringenden krankhaften Affectionen ist die freie Willkühr und Besonnenheit gar nicht mehr möglich, so dafs dann der Wille physiologisch und psychisch in seinen naturwidrigen Aeufserungen bedingt ist. Ein Zimmergeselle verwundete einen Kameraden, der mit ihm arbeitete, tödtlich mit dem Beile, weil jener neckend Kurzweil mit ihm getrieben, und alle wiederholte Bitten der Schonung zurückgewiesen hatte. Wüthend, aufser aller Fassung des Bewufstseins, fährt jener endlich auf ihn zu, und versetzt ihm den tödtlichen Streich. Diese Wuth, in welcher diese Art von Verbrechen verübt worden, ist ein

68) A. a. O. S. 496.

blinder Anfall, Naturinstinkt, Ueberwältigung und Uebereizung der Willenskraft. Wie kann hier der Wille frei handeln, wo er durch solche überwältigende Reize gequält und besiegt wird?

d) Hemmung der moralischen freien Kraft durch Entzündung und Ausartung der thierischen Triebe [69]). Wir erblicken hier die tiefste Stufe der Menschheit: Ausbrüche der rohesten Thierheit und Brutalität, Mordthaten aus Wollust, Vater- und Muttermord u. s. w., die theils der Heftigkeit, theils der Ausartung wilder Triebe zuzuschreiben sind [70]). Untersuchen wir diese Greuelthaten nach ihrer physischen Bedingtheit, so dürfte sich doch auch ein anderes Resultat ergeben, als dasjenige ist, welches sich aus der alleinigen moralischen Berücksichtigung ableiten läfst. Wir sehen hier nämlich den Menschen nicht mehr als moralisches freies Wesen, sondern durch Natur und Instinkt beherrscht von der thierischen Lust der niedrigsten Triebe. Wir finden in der menschlichen Natur eine gewisse Organisation, welche zwar die Form der edelsten Humanität sein kann, aber doch auch zugleich von der Thierheit einen Theil mit an sich trägt. Wir finden hier so viele Abstufungen, dafs es nicht zu verwundern ist, wenn wir das, was wir in den Thieren sehen, auf der untersten Stufe der Menschheit wieder finden, den Instinkt nämlich der Triebe mit allen seinen theils zweckmäfsigen, theils zweckwidrigen Erscheinungen. Der heftige Trieb der Wollust geht in Hafs und Feindseligkeit über: der höchste Genufs scheint in manchen Arten an Vernichtungslust anzugränzen: in manchen Thiergeschlechtern wird das neuge-

---

69) A. a. O. S. 501.

70) Ein schauderhaftes Beispiel der Art bietet uns Leger dar, der das Blut eines Mädchens, welches er ohne alle Veranlassung tödtete, trank, von dem Fleische afs, mit dem Leichname Nothzucht trieb u. s. w. Man sehe hierüber: Georget, Examen medical des procès criminels des nommés Leger, Feldtmann etc. Paris 1825.

borne Leben auf eine feindliche Art vom Vater- und Mutterleben vernichtet. Welcher Contrast unter diesen Erscheinungen der Naturtriebe! Erscheinungen, die aber doch jene Greuelthaten auf der untersten Stufe der Menschheit erklären. Wir haben es hier nicht mehr mit dem Menschen, sondern nur mit dem Thiere in dem Menschen zu thun. —

Wir haben hier nun, mit Grohmann, die verschiedenen krankhaften Erscheinungen des Willens betrachtet, sie bis zur untersten Stufe der Abnormität begleitet. Mit dem Reiche des Menschen öffnet sich eine weite Sphäre des psychischen und physischen Seins. Die moralische Freiheit beginnt zwar hier ihre Herrschaft, aber auch die irdische Natur tritt hier in einer gröfseren Macht und Ausbreitung auf. Wenn in dem Thierleben alles an die Bande des beschränkteren und einseitigeren Instinktes geschlossen ist, so eröffnet dieser selbst in dem empfänglicheren und thätigeren Menschenleben, ohne dafs der Mensch es immer hindern kann (denn auch er ist ein Kind und Wesen der Natur), seine Fesseln, und fesselos reifst er nun bestimmend den Menschen mit sich fort, mehr als unglückliches, als sich frei bestimmendes Wesen. Ueppige Triebe wachsen aus, und was wir so oft in der ganzen lebenden Natur sehen, dafs der formelle Trieb wuchernd und von groben Säften emporgetrieben erkrankt, das finden wir denn auch in dem Reiche einer höheren Willenskraft, in sofern auch sie bisweilen von der Vernunftmäfsigkeit realer Zwecke herabsinkt, und sich selbst vernichtend und ersterbend in den Aufwuchs kranker und geiler Triebe ergiefst [71]).

Um nun noch fernere Beweise für die Möglichkeit einer selbstständigen Erkrankung des Willens zu liefern, wollen wir noch eine andere, nicht minder interessante, und aus der Erfahrung geschöpfte Abhandlung Grohmann's berühren [72]). Mit vollem Rechte rügt derselbe,

71) Grohmann a. a. O. S. 505 und 506.

72) Innere krankhafte Affectionen des Willens, welche

dafs in der gerichtlichen Arzneikunde unter den Krankheiten des Geistes, welche verbrecherische Handlungen bedingen können, blofs die sogenannten psychischen aufgezählt werden, solche, welche die eigenthümliche Sphäre der wahrnehmenden und intellectuellen Thätigkeit ausmachen. Allein es giebt auch moralische unmittelbare Desorganisationen des freien Willens, von denen Grohmann folgende aufführt: a) Moralischer Stumpfsinn[73]). Wie die Receptivität des wahrnehmenden Geistes ihre verschiedenen Grade von Empfänglichkeit und Rigidität hat, wie dieses nicht weniger hinsichtlich des zusammenfassenden und combinirenden Verstandes der Fall ist, eben so zeigen sich auch verschiedene Formen der Empfänglichkeit, Lebendigkeit und Reizbarkeit in der Willensthätigkeit. Der moralische Wille offenbart hier eben sowohl seine verschiedenen psychischen Modificationen. Es giebt zwar auch hier eine allgemeine Stärke, nach welcher die moralische Integrität des Willens immer noch innerhalb der Gränzen freier möglicher Selbstbestimmung bleibt, aber auch eine Form, die abnormal ist, und den Torpor oder den Stumpfsinn moralischer Kraft und Empfänglichkeit bezeichnet. Dieser Torpor kann nun entweder mehr auf den moralischen Gefühlszuständen, welche die moralische Selbstbestimmung einleiten und begleiten, oder mehr auf dem Stumpfsinn der thätigen, beschliefsenden und selbstbestimmenden Kraft, oder auch endlich mehr auf demjenigen Antheile der Gemüthsstimmung beruhen, welcher den Willen zur Ausführung bringt. Solche stumpfsinnige Charaktere der moralischen Willenskraft, sind nur die Maschinen der menschlichen Natur der äufseren Gestalt und Beschauung nach; es sind Charaktere, die, je indolenter und empfäng-

---

die Unfreiheit verbrecherischer Handlungen bestimmen: in Nasse's Zeitschrift für psychische Aerzte. 1819. 2s Heft. S. 157 — 179.

73) A. a. O. S. 162.

licher sie gegen das System von wohlthätigen und zuthunlichen Neigungen sind, desto indolenter und hartnäckiger betragen sie sich auf der anderen Seite in abneigenden und feindlichen Begehrungen; eine Indolenz, deren Thätigkeit, Ausdauer und Feindseligkeit selbst auf der brutalen Natur und den instinktartigen Trieben der menschlichen Natur beruht. — b) Brutalität des Willens [74]). Es giebt in der menschlichen Natur eine Anlage zur Brutalität, und diese offenbart sich oft angeboren und temperamentsartig in manchen Subjecten auf eine abnorme, hervorstechende Weise; eine Brutalität des Begehrens, der thierischen Neigungen, die sich selbst durch die Art ihrer Aeufserungen zu erkennen giebt. Es ist der Ausdruck der viehischen Rohheit. Bei dem daraus entstandenen Verbrechen finden wir das eigenthümliche Symptom des Mords und Todtschlags, ohne Ursache der instinktartig und blind handelnden Mordbegierde, Rachgier aus den kleinsten und unbedeutendsten Ursachen. Die Handlung ist hier nur Determinismus des vorherrschenden brutalen Triebes, und der Besinnungslosigkeit des freien Willens. — c) Moralischer Blödsinn [75]) Dieser Blödsinn ist nicht die gewöhnliche, mit diesem Namen bezeichnete Leidenheit des Verstandes, oder der intellectuellen Kräfte, sondern die Verwirrung der moralischen Willenskraft, wo jene psychische krankhafte Affection nur ein secundärer und nicht immer nothwendig beigesellter Erfolg ist. Besonders zeigt sich dieser Blödsinn als momentane, oder periodische Anwandlung von Verwirrung der moralischen Kraft, ein transitorischer, periodisch-moralischer Cretinismus, und er ist diejenige Leidenheit der selbstbestimmenden Kraft, von der bisweilen Verbrecher sagen, sie seien bei Vollstreckung der Uebelthat wie bethört gewesen. — Wir werden aus diesen, aus der Natur unseres psychischen Lebens treu geschöpf-

74) A. a. O. S. 167.

75) A. a. O. S. 171.

ten Untersuchungen Grohmann's gewifs die Ueberzeugung gewinnen, dafs die Willensseite in unserer psychischen Sphäre unmittelbar und selbstständig erkranken kann, und fügen diesem noch bei, was der treffliche Beobachter Georget [76]) sagt: «Si l'intelligence peut-être pervertie ou abolie; s'il en est de même de la sensibilité morale, pourquoi la volonté, ce complement de l'être intellectuel et moral, ne serait-elle pas troublée ou anéantie? Est ce que la volonté, comme l'entendement et les affections, n'éprouve pas des vicissitudes, suivant mille circonstances de la vie? Est ce que l'enfant et le vieilliard ont la même force de volonté, que l'adulte? Est ce que les passions n'amolissent pas ou n'exaltent pas la volonté? Est ce que l'éducation et mille autres influences ne modifient pas l'exercice de la volonté? S'il en est ainsi, pourquoi la volonté ne serait elle pas soumise à des troubles, à des perturbations, à des faiblesses maladives, quelque incomprehensible que cet état soit pour nous?»

Wenn nun die Mania sine delirio, nach dem Zeugnisse aller derer, die diese Krankheitsform beobachteten, durch ein unwiderstehliches, unwillkührliches Fortgerissenwerden zu Handlungen u. s. w. sich charakterisirt, so wird dem eben über Willenskrankheiten Vorausgeschickten zufolge, es wohl nicht mehr bezweifelt werden dürfen, dafs 1) diese Krankheitsform als eine primäre Willenskrankheit zu betrachten sei. Fügen wir nun dieser Behauptung den ebenfalls schon vorher bewiesenen Satz [77]) bei, dafs eine einzelne der psychischen Functionen für sich allein, bei normalem Fortbestehen der übrigen, erkrankt sein kann, so ist dadurch auch zugleich 2) bewiesen, dafs eine Willenskrankheit ohne Störung der Verstandesverrichtungen, der Perception, der Urtheilskraft u. s. w. nicht unmöglich ist;

---

76) Nouvelle discussion medico-legale sur la folie. Paris 1828. p. 50 et 51.

77) Vergl. oben.

wobei wir noch die früher schon ausgesprochenen Sätze wiederholen wollen: dafs 1) eine Freiheit des Urtheils bestehen kann, bei aufgehobener Freiheit des Entschlusses, und 2) dafs, wenn es gleichwohl richtig ist, dafs da, wo Freiheit des Willens ist, auch Selbstbewufstsein sein mufs, daraus doch nicht folgt, dafs da, wo Selbstbewufstsein ist, auch Freiheit des Willens sein müsse, so dafs also die Existenz eines psychischen Zustandes, der in vorhandenem normalem Selbstbewufstsein mit aufgehobener Freiheit des Willens besteht, nicht mehr geleugnet werden kann.

II.

Ueber die Entstehungsweise und die Bildungsgeschichte der Ruhr.

Von

Naumann,

Professor in Bonn.

Die Anlage zur Ruhr mufs als eine sehr allgemeine betrachtet werden. Sehr häufig leiden kleine Kinder an dieser Krankheit, obgleich Aretäus behauptete, dafs dieselben häufiger vom Durchfalle, dagegen junge Leute vorzugsweise von der Ruhr befallen würden. Strack sah sogar, dafs von ruhrkranken Müttern Kinder geboren wurden, welche gleichfalls an der Krankheit litten. In einem, von Zimmermann erzählten Falle hatte eine Frau, vierzehn Tage vor ihrer Entbindung, die Ruhr überstanden; sie gebar ein von derselben behaftetes Kind, das nach drei Tagen starb. Eben so wenig bleibt das höchste Alter verschont. Personen, die eine sehr schwache Verdauung ha-

ben, und selten ungestraft einen Excefs sich erlauben dürfen, oder die schon an und für sich oft und leicht an Durchfällen leiden, sind der Ruhr besonders ausgesetzt. Dürftige, ungesunde Nahrung ist der Krankheit nicht weniger günstig. — Zur Zeit herrschender Ruhrepidemieen scheint jeder fremdartige Reiz im Darmkanale die Krankheit rasch zur Entwickelung bringen zu können. Dieses gilt z. B. von Intestinalwürmern, von denen manchmal nur die Ueberreste ausgeleert werden (Vomitio muci, ut spermatis ranarum). Nicht minder sind starke Gallenergiefsungen in den Darmkanal hier zu nennen, und wahrscheinlich werden heftige Gemüthsbewegungen nur aus diesem Grunde mit unter den Schädlichkeiten aufgeführt. Auch Individuen, welche durch erschöpfende Krankheiten, oder arzneiliche Einwirkung, namentlich durch Quecksilbercuren, sehr angegriffen worden sind, werden leicht der Ruhr zur Beute. Eben so sehr wird dieselbe durch ein ärmliches, in Schmutz vergrabenes Leben begünstigt. Gern ergreift die Ruhr Personen die sich leicht erkälten, rheumatischen oder catarrhalischen Affectionen unterworfen sind. — Kummer und Furcht, vorzüglich Furcht vor der Krankheit selbst, dürfen nicht übersehen werden.

Am häufigsten wird die Ruhr im Frühjahre und im Herbst beobachtet, obwohl dieselbe von keiner Jahreszeit ganz ausgeschieden ist. Die meisten grofsen Epidemieen begannen im Spätsommer, im August oder September (Animadverti morbum hunc fere semper autumni initio invadere solere, et adpropinquanti hyemi pro tempore cedere. Sydenham.). Die Frühjahrsepidemieen sind gewöhnlich weniger allgemein (Pringle Beob. über die Krankh. einer Armee. S. 257.) Doch kommen viele Ausnahmen vor. Akenside beobachtete, von 1760 — 62, im Winter eben so viele und gleich bedeutende Ruhrfälle, als im Herbste, und erst mit dem Frühjahre trat allgemeiner Nachlafs ein.

Grofse Hitze, mit Feuchtigkeit verbunden,

ist der Ruhr besonders günstig. In vielen heifsen, durch feuchte Luft ausgezeichneten Tropenländern ist dieselbe beinahe endemisch, und bedroht die eben angekommenen Europäer gar sehr. In sumpfigen Gegenden pflegt die Ruhr bei grofser Hitze selten ganz auszubleiben. Grofse Tageshitze mit nachfolgenden kühlen Abenden und Nächten, hat man von jeher besonders beschuldigt, so auch die Morgennebel, und ungewöhnliche, von häufigen Gewittern und Regengüssen unterbrochene Hitze. Stoll hielt jeden rapiden Witterungswechsel überhaupt in dieser Hinsicht für nachtheilig (Rat. med. P. IV. p. 68.). Aber Fernelius erinnert, dafs der furchtbaren Ruhr vom Jahre 1538 die gleichmäfsigste Witterung vorangegangen sei (De abditis rerum causis. Frankf. 1581. p. 213 ff.). — Indessen scheint es doch entschieden zu sein, dafs Hitze bei feuchter Witterung, oder in sumpfigen und überschwemmten Gegenden (daher, nach Nicolai, auch in der Nähe von Flachsröstegruben), das Entstehen der Ruhr am meisten begünstigt. Dieses giebt auch Broussais zu, obwohl er, im Jahre 1807, in der Umgebung von Udine, bei grofser trockener Hitze eine Ruhrepidemie sich entwickeln sah; fast alle im Spitale sich Meldende litten an Kolik, zu welcher, wenn sie sich täglich mehre Fleischmahlzeiten erlaubten, bald Diarrhöe sich gesellte. Schnurrer erinnert, dafs man die Ruhr vom Jahre 1800 nicht für die unmittelbare Folge der Hitze und Trockenheit erklären könne, wenn man bedenkt, dafs schon im Frühjahre Diarrhöen nicht nur sehr allgemein, sondern häufig auch von den der Ruhr eigenen Erscheinungen, von Stuhlzwang und Blutabgang begleitet gewesen seien (Chronik der Seuchen. Th. II. S. 428.). Aber selbst in hochliegenden sandigen, übrigens gesunden Gegenden, kann grofse Hitze am Tage, gegen welche die kalte und trockene Abendluft contrastirt, der Ruhr förderlich sein. Webster klagt besonders eine feuchte, nafskalte Luftbeschaffenheit an (System der prakt. Arzn. Th. I.

S. 738.). — Die hier hervortretenden scheinbaren Widersprüche werden erst später sich vereinigen lassen.

Ein wichtiges Moment ist Erkältung. Stoll versichert, die Ruhr niemals ohne deren Einwirkung entstehen gesehen zu haben. Allerdings kann Erkältung in jeder Jahreszeit statt finden, und es ist nicht zu läugnen, dafs nach starker Erkältung, besonders wenn Erhitzung vorangegangen war, die Ruhr sehr plötzlich und auf sehr acute Weise sich ausbilden kann. Man hat dieselbe oft zur Zeit herrschender catarrhalischer und rheumatischer Affectionen beobachtet, wo zu anderen Zeiten einfache Durchfälle, oder tenesmodische Beschwerden des Afters und der Blase ohne anderweitige Ruhrzufälle statt fanden. Nicht selten beginnt nach mehren Bivouacs in kalter Luft die Ruhr unter den Truppen zu herrschen; eben so hat die Erfahrung gezeigt, dafs vorzugsweise diejenigen Soldaten, welche bei nächtlicher Weile die Zelte verlassen mufsten, um in der kalten Luft ihre Nothdurft zu verrichten, von der Krankheit ergriffen wurden. Der unvorsichtige Gebrauch der kalten Flufsbäder, besonders in den frühen Morgen- oder in den späten Abendstunden, ist auf gleiche Weise in Anschlag zu bringen. — Indessen bedarf es, aufser der Erkältung, doch gewifs noch einer anderen Einwirkung; denn häufig vermag diese Schädlichkeit, wenn sie auch noch so intensiv wirkt, doch Jahre lang keine Ruhr hervorzurufen; auch sind die Beispiele nicht selten, wo unmittelbar nach einer erhitzenden Einwirkung, z. B. nach einem heftigen Rausche, ohne nachfolgende Erkältung, das Uebel zur Ausbildung gelangte.

Grofse Berücksichtigung verdienen die Nahrungsmittel und Getränke: Namentlich hat man den zu reichlichen Genufs des Obstes mit der Entstehung der Ruhr in Verbindung gebracht. Gegen diese Ansicht haben sich schon vor langer Zeit gewichtige Autoritäten erhoben. Wir nennen nur Männer wie Pringle, Tissot, Zimmermann.

Quarin, van Geuns (C. R. Hannes, Die Unschuld des Obstes in der Erzeugung der Ruhr. Wesel, 1766.). Man hat grofse Ruhrepidemieen zu Zeiten entstehen sehen, wo das Obst unter die Seltenheiten gerechnet werden mufste, oder gänzlich mangelte. Doch ist nicht zu leugnen, dafs die fast ausschliefsende, oder übermäfsige Ueberladung des Magens, mit herben und säuerlichen Fruchtsäften, besonders bei übrigens ungesunder Kost, wie jeder andere fremdartige Reiz, nachtheilig auf den Darmkanal einzuwirken, und wenigstens die Prädisposition zur Ruhr zu befördern im Stande ist. Aus diesem Gesichtspunkte vermag der Genufs mancher Obstarten, z. B. der halbreifen Birnen, der Pflaumen und Stachelbeeren, als Schädlichkeit einzuwirken; Malik beobachtete die Krankheit am häufigsten bei Kindern, welche Waldobst, Heidel-, Preisel- und Brombeeren bis zum Uebermaafse genossen hatten. Eben so nachtheilig vermag die Ueberladung mit Gurken, blähenden Salatspeisen, mit kalter, vorzüglich mit saurer Milch, überhaupt mit säuerlichen Getränken zu wirken. Eben so wenig sind Weifsbier, Most und Cyder vom Verdacht ganz frei zu sprechen. Aretäus bemerkt, dafs verschiedene Getränke, deren man in manchen Gegenden statt der Weine sich bediene, das Entstehen der Ruhr begünstigen sollen (κυκεὼν ἢ ἐυτέων πόμα). Gemüse, mit Mehl- und Honigthau, oder mit den Säften von Insekten und Würmern aller Art befleckt, können allerdings schädliche Eigenschaften besitzen. Eben so einleuchtend ist es, dafs die, der Nahrung dienenden Gewächse, bei anhaltender nafskalter Witterung weniger gesund sein werden. Wetzler erinnert, dafs seit dem allgemeineren Gebrauche der Zwiebeln die Ruhr in Augsburg seltener geworden sei. Mehre Aerzte sahen nach dem Genusse eines verdorbenen, oder sonst nachtheilig wirkenden Trinkwassers die Ruhr entstehen; was um so eher glaublich ist, da das gewöhnliche Trinkwasser in Paris, und selbst in London, nicht selten Fremden Diarrhöen zuzieht. — Foderé beobach-

tete die Ruhr nach dem Genusse des Fleisches von abgetriebenen und erhitzten Kühen, die am Blutharnen litten.

Sehr oft zeigt sich die Ruhr nur in mehr oder weniger häufigen, manchmal sehr vereinzelten sporadischen Fällen, die, in der Regel, durch verhältnifsmäfsige Gelindigkeit sich auszeichnen. Auch die Epidemieen beginnen meist auf ähnliche Art. In manchen Gegenden treten die letzten beinahe alljährlich auf, wogegen andere durch viele Jahre verschont bleiben können. Bisweilen entwickelte sich die Krankheit unter dem Zusammentreffen von sehr bestimmten Umständen, und blieb in den folgenden Jahren aus, obgleich die nämlichen Verhältnisse unverändert fortdauerten. Die Epidemieen zeichnen sich nicht selten durch grofse Milde, dann wieder durch grofse Heftigkeit aus, ohne dafs man in allen Fällen entsprechende Gründe anzugeben vermöchte. Häufig bildet sich die Krankheit, nachdem einfache, wohl auch zum Theil blutig gefärbte Durchfälle immer mehr verbreitet worden sind. Aber am liebsten herrscht oder beginnt die Ruhr in dem heifsen, auch galligen Krankheiten günstigen Spätsommer; nicht selten schliefst sie sich noch spät im Herbste der sporadischen Cholera, oder intermittirenden Fiebern an. In Berlin herrschten, nach Horn, vom Juli bis September 1830, Diarrhöen, Ruhren und die sporadische Cholera gleichzeitig.

Nicht ganz selten wird folgendes Verhältnifs wahrgenommen: Intermittirende Fieber beginnen immer zahlreicher zu werden; nach einiger Zeit gesellen sich sogenannte Gallenruhren zu denselben, die überhaupt in gröfserer Menge vorzukommen anfangen; allmählig werden die Wechselfieber seltener, aber der gallige Charakter ist aufserordentlich in ihnen entwickelt; in dem nämlichen Verhältnisse erhält das einfache remittirende Gallenfieber die Oberhand, bis auch dieses durch häufiger werdende und eigenthümlicher gestaltete Ruhrfälle verdrängt wird. — Oft gehen gallig-rheumatische Krankheitszustände voran,

gegen welche auflösende und Brechmittel eine besondere Wirkungskraft verrathen; durch Gallenkoliken und Durchfälle wird nach und nach der Uebergang zur Ruhr gebildet, so dafs endlich die geringste Erkältung Kolikschmerz, Tenesmus und ruhrartige Diarrhöe zur Folge hat. — Die Ruhrepidemieen verbreiten sich häufig in einer bestimmten Directionslinie durch grofse Landstrecken, verschonen bisweilen benachbarte Gegenden, treiben in anderen Fällen Aeste nach den verschiedensten Richtungen, oder sie beginnen, durch viele Breitengrade, an zahllosen Punkten beinahe gleichzeitig. Selten behält eine solche Epidemie länger als einige Monate ihre volle Intensität, und sehr oft wird dieselbe durch die herannahende Winterkälte verdrängt. Selten wird ein Mensch im Verlaufe der nämlichen Epidemie zu zwei verschiedenen Zeiten von der Ruhr ergriffen.

Die Ruhrepidemieen zeichnen sich durch manche Eigenthümlichkeiten aus. Meist werden die ärmeren Volksklassen zuerst heimgesucht; doch sah O'Brien, zu Dublin, 1825, nach einem heifsen Sommer und Herbst, die Krankheit unter den höheren Ständen beginnen. Nach den Angaben von van Geuns zeigte sich die Epidemie des Jahres 1783, bei gleichem Hitzegrade, in keiner derjenigen holländischen Ortschaften, in welchen im Jahre 1779 die Ruhr geherrscht hatte, wogegen die meisten der damals verschont gebliebenen Städte und Dörfer jetzt heimgesucht wurden. Sehr häufig entsteht die Krankheit zuerst unter den mit der Ernte beschäftigten Landleuten; denn diese erhitzen sich bei ihrer schweren Arbeit, gerathen in Schweifs, ruhen dann halb entblöfst aus, oder legen sich auf den feuchten kühlen Boden, setzen sich ferner der Abendluft aus, überfüllen den Magen oft mit saurem Biere, schlechtem Wasser, hitzigen Getränken, und geniefsen in vielen Gegenden vorzugsweise säuerliche vegetabilische Speisen. Aus diesem Grunde wird im October die Ruhr nicht

selten gelinder, indem die Landleute jetzt sich eher und besser zu pflegen vermögen.

Man hat auch von einem eigenthümlichen Miasma gesprochen, durch welches die Ruhr zur Entwickelung gebracht und verbreitet werden soll (F. L. Kreysig, De pecul. in dysenteria epidem. miasmatis praesentia et de iis, quae id augere et propagare possunt. Wittenb. 1799.). Es ist aber schwer, einen bestimmten Begriff von diesem Miasma zu geben, über welches übrigens die Angaben dunkel und widersprechend lauten. Die meisten Beobachter scheinen dasselbe mit den Nachtheilen einer verdorbenen und besonders feuchten Luft überhaupt verwechselt zu haben, welche natürlich gegen Menschen, die mit Entbehrungen und grofsen Anstrengungen zu kämpfen gezwungen sind, am ungünstigsten einzuwirken vermag. In den Armeen bricht die Ruhr besonders dann gern aus, wenn, bei schlechter Ernährung, auch allgemeine Entmuthigung immer mehr vorherrschend zu werden anfängt. Ungesunde Lagerplätze sind vom gröfsten Einflusse: Tissot erzählt, dafs unter einem Corps Cavallerie, welches längere Zeit in einem feuchten Lager gestanden hatte, eine sehr perniciöse, mit Brand der unteren Extremitäten verbundene Ruhr ausgebrochen sei, der nicht allein viele Menschen, sondern auch Pferde unterlagen. Nicht selten verschwindet die Ruhr, wenn die Armee in der sie grassirt, ihre bisherigen Cantonnirungen verläfst. Belagerte Städte, Arbeitshäuser, überfüllte Gefängnisse und Schiffe werden oft zu wahren Emporien für die bösesten Formen der Krankheit. Manchmal entwickelte sich dieselbe in der Nähe von grofsen Schlachtfeldern, und befiel zunächst diejenigen, welche mit der Beerdigung der schon in Fäulnifs übergegangenen Gebliebenen sich beschäftigt hatten. — Noch ist die anatomische Untersuchung faulender thierischer Körper namhaft zu machen; denn man behält danach oft für mehre Stunden eine fremdartige Geschmacksempfindung,

die mehr im Schlunde zu haften scheint, und welche erst nach einigen flüssigen Stühlen sich verliert.

Zu grofsen Streitigkeiten hat das Contagium der Ruhr Veranlassung gegeben. Es ist gewifs, dafs die Ruhr in sehr vielen Fällen gar keine ansteckenden Eigenschaften besitzt. Wenn die Krankheit nur sporadisch herrscht, gehen ihr die letzten gewöhnlich ganz ab, und selbst Personen mit grofser Anlage zur Ruhr werden denn nicht angesteckt. Je stärker der entzündliche Charakter ausgeprägt ist, um so weniger wird an die Entwickelung eines Contagiums zu denken sein. In den gewöhnlichen catarrhalischen oder gastrischen Herbstruhren erfolgt Ansteckung nur, wenn dieselben schon einen sehr hohen Grad erreicht haben und sehr verbreitet herrschen. In der Regel werden dann nur solche Individuen angesteckt, welche unausgesetzt bei den Kranken verweilen und mit denselben beschäftigt sind; selten vermögen die ersten das Uebel weiter zu verbreiten, und daher erlischt unter solchen Umständen das schwache Contagium schon in der zweiten Generation. Die Beispiele sind gar nicht selten, wo Gesunde mit Ruhrkranken im nämlichen Bette geschlafen haben, und doch verschont geblieben sind. Horn beobachtete, dafs der gemeinschaftliche Gebrauch von Badewannen und Nachtstühlen die Ruhr nicht zu verbreiten vermochte. Dagegen erzählt Tissot folgendes sehr merkwürdige Ereignifs: In einem Landhause bei Lausanne lebte eine aus sechs Mitgliedern bestehende, ganz gesunde Familie; die weite Umgegend war frei von der Ruhr; ein siebenter, krank aus Holland anlangender Hausgenosse wurde alsbald von dieser Krankheit befallen, von welcher jetzt alle übrigen Bewohner des Hauses mit ergriffen wurden (Avis au peuple. T. II. p. 27.). Das von Horn angegebene Verhältnifs findet nicht mehr statt, wenn Einwirkungen zusammentreffen, die überhaupt der Entwickelung von Contagien günstig sind.

Liegen viele Ruhrkranke in engen eingeschlossenen Räu-

Räumen beisammen, so bemerkt man oft die Entwickelung eines sehr wirksamen Ansteckungsstoffes, welcher dann in einzelnen Hospitälern, Gefängnissen oder Schiffen sich geltend machen kann, ohne diese engen Gränzen in allen Fällen zu überschreiten. Am ausgezeichnetsten wird die contagiöse Kraft in der gastrisch-putriden, in der septisch-typhösen, in der sogenannten Lagerruhr entwickelt (Il est impossible d'avoir de fortes contagions de dysenterie sans mélange de la fièvre maligne. Broussais, Hist. des Phlegmas. chron. T. III. p. 25.). Die eigentlich bösartige Ruhr herrscht daher gewöhnlich in Verbindung mit anderen ansteckenden Krankheiten (Les fièvres dyssentériques les plus meurtrières on voit souvent précéder ou accompagner les fièvres des camps, des hôpitaux, les fièvres putrides, les typhus, les fièvres malignes continues ou à types périodiques, les maladies catarrhales de mauvais caractère. Foderé.). In solchen Fällen nimmt gewöhnlich die Ruhr immer entschiedener den Charakter des Typhus putridus an, welcher zuletzt die dysenterische Form völlig abstreift. Indessen kann auch die Ruhr für einige Zeit völlig die Oberhand behalten; Degner sah bei der Epidemie von Nymwegen, im Jahre 1736, mit der extensiven und intensiven Steigerung der Ruhr, alle intercurrirenden Krankheiten nach und nach verdrängt werden. Dieser Arzt vermochte die Ausbreitung der Ruhr von Haus zu Haus, und von Strafse zu Strafse zu verfolgen. Als die englische Armee im Jahre 1743 Flandern verliefs, um nach Deutschland zu marschiren, entwickelte sich, nach dem Berichte von Pringle, in dem Hauptcorps die Ruhr mit der äufsersten Heftigkeit; ein abgesondertes Corps, welches einen anderen Weg eingeschlagen hatte, kam im besten Gesundheitszustande an, erhielt deshalb getrennte Cantonnirungen, und blieb, obgleich den nämlichen atmosphärischen Einwirkungen unterworfen, sechs Wochen lang ganz gesund; aber kaum war dasselbe mit der Hauptarmee vereinigt worden, so brach die Ruhr auch unter diesen

Truppen mit gleicher Wuth aus. Im Jahre 1807 war die unter den Heeren in Polen und Preufsen ausgebrochene Ruhr so ansteckend, dafs, nach Gilbert, die Medicinalpersonen, welche die Ausleerungen der Kranken untersuchten, gewöhnlich inficirt wurden.

Das Contagium der Ruhr ist flüchtig und leicht zerstörbar; daher wird sogar in überfüllten Spitälern, durch grofse Reinlichkeit und durch mineralsaure Räucherungen, das Ansteckungsvermögen wenigstens sehr beschränkt. Nur in wenigen Fällen widerstand das Ruhrcontagium der strengen Winterkälte; auch scheint dasselbe in heifsen Ländern kräftiger entwickelt zu sein. Die Wirkungssphäre des Ansteckungsstoffes dehnt sich nicht sehr weit aus. Mit den Ausdünstungen des Kranken, noch mehr mit den dysenterischen Excrementen, wird das Contagium nach aufsen ausgeschieden; nach einigen Beobachtungen soll bei den höheren Graden der Krankheit selbst der Urin als Vehikel dienen können. Man sah in den schwereren Formen durch den gemeinsamen Gebrauch von Trinkgläsern, Nachtgeschirren, Windeln, Betten und Klystierspritzen die Ruhr verbreitet werden. Bisweilen werden gesunde und kräftige Menschen zuerst angesteckt; indessen sind in der Regel Valetudinarii am meisten exponirt, und in den Kriegslazarethen werden die Verwundeten und Phthisiker vorzugsweise befallen. Degner beobachtete, dafs die in Nymwegen sich aufhaltenden Juden und Franzosen ganz verschont blieben. Wahrscheinlich macht sich die Ansteckung auf der Stelle, oder doch schon in den ersten Tagen geltend; zweifelhafter sind die Angaben von dem, erst 6, 8 oder 10 Tage später erfolgten Ausbruche der Krankheit. — In wenigen anderen Krankheiten vermag das Contagium so verschiedenartige Abstufungen der Reife darzubieten, als in der Ruhr (La propriété contagieuse de la dyssenterie est tantôt évidente, et tantôt elle l'est moins. Foderé Leçons sur les Epidém. T. II. p. 94.).

Durch einen nochmaligen Rückblick werden die Schäd-

lichkeiten, welche die Ruhr bedingen, deutlicher bestimmt werden können. Erkältung des erhitzten schwitzenden Körpers (zumal bei warmer, aber sehr wechselnder Witterung, bei feuchter und nebliger Luft) wird besonders dann die Ruhr hervorzurufen im Stande sein, wenn zugleich die Schleimhaut des Darmkanales durch Substanzen gereizt wird, deren erregende Eigenschaften auf dem Wege von oben nach unten in steter Zunahme begriffen sind. Dieses wird namentlich bei der fortgesetzten Ueberladung des Magens mit säuerlichen Pflanzensäften geschehen, indem der nicht zu neutralisirende Ueberschufs derselben, in die dicken Gedärme gelangt, in immer geringerem Grade die Gegenwirkung der Galle erfährt, welche bis dahin zum grofsen Theile die, der Verdauung entsprechende organische Zersetzung erlitten hat. Unter anderen Umständen vermag die profuse Ergiefsung von reizender Galle in den Nahrungskanal eben so nachtheilig zu wirken, indem ein Ueberschufs derselben in den Dickdarm gelangt, ohne durch eine angemessene Menge von pankreatischem Safte aufgewogen zu werden. Durch gewisse Witterungsverhältnisse kann eine ähnliche allgemeine Anlage begünstigt werden. Nach Ueberschwemmungen, oder bei anhaltend warmer nebliger Luft und grofser Windstille, wird die Atmosphäre ganzer Landstriche mit den, mehr oder weniger veränderten Ausdünstungen der mit Feuchtigkeit übersättigten Gewächse angefüllt; diese Exhalationen befinden sich im Wasserdunste aufgelöst, und werden durch schwüle stockende Luft noch eigenthümlicher entwickelt. Nur auf diese Weise dürfte ein Ruhrmiasma zu vertheidigen sein, welches bald dem Miasma der intermittirenden, bald demjenigen der gastrisch-putriden Fieber sich annähert, und allerdings durch Luftströmungen über die Gränzen seines Bildungsheerdes hinaus verbreitet werden kann. Die nämlichen Ursachen, welche dieses Miasma ins Dasein rufen, theilen auch vielen der als Nahrungsmittel dienenden Vegetabilien schädliche, die Verdauung erschwerende Eigen-

schaften mit. Um so leichter wird daher das Miasma seine nachtheiligen Einwirkungen gegen die Abdominalorgane geltend machen können; es wird, nachdem es eingeathmet und in die Blutmasse gebracht worden ist, durch abdominelle Secretionen wieder ausgeschieden werden. Die Absonderungen der Intestinalschleimhaut erhalten demgemäfs reizendere Eigenschaften, und müssen, da sie in der ganzen Länge des Darmkanales erfolgen, gegen den unteren Theil der dicken Gedärme nothwendig den stärksten Reiz ausüben. Oft kommt es nur zu serösen oder galligen Diarrhöen, ohne dafs die Ruhr vollständig ausgebildet würde.

Werden die Ruhrfälle immer häufiger und intensiver, so kann endlich Gelegenheit zur spontanen Entwickelung des Ruhrcontagiums gegeben werden. Wurde die Erregung der Darmschleimhaut nur quantitativ gesteigert, so wird der entzündliche Charakter der Ruhr stärker ausgebildet, und in diesem Falle ist wohl kaum an die Entwickelung eines Ansteckungsstoffes zu denken. Anders verhält es sich, wenn die Erregung vorzugsweise qualitativ fremdartiger zu werden beginnt, indem dadurch zunächst das Nervensystem afficirt, eine Annäherung an den Status nervosus begünstigt wird. Da nun der Einfluss, den die Nerven auf das Blut ausüben, dadurch direct vermindert wird, so mufs dasselbe um so mehr der vollen Einwirkung der eingeathmeten Schädlichkeit ausgesetzt werden. In dem Verhältnisse, in welchem das Nervensystem unwirksamer geworden ist, wird die im Blute enthaltene belebtere Materie bestimmbarer durch die eingedrungene Schädlichkeit sein. Daraus folgt wieder, dafs die, der letzten zugewandten näheren Bestandtheile des Blutes, um so leichter aus der übrigen Blutmasse getrennt und nach aufsen werden ausgeschieden werden können. Höchst wahrscheinlich vermag in unserem Falle das schädliche Agens mehr gegen das Serum und die plastische Lymphe, weniger gegen den Cruor des Blutes assimilirend zu wirken; denn bei stark angeregtem Secretionstriebe wird der letzte fast unverän-

dert in der Ruhr ausgeschieden, wogegen die Absonderungsprodukte der Schleimhaut zahlreiche Modificationen unterscheiden lassen. Aus diesem Grunde ist das Ruhrcontagium organisch nicht sehr innig gebunden; es ist ein sehr flüchtiges, leicht zerstörbares Contagium, welches gröfstentheils als Semicontagium beurtheilt werden mufs (vergl. meine Grundzüge der Contagienlehre. S. 4. 15. 32.). Das letzte erhält erst in der, die Ruhrkranken umgebenden Atmosphäre seine volle Wirkungskraft; weit seltener wird dasselbe als ursprünglich vollkommenes Contagium ausgeschieden. Auf einen gesunden Organismus einwirkend, wird dasselbe — an eine noch bildbare organische Materie gebunden — um so leichter Eingang finden, und um so fremdartiger gegen das Nervensystem reagiren.

Unverkennbar ist es, dafs in der Schleimhaut des Mastdarmes selbst noch ein besonderes, ekkritisches Contagium gebildet werden mufs, wie wir dieses bei acut verlaufenden specifischen Secretionen anderer, nach aufsen mündender Schleimhäute wahrnehmen (a. a. O. S. 66.). Bei der unmittelbaren Berührung der Schleimhaut des Mastdarmes von Gesunden, dürfte der Ruhrschleim eben so ansteckend wie der Tripperschleim sich zeigen. Unzweifelhaft vermag dieses ekkritische Contagium mit dem im Blute gebildeten (organischen) Contagium sich zu verbinden und das letzte wirksamer zu machen. Nach blofs localer Reizung des Mastdarmes entsteht nicht selten ein Schleimfluſs, der bisweilen selbst mit Tenesmus verbunden ist, z. B. durch scharfe Klystiere, ähnliche Suppositorien, Verletzungen des Mastdarmes, durch Ascariden, ferner bei der Gegenwart von Hämorrhoidalknoten und anderen örtlichen Krankheitszuständen, nach dem Laster der Masturbation u. s. w. In allen solchen Fällen wird die Bildung eines ekkritischen Contagiums um so schwieriger erfolgen, je weniger die Secretion einen qualitativ abweichenden Charakter angenommen hat.

Die wichtigsten, der von einander abweichenden ärzt-

lichen Ansichten über das Wesen der Ruhr lassen sich auf folgende zurückführen:

1) Man hat dieselbe als Rheumatismus der dicken Gedärme betrachtet. Diese Ansicht findet sich bereits bei Coelius Aurelianus (Est autem intestinorum rheumatismus cum ulceratione.) und bei Scribonius Largus (cap. 29.). Stoll verglich die Ruhr besonders mit dem Rheumatismus, und auch Akenside machte auf die häufige Verbindung beider Krankheiten aufmerksam (Interdum hominem et dysenteria et rheumatismo laborantem curavi. Imo nonnunquam intestinorum tormina cum universi corporis gravi dolore conjuncta novi, praesertim earum partium quae carnosiores sunt.). Allerdings erinnerte schon Hippokrates, dafs der Schmerz bisweilen auf die Hüften, die Schenkel und auf andere Theile sich werfe. Aber in den meisten Fällen von einfacher Ruhr fehlt das Gliederreifsen ganz, in anderen war es unstreitig durch die nämliche Erkältung hervorgerufen worden, welche der Ruhr zunächst voranging. Ausgemacht ist es, dafs eine rheumatische Affection der Gedärme einen durchaus verschiedenen Charakter an sich trägt, und bei einiger Intensität als Enteritis oder Peritonitis, aber nicht als Ruhr verlaufen würde. Oft genug ist indessen der catarrhalische Zustand, aus welchem in vielen Fällen die Ruhr sich entwickelt, mit rheumatischen Affectionen verbunden. Daher betrachtete Alexander von Tralles, wegen der eigenthümlichen Verbindung von Schmerz und von schleimiger Absonderung, die Ruhr als eine Zusammensetzung aus Catarrh und Rheumatismus. Dieser Meinung huldigte auch Berends, indem die nach innen getriebene Ausdünstung beide Zustände befördern könne (Diss. de difficultat. intestinor. p. 34.).

2) Sehr grofs ist die Zahl der Aerzte, welche die Ruhr als eine catarrhalische Affection beurtheilen. Catarrhalische Affectionen stechen oft unverkennbar in dieser Krankheit hervor; Schnupfen mit dumpfem Kopfschmerze,

Schleimhusten, schleimig belegte Zunge und trockene Haut werden nicht selten unter den Vorboten beobachtet. S. G. Vogel nennt die Ruhr einen wahren Tripper des Mastdarmes. P. Frank verglich dieselbe mit der Bräune (Summa plures cynanches species inter atque dysenteriam affinitas intercedit. Epit. L. V. P. II. §. 691.). Foderé erinnert, dafs man in der Bräune wie in der Ruhr nicht selten auf sehr übereinstimmende Weise die Bildung von Aphthen, Geschwüren, Pseudomembranen und von brandiger Zerstörung wahrnehme. Man hat sogar, wegen der in der Ruhr bisweilen beobachteten polypösen Concretionen, die letzte mit dem Croup verglichen. Schon Baker hatte diese Parallelen sehr weit ausgeführt. — Wie der einfache Catarrh in Bronchitis, so gehen auch die höheren Grade der Ruhr in deutlichere Entzündung der Schleimhaut der dicken Gedärme über (Mead, Monita et praecepta med. cap. 7.). Vix unquam utique datur dysenteria epidemica, bemerkt Huxham sehr richtig, ubi intestina non sunt, aliquo saltem gradu, inflammata (Opp. T. I. p. 290.). Doch würde man zu weit gehen, wenn man mit Marcus (Ephemerid. der Heilk. Bd. IV. Th. I. S. 34.) die Ruhr geradezu als Entzündung der dicken Gedärme bestimmen wollte. Uebrigens herrscht die Ruhr in Jahren, wo catarrhalische Brustaffectionen sehr verbreitet sind, verhältnifsmäfsig selten. Durch die Angabe, dafs die Ruhr ein Catarrh sei, ist am Ende sehr wenig gesagt. Ein Leiden der Schleimhaut des Darmkanales findet freilich in derselben statt; aber dieses mufs natürlich auf einer Fläche, die von den verschiedenartigsten Secretionsprodukten berührt wird, einen ganz eigenthümlichen Charakter haben. Die blutigen Abgänge in der Ruhr können aus der supponirten catarrhalischen Beschaffenheit derselben gar nicht erklärt werden. Aufserdem ist es einleuchtend, dafs unsere Krankheit in sehr vielen Fällen als der Ausdruck eines weit allgemeineren pathologischen Zusandes betrachtet werden mufs. Noch am ersten verweilt die einfache Ruhr

innerhalb der Gränzen des Catarrhs, so lange nur ein mäfsiger Grad von Reizung in der Schleimhaut des Mastdarmes statt findet; durch die Anschwellung derselben bis zur Berührung wird der Tenesmus und das trügerische Gefühl von Verstopfung rege gemacht. Sehr mit Unrecht trennten daher Galen und viele Alte den Tenesmus von der Ruhr, zu deren Geschlechte er zwar gehöre, aber durch viel heftigeres Drängen (ἐντάσεις) sich auszeichne, indem ein Geschwür im Mastdarme (ἕλκος ἐν ἀπευθυσμένῳ γινόμενον) ihn bedingen soll (De symptom. caus. L. III. cap. 7.).

3) Man hat auch die Ruhr als Krampf in den dicken Gedärmen darzustellen versucht; indem namentlich der, von harten Fäces gereizte Grimmdarm krampfhaft contrahirt werde. Cullen nahm an, dafs der verhärtete Darmkoth durch spasmodische Constriction des Colon zurückgehalten werde; daher sei auch die Ruhr, in welcher eigentlich Verstopfung statt finde, nicht zu den Profluvien zu rechnen (Anfangsgr. der prakt. Arzneik. Th. II. S. 603.). Auch Hufeland betrachtet die Krankheit als Krampf der dicken Gedärme, besonders des Mastdarmes (in sein. Journ. Bd. I. St. 1. S. 89.). Doch sind wohl diejenigen Erscheinungen, welche man auf Krampf der Muskelhaut der Gedärme hat beziehen wollen, aus der Anschwellung und Auflockerung der Schleimhaut zu erklären; denn so lange der krampfhafte Zustand der, unter einer Schleimhaut gelegenen Muskelhaut fortdauert, stockt die Absonderung in der letzten beinahe gänzlich, wie wir dieses im Ileus und im spastischen Asthma wahrnehmen. Gegen Krampf spricht noch die aufserordentlich rege peristaltische Bewegung der Gedärme in der einfachen, wenig entzündlichen Ruhr, welche fast augenblicklich nach jedem Genusse wenigstens einen Drang zur Ausleerung hervorrufen kann; dabei werden dennoch, wegen der grofsen Anschwellung der Schleimhaut im unteren Theile des Dickdarmes, Kothmassen in den Gedärmen zurückgehalten werden müssen.

Wir übergehen die ganz unhaltbare Theorie von Linné,

welcher in der Ruhr einen krätzartigen Ausschlag des Darmkanales annahm, der durch eine eigene Milbenart, den Acarus dysenteriae, veranlafst werden soll (Amoenitat. academ. Vol. V. p. 97.). Die Vergleichung der profusen Ausleerungen in der putriden Ruhr mit einem «englischen Schweifs» der Gedärme, nach P. Frank (sudores inversos fere sistit), führt zu gar nichts, da sie nur ein ähnliches Symptom ganz verschiedener Krankheitszustände ins Auge fafst. Die Ecchymosen der Schleimhaut in der bösartigen Ruhr hat man nur willkührlich Petechien genannt.

Mehre ältere Aerzte haben die Ruhr aus einem höheren Gesichtspunkte beurtheilt, indem sie an eine ursprüngliche Alteration der Blutmischung dachten, so dafs z. B. Sydenham von einer Febris in intestina versa spricht. Huxham war der Meinung, dafs die Ruhr häufig nur als ein Symptom des Fiebers betrachtet werden könne (Rectius fortasse dicerem haec fuit ipsius febris symptoma; nam ab ipso saepe principio, atque ante ulla tormina, haud levis urgebat febriculosus ardor cum pulsu incitatiore ac lingua scabra.). Nach P. Frank spricht sich der febrilische Charakter der Ruhr auch darin aus, dafs dieselbe Remissionen von mehren Stunden wahrnehmen läfst, aber gegen Abend, oder in der Nacht, also um die Zeit wo die Fieberexacerbationen einzutreten pflegen, wieder stärker hervortritt. Röderer und Wagler nannten die Ruhr die Tochter, den der letzten nachfolgenden Morbus mucosus, die Enkelin des Wechselfiebers (De morbo mucos. p. 28.). R. Bright betrachtet als sehr nahe verwandt mit der Ruhr eine, oft gleichzeitig mit derselben herrschende Fiebergattung gastrisch-nervöser Art, welche von jener Krankheit nur durch das vorwaltende Leiden der dünnen Gedärme und durch die Neigung zu Congestionen nach dem Kopfe verschieden sein soll. Dafs gegen das Ende grofser Ruhrepidemieen die Krankheit wieder einen mehr localen Charakter annehmen und immer

entschiedener zur Blennorrhöe des Mastdarmes sich hinneigen könne, war dem Scharfsinne des unsterblichen Sydenham nicht entgangen. Seine eigenen Worte sind durch nichts zu ersetzen: Observandum est, quod epidemii omnes, ubi primum e naturae sinu emergunt exiliuntque, quantum ex eorum phaenomenis licet injicere, principio magis spirituoso, ac subtili, videntur inhaerescere, quam ubi jam magis adoleverint, quoque magis ad occasum vergunt, eo magis in dies crassi atque humorales fiunt.

Wenden wir dasjenige, was oben über die Schädlichkeiten erinnert wurde, auf die Entwickelungsgeschichte der Ruhr an, so ergeben sich folgende Resultate: Werden fortwährend Flüssigkeiten in den Darmkanal abgesetzt (sie mögen nun von aufsen in denselben gelangen, oder durch die Wege der Absonderung in ihn gebracht worden sein), deren erregende Eigenschaften auf die Wanderung vom Magen zum After, quantitativ und qualitativ, immer stärker hervorzutreten vermögen, so mufs die Function der Nerven des Darmkanales im Allgemeinen gesteigert werden, in sofern dieselben als Conductoren für Sensationen wirken. Da nun in gleichem Verhältnisse der centrale Impuls geschwächt, mithin die Fluidisirungen der Nervenendigungen vermindert werden müssen, und eben dadurch weniger verflüssigtes Nervenmark in das Blut der Capillargefäfse gelangt, so wird zunächst der Ernährungsprozefs in dem afficirten Organe selbst erschwert. Es wird nämlich das Ausströmen von eigentlichen, mit fluidisirtem Nervenmarke organisch verbundenen Ernährungssäften durch die Wandungen der Capillargefäfse hindurch, immer unvollkommener vor sich gehen, indem die Capacität des Blutes für fluidisirtes Nervenmark, mit dem verminderten Zuflusse des letzten, erhöht werden mufs. Das Blut wird daher das in ihm bereits befindliche, und organisch mit ihm verbundene fluidisirte Nervenmark um so inniger festzuhalten suchen. Auch könnte es nur bei fortdauerndem

Einströmen von Nervenmark, zu einer solchen organischen Scheidung bestimmt werden.

Die durch die Wandungen der Capillargefäfse ausgeschiedenen und dem Nutritionsacte dargebotenen Säfte sind demgemäfs weniger belebbar, und können gar nicht, oder doch nur unvollkommen, nur zum Theile, zur Ernährung wirklich verwandt werden. Der bei weitem gröfsere Theil dieser, organisch wenig gereiften Säfte wird als Absonderungsprodukt auf die Oberfläche der Schleimhaut abgeschieden. Mithin erfolgt die sehr vermehrte Secretion von Schleim, welcher, nach der Dauer und dem Grade der zum Grunde liegenden Anomalie, immer abweichendere Eigenschaften annehmen mufs. — So lange die Permeabilität der Capillargefäfse sich erhält, besteht dieser Zustand, ohne den empfindlichen Charakter an sich zu tragen. Doch müssen diese Gefäfse nach und nach durch zunehmende Blutanhäufung ausgedehnt werden, indem dieselben in hohem Grade des Einströmens von fluidisirtem Nervenmarke entbehren; denn gerade dadurch wird die Fortbewegung des Blutes durch die venösen Capillargefäfse nicht wenig unterstützt. Dagegen wird durch die jetzt erfolgende Anhäufung des Blutes blutige Aushauchung und Extravasation befördert. Diese eigenthümliche Erscheinung bei der Reizung der Schleimhaut des Mastdarmes in der Ruhr hat ihren Grund eben darin, dafs in keinem anderen, von einer mukösen Membran ausgekleideten Kanale, die unmittelbar an der Mündung gelegene Parthie, so starken mechanischen Erregungen durch unterhalb gelegene Muskeln unterworfen ist; wozu noch kommt, dafs in der Ruhr die peristaltische Bewegung erhöht ist, und dafs der Secretionstrieb im Darmkanale, je weiter nach unten, desto stärker angeregt wird.

Hat der peripherische, durch die zunehmende Reizung angefachte Impuls völlig die Oberhand erhalten, so entsteht der Tenesmus, bei welchem die Nerven des Mast-

darmes nur als Empfindungsnerven wirken. Durch verstärkten centralen Impuls wird fortwährend dieser Sollicitation entgegengewirkt, und daher wird (wenigstens im Anfange) das jedesmalige Aufhören des Tenesmus durch verstärkte Schleimsecretion bezeichnet. Wenn aber derselbe sehr oft und mit immer erneuerter Heftigkeit zurückkehrt, so erfolgt gar kein Abgang mehr, und die Reizung hat einen sehr hohen Grad erreicht. Der centrale Impuls ist dann beinahe ganz zurückgedrängt worden, und in gleichem Verhältnisse wird ein wirklicher Entzündungszustand immer vollständiger ausgebildet. — Bei den höheren Graden der Ruhr werden die Nerven fast aller, in der Beckenhöhle gelegenen Organe in eine ähnliche Stimmung versetzt, indem die Fortpflanzung der centralen Nervenimpulse in dieser Richtung, allmählig überhaupt vermindert oder erschwert werden mufs.

Je nachdem die organische Blutmischung ursprünglich specifisch alterirt worden ist, oder je nachdem später, aus den Capillargefäfsen in der Umgebung des örtlichen Krankheitsheerdes, unausgesetzt ein Theil des, seiner natürlichen Eigenschaften schon gröfstentheils beraubten Blutes in die grofsen Circulationswege gelangt, können die peripherischen Nervenausbreitungen des ganzen Körpers in dem Grade afficirt werden, dafs Fieber entstehen mufs (vergl. meine Elemente der physiolog. Pathologie. §. 22 und 27.). In dem doppelten Verhältnisse, dieser allgemeinen Theilnahme, und der erschwerten Absonderung auf der Schleimhaut des Mastdarmes, mufs die organische Verbindung der näheren Bestandtheile des Blutes, und seine Belebbarkeit überhaupt, zusehends erschwert werden. Daher wird nach und nach dem ganzen Tractus, erst der dicken, dann der weit empfindlicheren dünnen Gedärmen, endlich den Schleim- und selbst den serösen Häuten beinahe des ganzen Körpers, das pathologische Absonderungsgeschäft mit aufgebürdet. Dadurch wird aber die dem Blute unentbehrliche Einwirkung des Nervensystemes immer mehr er-

schwert, so dafs endlich Zersetzung des Blutes verbreitet werden kann.

Ruhrepidemieen können aus gastrisch-galligen und aus intermittirenden Fieberzuständen sich entwickeln, wobei im ersten Falle die Reizung der Darmschleimhaut durch eigenthümliche Absonderungsprodukte, im zweiten die Verstimmung und krankhafte Empfänglichkeit der Abdominalnerven als das mehr Ursprüngliche betrachtet werden mufs. Geht die Ruhr aus catarrhalischen Affectionen hervor, so waren diese in der Form der Phlegmhymenitis bronchio-intestinalis aufgetreten und aus dem Status mucosus unmittelbar hervorgegangen.

Möchte dieser Erklärungsversuch zu einiger Berücksichtigung der zuletzt angeführten kleinen Schrift Veranlassung geben. Der vorliegende Aufsatz kann nur bei der Vergleichung der in ihr enthaltenen Sätze vollkommen verständlich werden.

III.

Die syphilitischen Krankheitsformen, und ihre Heilung. Mit steter Rücksicht auf die Beobachtungen und Erfahrungen der neuesten Zeit dargestellt von Georg Frieder. Handschuch, der Medicin, Chirurgie und Entbindungskunde Doctor, Regimentsarzte im Königl. Baiersch. ersten Artillerie-Regimente, prakt. Arzte in München. München, bei F. G. Franckh. 1831. 8. XXVI und 436 S. (1 Thlr. 18 Gr.) *)

Den Zweck, welchen sich der Verf. bei der Bearbeitung dieser Schrift vorsetzte, spricht er in der Vorrede

*) Eine kurze Anzeige dieses Werkes haben wir bereits im Augusthefte 1831 dieser Annalen mitgetheilt. Ei-

selbst hinlänglich aus. Er will nämlich ein praktisches Handbuch über die Lustseuche liefern, welches die neuesten, so zerstreuten Erfahrungen im Gebiete der Syphilis aufnimmt, und das darauf gegründete Heilverfahren lehrt, ohne das gute Alte dabei zu vernachlässigen. Jüngere Aerzte, welche die Behandlung der Lustseuche ohne Quecksilber in ihre Praxis einführen wollen, bedürften hierzu eines Leitfadens, oder doch wenigstens einer Unterstützung ihres Gedächtnisses. Aeltere, welche von dieser Behandlung gehört oder gelesen hätten, und sie wenigstens kennen lernen wollten, würden sich zu diesem Zwecke mehre Bücher anschaffen müssen. Da nun keines der bisher erschienenen Handbücher über die Lustseuche das eben Geforderte leiste, da die neuesten lehrten, dafs man sogar bei jedem Tripper Quecksilber geben müsse, so schrieb der Verf. das vorliegende. Es handelt sich demnach hier vorzüglich um die Behandlung der Syphilis ohne Merkur; denn dieser heile sie nicht allein. Nicht nur eine Menge anderer Mittel, sondern auch die eigene Heilkraft des Organismus vermöge bei einem zweckmäfsigen diätetischen Verhalten diese Krankheit zu besiegen, was früher durchaus geläugnet worden sei. Diese letzte Behauptung ist inzwischen nicht richtig, wie ja die Geschichte hinlänglich zeigt. Auch geht der Verf. zu weit, wenn er sagt, die Zeit sei spurlos an den bisher erschienenen Handbüchern vorübergegangen. Aufser Vering's und Wendt's Schriften erschienen bei uns einige Decennien hindurch keine Handbücher über die Lustseuche. Handbücher müssen aber nur das durch Erfahrung oder Theorie Erprobte darlegen, und nicht die noch im unentschiedenen Kampfe begriffene Lehre. Die Zeitschriften dagegen, so wie die chirurgischen Annalen und Kliniken haben sich sehr gün-

---

nige zur Sprache gekommene Gegenstände erfordern indessen eine genauere Erörterung, weshalb wir hoffen, dafs diese ausführliche Recension unseren Lesern willkommen sein werde.

stig über die nicht mercurielle Behandlung der Syphilis ausgesprochen, und die Zeit durchaus nicht spurlos an sich verübergehen lassen. Wäre dieses geschehen, würden wir dann vorliegendes Buch erhalten haben? Der Verf. ist übrigens in Deutschland der erste, welcher öffentlich zu Gunsten dieser genannten Behandlung der Syphilis auftrat, und die Erfahrungen des verdienten Brünninghausen bekannt machte.

Das Buch zerfällt in acht Abtheilungen:

I. Litteratur der Lustseuche. Nur die Bibliographen werden aufgeführt, und unter diesen Astruc und Girtanner. Astruc nennt der Verf. unbedingt das Hauptwerk über die Lustseuche, und die unerschöpfliche Fundgrube aller späteren Schriftsteller. Aber es ist ein Unglück, dafs man dies Werk zu einer Fundgrube machte, da Astruc's Eintheilung der Syphilis nicht allein höchst willkührlich ist und ganz der unbefangenen Beobachtung widerspricht, sondern auch seine geschichtlichen Nachweisungen nicht selten einseitig und unrichtig sind. Dieselben Vorwürfe gelten auch für Girtanner, dessen geschichtliche Entstellungen zum Theil Huber nachwies, über dessen nosologische Irrthümer aber die Zeit bereits gesprochen hat. Und auch dies Werk nennt der Verf. das beste neuere über die Lustseuche, in welchem Gelehrsamkeit, Bestimmtheit und Ordnung mit einander wetteifern, und welches, mit Ausnahme einiger therapeutischen Lehrsätze, heutiges Tages noch brauchbar sei. Was ist denn brauchbar noch, wenn es die Therapie nicht mehr ist?

II. Geschichtliches über Ursprung und Alter der Lustseuche. Diese Abtheilung arbeitete ein Unterarzt des Verf. aus. Sie bringt nichts Neues; als Resultate giebt sie:

1) «Es hat zu allen Zeiten Affectionen der Genitalien, der Leistengegend des Anus u. dergl. gegeben; aber vor dem Mittelalter hat sie kein Arzt als ansteckend geschildert.»

Dies ist durchaus falsch. Mehre Aerzte vor dem funfzehnten Jahrhunderte sprechen von dergleichen Ansteckungen, so unter andern J. Ardern, Guido de Cauliaco, Joh. de Gaddesden u. a. m. Und weswegen wurden denn die medicinisch-polizeilichen Verordnungen vor dieser Zeit erlassen, die Ansteckung durch die Geschlechtstheile betreffend? Wer kennt nicht die von Bekett mitgetheilte Verordnung für die Bordelle von Southwark im Jahre 1162? — dann die Verordnung von Doglioni, 1302 zu Venedig gegeben, so wie die bekannte Verordnung der Königin Johanna 1347 für das Bordell zu Avignon? — Wie hätten solche Verordnungen gegeben werden können, wenn keine Ansteckung während des Coitus mittelst der Genitalien statt gefunden hätte?

2) «Erst zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts sind die früher sporadischen Zufälle der Geschlechtstheile ansteckend aufgetreten, begleitet von verschiedenen früher nicht bemerkten argen Symptomen.»

Richtig ist die letzte Behauptung. Ref. ist der Ansicht, dafs die Syphilis, wie es bei manchen anderen contagiösen Krankheiten, so bei dem Typhus, bei der Cholera ohne allen Zweifel der Fall war, früher, vor dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts, sporadisch vorgekommen sei, wofür die Geschichte spricht. Durch einen Zusammenflufs von verschiedenen günstigen Verhältnissen habe sie sich um diese Zeit plötzlich zu ihrer naturgemäfsen Höhe entwickelt, und bestehe nun auf dieser noch fort. Es wird hiernach die Syphilis als ein Organismus betrachtet, der sein Fötusleben, seine Kindheit, Jugend, sein Mannes- und Greisen-Alter zu durchlaufen hat. Steht sie jetzt in ihrem Mannesalter? Die ferneren Resultate sind:

3) «Bei welchem Volke Europa's, und in welchem Jahre das syphilitische Contagium ursprünglich sich gebildet habe, läfst sich nicht bestimmen, weil die Angaben gleichzeitiger, glaubwürdiger Schriftsteller differiren. Um das Jahr 1496 war übrigens die Lustseuche allgemein.

4) Ame-

4) Amerika ist nicht das Vaterland derselben, denn es steht nirgends geschichtlich aufgezeichnet, dafs Columbus oder seine Gefährten bei der ersten Ankunft auf Hispaniola diese Krankheit beobachtet, geerbt und mit nach Spanien zurückgebracht haben.»

III. Zur Pathologie der Lustseuche. Ungerecht verfährt der Verf., wenn er behauptet, in pathologischer Hinsicht sei auch noch gar nichts geschehen. Noch nicht ein einziges Mal habe man nur versucht, diese Rudis et indigesta moles zu ordnen, oder wissenschaftlich einzutheilen. Ein nur flüchtiger Blick auf die neuere und neueste Litteratur über die Syphilis in Deutschland zeigt, wie unrichtig und voreilig eine solche Behauptung sei. In Bezug auf den Begriff der Lustseuche wird gesagt, man begreife darunter eine Anzahl chronisch-entzündlicher, durch ein Contagium hervorgerufener Krankheitsformen, welche sich im Hautorgane und in den Drüsen, seltener in den Knochen darstellten. Das Wort Lustseuche bezeichne keinesweges eine eigene Krankheit, sondern sei blofs ein Collectivum für mehre einzelne Krankheitsformen. Daher könne von einer Pathologie der Lustseuche, als einem Ganzen, nicht die Rede sein; eine solche Pathologie habe vielmehr blofs das Verhältnifs dieser einzelnen Formen unter sich und zum Gesammtorganismus, so wie alles das, was ihnen gemeinschaftlich zukommt, zu erwägen. — Allein gerade von einer Pathologie der Lustseuche, als einem Ganzen, mufs gesprochen werden. Denn sie ist wirklich ein Ganzes — eine Krankheit, die sich nur nach verschiedenen Richtungen verzweigt, unter verschiedenen bestimmten Formen auftritt, welche sämmtlich aus einer Quelle entspringen. Sie ist ein Baum, der sich in Aeste, Zweige, Blätter u. s. w. entfaltet. Demnach dürfte auch nicht mehr von einer Pathologie der Scropheln, der Gicht u. a. m. als ganzer Krankheit die Rede sein — und wohin eine solche Annahme führen würde, sieht jeder von selbst ein; wir dürften dann

unserer Vernunft den Abschied geben. Eine Pathologie in der Lustseuche hat nicht blofs das Verhältnifs der einzelnen Formen unter sich und zum Gesammtorganismus zu erwägen, sondern auch, und vor allem, zum Wesen der Syphilis selbst.

Die nun folgende Eintheilung der syphilitischen Krankheitsformen in Haut-, Drüsen- und Knochen-Entzündungen, kann Ref., besonders hinsichtlich der Benennung «Entzündung», nicht billigen. Denn es können die syphilitischen Geschwüre, die Condylome, die Hautausschläge in keinem Falle als Entzündungen aufgeführt werden; es müfste denn sein, dafs man Entzündung und Krankheit für identische Begriffe nähme. Einen etwas wissenschaftlichen Anstrich hätte diese Eintheilung dadurch erhalten, wenn der Verf. die Familie Syphilis in Genera und Species gesondert hätte — nach den hervorstechenden Charakteren. So bilden die Geschwüre eine Species, wozu auch die Caries gehört; eine weitere Species machen die Exantheme aus; eine dritte Species die Afterorganisationen — die Condylome, der Tophus u. s. w. Gegen die Eintheilung in örtliche und allgemeine Syphilis wendet der Verf. manches ein, was Ref. aber nicht überzeugte. Jedes secundäre syphilitische System sei wieder nur ein örtliches, in sofern ein organisches Leiden überhaupt örtlich sein könne; der Ausdruck allgemein sei hier gar nicht passend. Nie leide bei der Lustseuche ein ganzes System. Aber man hat ja unter allgemeiner Syphilis nicht verstanden wissen wollen, dafs der ganze Organismus in allen seinen festweichen und flüssigen Theilen inficirt sei; man wollte damit nur die weitere Verbreitung der Syphilis über den Organismus ausdrücken. Es müfste sich doch das syphilitische Gift über den Organismus verbreitet haben, wenn es in seinen secundären Erscheinungen, im Rachen, in den Knochen auftreten sollte. Verhält es sich bei den Scropheln anders? Ob eine schwangere Frau ihr Kind nicht anstecken könne, dagegen lassen sich gegründete Zweifel

erheben, ja wir besitzen Thatsachen, besonders von den Annalen der Entbindungshäuser geliefert, welche das Gegentheil aussagen. Auch spricht der Verf. am Schlusse seines Buches selbst von der Syphilis der Neugeborenen.

Ueber das Verhältnifs der syphilitischen Krankheitsformen zu einander läfst sich nicht viel Bestimmtes angeben, auch hat sich der Verf. nicht besonders auf diesen Gegenstand eingelassen. Nur bei folgenden Fragen verweilt er länger: «Entstehen secundäre Zufälle häufiger oder seltener, wenn man die primären ohne Quecksilber heilt? Und sind die secundären Zufälle verwüstender oder milder, wenn man die primären ohne Quecksilber geheilt hat? Ueber die erste Frage sind die Angaben sehr verschieden, einige fanden bei der Behandlung ohne Quecksilber das Verhältnifs der primären Symptome zu den secundären ungefähr wie 1 : 20, bei der Behandlung mit Quecksilber wie 1 : 55. Im Militärkrankenhause zu München behandelte der Verf. vom 1. Okt. 1828 bis zum letzten Sept. 1829, 139 Syphilitische aller Art, worunter 48 Geschwürsformen waren. Nur bei 5 von diesen, wo sich die Heilung etwas in die Länge zog, gab er Quecksilber. Auf sämmtliche primäre Formen sei bis jetzt bei jenen Individuen, welche ohne Quecksilber geheilt worden sind, und früher nie eines (dasselbe) wegen syphilitischer Affectionen bekommen haben, noch kein consecutives Symptom erschienen. Um inzwischen über diese Frage Gewifsheit zu erlangen, müfsten die Vertheidiger des Mercurs eben so gewissenhaft ihre Resultate angeben, als es die Gegner desselben gethan haben. Aber an vergleichenden Angaben über das Verhältnifs der secundären Symptome bei der Behandlung mit Quecksilber fehlt es uns fast ganz. Um inzwischen entscheidende Antworten auf diese und ähnliche Fragen geben zu können, müssen vorher die Verhältnisse zwischen Tripperseuche und Lustseuche geordnet und entschieden sein. Nur höchst ungern vermissen wir in diesem Handbuche eine gründliche Erör-

terung dieser Verhältnisse. Denn sie sind es, die jetzt zum Spruch kommen müssen, ehe die Pathologie der Syphilis einen Schritt weiter thun kann. — In Betreff der zweiten Frage, ob die secundären Zufälle verwüstender oder milder sind, wenn die primären ohne Quecksilber geheilt worden sind, stimmen sämmtliche bis jetzt bekannt gewordene Beobachtungen dahin überein, dafs alle Symptome, welche auf primäre, ohne Quecksilber geheilte syphilitische Affectionen folgen, äufserst gutartig und mild sind, sehr selten oder niemals (?) die Knochen befallen, und ebenfalls ohne Quecksilber geheilt werden können. Diejenigen secundären Zufälle, welche am häufigsten vorkommen, sind Hautausschläge jeder Art, dann Entzündung und Ulcerationen der Rachenhöhle, Entzündung der Knochenhaut, zuweilen Augenentzündungen. Von heftigen und gefährlichen Zufällen, als Caries, anhaltenden Knochenschmerzen, weit um sich fressenden Geschwüren des Halses und anderer Theile, wurde bei der nicht mercuriellen Behandlung bisher noch nichts bekannt. Bestätigen sich diese zeitherigen Erfahrungen in der Zukunft, so darf sich die Menschheit Glück wünschen, und die Lehre von der Syphilis erhält eine ganz andere Gestalt.

Die Diagnose der Syphilis betreffend, so klagt der Verf., es sei schwer, ja unmöglich, das nächste Produkt des syphilitischen Contagiums — die Entzündung — als eine eigene, specifike Krankheitsform darzustellen. Aber das ist ja das Specifike dieser Entzündung, dafs sie dem syphilitischen Gifte ihr Dasein verdankt. Nicht die äufseren Erscheinungen dürfen zum Maafsstabe für die Natur der Krankheit genommen werden, sondern die ihnen zum Grunde liegende Ursache. Und verläuft denn die syphilitische Entzündung, wie eine gewöhnliche? Sagt doch der Verf. selbst, in fibrösen Häuten verläuft sie mehr acut, als in den Schleimmembranen; am langsamsten und trägsten in den Drüsen. So findet man es bei der reinen Entzündung nicht; bei dieser ist der Verlauf gerade umgekehrt.

Weil man nun, fährt er fort, die syphilitische Entzündung nicht als specifike Krankheitsform habe darzustellen vermocht, so müsse es mit den entfernten Produkten derselben eben so schwer, ja noch schwerer sein; und daher habe man die Frage, was syphilitisch und nicht syphilitisch sei, unmöglich a priori beantworten können, und habe den Grundsatz aufgestellt: «Die Lustseuche kann nur durch Quecksilber geheilt werden. Jene Formen also, welche ohne Quecksilber geheilt werden können, sind nicht syphilitisch.» Hier begeht der Verf. ein hohes Unrecht. Unterscheidet sich nicht jedes syphilitische Exanthem von jedem anderen? nicht das syphilitische Geschwür von allen anderen? Was einige schwache Aerzte, die am Pulte und nicht am Krankenbette die Syphilis studierten, etwa als individuelle Meinungen aufstellten, darf nicht der Wissenschaft zur Last gelegt werden.

Der Verf. berührt nun einen der wichtigsten Punkte in der Lehre der Syphilis; — nämlich die Frage über die Identität oder Verschiedenheit der Tripper- und Lustseuche. Vorerst hat er Unrecht, wenn er glaubt, der Streit über diese Frage sei aus dem Grundsatze entstanden, dafs die Lustseuche nur durch Quecksilber geheilt werden könne; da der Tripper nun ohne Quecksilber geheilt werde, so sei er nicht syphilitischer Natur. Doch wäre dem auch so: so hat dieser Grundsatz seine Früchte getragen, und wir sind den Urhebern desselben zu tiefem Danke verpflichtet. — Die Gründe für die Annahme eines eigenen Trippercontagiums werden nun abgewogen, wobei sich der Verf. fast ganz passiv verhält. Nur bei dem Grunde, «Tripperschleim erzeuge keine Geschwüre, Eiter aus syphilitischen Geschwüren dagegen keinen Tripper,» bemerkt er: die Beobachtungen seien zu alltäglich, dafs der eine von einer Syphilitischen einen Tripper, der andere in derselben Stunde einen Schanker bekomme. Häufig bekomme auch einer Tripper und Schanker zugleich. Es wird hier zu viel, und ohne Grund behauptet. Ref. hat

schon seit mehren Jahren auf diesen Gegenstand seine Aufmerksamkeit gerichtet, und nie gefunden, dafs von zwei Männern, die demselben Mädchen in derselben Stunde beiwohnten, der eine Tripper, der andere Schanker bekam. Wohl fand er beide Erscheinungen einigemale vereinigt; aber dann ergab sich immer, dafs der Mann oder das Mädchen den Coitus kurz hintereinander bei verschiedenen Individuen ausgeübt hatte. Und kann es nicht der Fall sein, dafs in solchen Fällen das Mädchen zwischen zweien Coitus's von einem dritten angesteckt wird? Was Tode und Ritter gegen diesen Einwurf des Verf. einwendeten, ist durch das Gesagte ebenfalls nicht widerlegt. Auf einen weiteren Grund, «dafs nach dem Tripper allein niemals die Lustseuche entstehe,» antwortet der Verf.: es sei allbekannt, dafs nach Trippern so gut, wie nach Schankern, anderweitige syphilitische Symptome entstehen, namentlich flechtenartige Hautausschläge. Nach Trippern entstehen allerdings Symptome, aber keine syphilitischen, sondern Tripperformen. Und sind denn alle flechtenartigen Hautausschläge syphilitischer Natur? Tritt die Syphilis als Flechte auf? Hat nicht die Tripperflechte ihre eigenen Charaktere? Die Tripperseuche sowohl, als die Schankerseuche, lassen sich in ihren Formen und Folgen als zwei auf das Bestimmteste von einander geschiedene Krankheiten trennen, und diagnosticiren. Aber der Verf. erkennt die Tripperseuche gar nicht an in dieser Bedeutung; und doch haben sie schon frühere Aerzte bestimmt bezeichnet, so Fabre, den der Verf. wörtlich anführt; und durch Ritter, Autenrieth, so wie durch Simon's mittelbare Forschungen, ist sie über alle fernere Ankämpfung erhaben dargethan. Fügen wir noch Eisenmann's Schrift über den Tripper in allen seinen Formen und in allen seinen Folgen hinzu, so ist mit Recht zu zweifeln, ob man dieser Masse von Thatsachen noch etwas Erhebliches werde entgegensetzen können. Und es hat demnach gegenwärtig der Streit (weil es sich täglich mehr bestätige, dafs alle

syphilitischen Krankheitsformen ohne Quecksilber geheilt werden können) über die Identität des Tripper- und Lustseuche-Contagiums nicht alle Bedeutung verloren, ja sie vielmehr erst ganz gewonnen. Es ist zu beklagen, dafs der Verf. in seinem Eifer für die nicht-mercurielle Behandlung der Syphilis die ganze nosologische Seite dieser Krankheit übersieht, oder höchstens nur sehr oberflächlich behandelt. Bei weitem die gröfste Anzahl unserer Aerzte will gewifs nicht allein wissen, dafs sie handelt, sondern auch wie und was sie handelt. Mit Recht mufs bezweifelt werden, ob man den Tripper nur darum für nicht-syphilitisch erklärte, um den Gebrauch des Quecksilbers bei seiner Heilung zu entfernen. «Hätten sie dies,» fährt der Verf. fort, «auf eine andere Weise gekonnt, so würde ihnen die Natur des Trippers so gleichgültig gewesen sein, wie sie uns jetzt sein kann.» Der Verf. erlaube, dafs sich Ref. in Begleitung vieler Aerzte nicht mit unter die Uns zählen darf; denn ihnen ist es sehr wichtig, etwas Näheres über die Natur des Trippers zu erfahren und zu wissen. Uebrigens las Ref. diese Aeufserung eines so derben Empirismus mit einigem Befremden. Nachdem man, setzt der Verf. hinzu, nun einmal angefangen hatte, der Syphilis einen Theil ihres Gebietes zu entreifsen, so konnte man wohl erwarten, dafs diese Plünderungen (die die gesunde Vernunft segnen wird, Ref.) fortgesetzt wurden. — Die Reihe traf nun die syphilitischen Geschwüre und übrigen Symptome, die man mitunter ebenfalls ohne Quecksilber gut und sicher heilen sah. Es werden nun Hunter's, Abernethy's und Carmichael's Ansichten über diesen Punkt mitgetheilt. Bei Carmichael erwähnt der Verf., dafs die von ihm aufgestellten Geschwürsformen sich in der Praxis wirklich nachweisen liefsen, und man könne alle vorkommenden syphilitischen Geschwüre an den Genitalien unter seine vier Klassen bringen, Es ist jedoch diese Geschwürsclassification nicht logisch, nicht wissenschaftlich; und bei der Aufstellung einer Tripper- und

Schankerseuche ergeben sich drei Klassen von Geschwüren an den Genitalien: 1) Trippergeschwüre, 2) Schankergeschwüre und 3) Geschwüre, die weder das eine noch das andere sind, für die sich aber eine positive Definition schwer geben läfst. — Dagegen, fährt der Verf. fort, habe es sich in der Erfahrung durchaus nicht bestätigt, dafs auf bestimmte Arten von Geschwüren immer nur bestimmte Ausschlagsformen erschienen, nicht zu gedenken, dafs unter zehn Fällen von primären syphilitischen Geschwüren nicht einmal ein Hautausschlag darauf erfolge, wie Carmichael selbst zugebe, was jedoch nach seinen Beobachtungen noch weit seltener der Fall sei.

In Bezug auf die Aetiologie der Lustseuche wird ihre Entstehung aus einem Contagium erklärt, welches beim Coitus mitgetheilt wird. Ist der Coitus der einzige Ansteckungsweg? Die Ansteckung erklärt er gleich der Zeugung. So wenig bei der Zeugung Absorption statt finde, so wenig brauche sie bei der Ansteckung statt zu finden. Damit wissen wir aber jetzt nicht mehr, als wir vorher auch gewufst haben. Die ganze bisherige Lehre von der Lustseuche reducire sich auf folgenden Satz: «Das syphilitische Contagium sei ein specifikes Gift, welches, einmal dem Organismus mitgetheilt, nur mit der gänzlichen Zerstörung desselben endigt, wenn es nicht durch Quecksilber bezwungen werde.» Das Festhalten an diesem Satze sei Schuld an der gränzenlosen Verwirrung, welche in der Lehre von dieser Krankheit herrscht. Solle daher Einfachheit, Ordnung, Klarheit und Bestimmtheit in diese Lehre kommen, so müsse die Ansicht von einem Gifte, virus, welches nur im Quecksilber sein Gegengift erkennt, aufgegeben werden, und dann gelte es gleichviel, ob wir die syphilitischen Krankheitsformen aus blofser Irritation, oder aus Contagion entstehen lassen. Der Verf. geht auch hier wieder in seinen Behauptungen zu weit. Zwischen Irritation und Contagium ist doch in der That ein bedeutender Unterschied, und die Lehre von der Sy-

philis gewinnt hinsichtlich ihrer Nosologie eine ganz andere Gestalt, wenn man ihr ein Contagium, als wenn man ihr eine bloſse Irritation zum Grunde legt. Ist letztes der Fall, so lohnt es sich wahrlich nicht der Mühe, so viel Pomp mit ihrer Behandlung zu treiben. Den Satz, daſs das syphilitische Gift nur im Quecksilber sein Gegengift erkenne, mag man allerdings aufgeben, und Ref. wüſste nicht, daſs die Aerzte so fest ihm anhingen, daſs sie nicht sogleich ihn fahren lassen sollten, sobald sie etwas Zuverlässigeres dafür erhalten. Ueber die Natur des syphilitischen Contagiums ist alles wiederholt, eben so über die Wege, auf welchen es mitgetheilt wird. Falsch ist nur folgende Behauptung: «daſs die Syphilis dem Kinde vom Vater bei der Zeugung, oder von der Mutter während seines Aufenthaltes im Uterus mitgetheilt werde (wird jetzt fast allgemein verneint), und Girtanner als Gewährsmann citirt.» Hätte der Verf. die neuen Beobachtungen über diesen Punkt zu Rathe gezogen, so würde er diese ehemalige Verneinung bejaht gefunden haben.

Ueber die Lustseuche im normalen Verlaufe stellt der Verf. einige Sätze auf, die zum Theil durchaus nicht als wahr in der Natur nachgewiesen sind, und wofür er die Beweise schuldig bleibt. So sagt er: die Lustseuche ist Krankheit der Reproduction, und gehört (?) im nosologischen Systeme unter die chronischen Hautausschläge (?), wie die Elephantiasis, die Lepra u. s. w. — Das nächste Produkt der Wirkung des syphilitischen Contagiums auf den menschlichen Organismus ist, wie bei allen Contagien (?), Entzündung (?) mit ihren verschiedenartigen Ausgängen. Gebe doch der Himmel, daſs man endlich einmal nicht mehr bei jedem Schritte auf Entzündung stöſst! Jeder Paroxysmus währt ja doch nur eine Zeitlang, und der Entzündungsparoxysmus sollte ewig dauern? Kein Exanthem ist eine Entzündung, am allerwenigsten dies chronische Exanthem; kein Contagium erregt Entzündung, sondern einen Krankheitszustand sui ge-

neris. Die Beweise für diese Sätze giebt die genaue Betrachtung der Natur, und dorthin verweist Ref. Auch der folgende Satz bedarf noch einer entscheidenden Bestätigung, die ihm recht herzlich gewünscht wird. Der ungetrübte, durch kein eingreifendes mercurielles Heilverfahren gestörte Verlauf der Syphilis ist in den meisten Fällen ein sehr gelinder, und beschränkt sich blofs auf die Production einer oder mehrer örtlicher Affectionen. Nur zuweilen verbreitet er sich noch über die Häute.

Die Lustseuche im anomalen Verlaufe betreffend, werden die bekannten Ursachen aufgezählt, die diesen Verlauf herbeiführen; als die wichtigsten Momente, welche den Verlauf derselben aufs höchste zu alieniren vermögen, sind der profuse Gebrauch des Quecksilbers, Nichtbeachtung des nothwendigen Regimens während seiner Anwendung, und eine Körperconstitution, welche sich mit der Gabe desselben nicht verträgt, genannt. Nun giebt er das Bild der Mercurialkrankheit nach Mathias, mit dessen Darstellung er sehr unzufrieden ist. Uebrigens tadelt er das Aufstellen der Quecksilberkrankheit als einer eigenen Krankheit; denn das syphilitische Leiden sei hier keinesweges getilgt, sondern bestehe fort. Das eben ist die Frage. Der Mercur kann wohl die Syphilis tilgen, aber gleichzeitig so stark eingreifend wirken, dafs er selbst eine neue Krankheit setzt. Den Beweis liefern die Erfahrungen, wo der Mercur bei Individuen, die nicht an der Syphilis litten, ebenfalls Geschwüre, sowohl im Rachen, als im Darmkanale bekamen, wie Ref. selbst ein Beispiel sah. Demnach sind die sogenannten (?) Mercurialkrankheiten etwas mehr, als syphilitische Krankheiten im anomalen Verlaufe. Es mufs auch hier wieder die Complication der Mercurialkrankheit mit der Syphilis von der reinen Mercurialkrankheit getrennt werden. Macht man diese Unterscheidung, so heben sich die Widersprüche, in die man sich sonst verwickelt. Hiernach müssen auch folgende Sätze des Verf. gedeutet werden: «Aus diesem La-

byrinthe steht als sicherer Leitfaden fest, dafs das Quecksilber häufig syphilitische Symptome verschlimmert. Dafs es Krankheitsformen hervorbringt, welche den syphilitischen gleichen, gehört schon nicht mehr hierher, sondern dies kommt ihm vermöge seiner, ihm eigenen Wirkung oder Beziehung zum Organismus zu, und dies ist eben der Grund, warum es die syphilitischen verschlimmert. Es wird hier ein Uebel zum anderen addirt.»

Als eine andere Anomalie der Syphilis nennt der Verf. die verlarvten venerischen Krankheiten. Besonders äufsert er sich über die Meinung, dafs das syphilitische Gift 20 bis 30 Jahre im menschlichen Körper verborgen liegen könne, ohne sich im geringsten durch etwas bemerklich zu machen, bis es endlich unter irgend einer beliebigen (?) Krankheitsform hervorbreche, oder während der Zeit auf die Kinder übertragen werde, und sich bei diesen vielleicht auch erst in ihrem 20sten bis 30sten Jahre oder gar noch später äufsere. Trauriges Loos der Menschheit, wenn diese Behauptung gegründet ist! ruft er mit Girtanner aus. Abgesehen davon, dafs dies nur eine Meinung ist, wie er selbst sagt; abgesehen ferner davon, dafs der Verf. die Sache etwas übertreibt und mehr sagt, als er billig sollte: so ist mit dieser Aeufserung der gerade ebene Pfad der gesunden Vernunft durchaus nicht verlassen. Denn es besteht das Gesetz, dafs die ererbte Syphilis zur Zeit der Entwickelung der Pubertät ausbricht, nicht früher, nicht später. Ist dies Naturgesetz vernunftlos? Er fragt weiter: Kann das venerische Gift 30 und mehre Jahre versteckt und unbemerkt im Körper bleiben, und bei diesem erst im 30sten Jahre sich zeigen? warum soll es nicht möglich sein, dafs es noch länger versteckt bliebe, dafs es auch bei den Kindern nicht ausbreche, sondern sich weiter forterbe, und seine Wirkungen erst bei den Kindeskindern äufsere? Und wäre dies denn eine so aufserordentliche, eine so chimärische und unvernünftige Behauptung? Haben wir nicht die Erfahrungen über

die Bluterfamilien, über so manche Bildungsfehler, die sich auf die sonderbarste Weise forterben, eine ganze Generation überspringend? Dies ist das wunderbare Walten der Natur! dies sind ihre Gesetze! Verlassen wir dadurch den geraden Pfad der gesunden Vernunft, wenn wir diese Gesetze annehmen, obgleich wir sie uns nicht enträthseln können? Wer läugnet eine erbliche Lungensucht; und äufsert sich diese nicht oft erst im 30sten, ja im 40sten Jahre? Brechen nicht die Scropheln erst wieder hier und da im hohen Alter hervor? Was Sanchez sagt, ist lächerlich; wer beruft sich aber auf Sanchez? Sollen sich alle Aerzte Thoren schelten lassen, wenn einer ein Thor war? das hiefse die Sympathie doch zu weit treiben! — Womit man die Existenz solcher verlarvten venerischen Krankheiten beweisen will? Mit Beobachtungen, aber nicht mit solchen, wie sie Girtanner seinen Lesern vorsetzte, und wie wir sie hier wieder aufgewärmt erhalten. Solche Beobachtungen, die alles Zutrauen verdienen, bestehen, und Ref. selbst besitzt einige der Art, die die Sache aufser allen Zweifel setzen, wenn ein Zweifel noch obwaltete. Kann diese der Verf. widerlegen, so wollen wir ihm folgende Aeufserung hingehen lassen, wenn er in dieser Beziehung sagt: «So könnte man ja, wenn jemand in seinem 30sten oder 40sten Jahre ein Krebsgeschwür bekommt, mit eben so viel Recht behaupten, es käme davon, weil er in seinem 10ten Jahre einen Hering gegessen habe.»

Was der Verf. über verwickelte syphilitische Krankheiten vorbringt, ist Ref. nicht ganz deutlich. Wenn unter andern gesagt wird, es sei falsch, dafs sich Wunden bei Syphilitischen in Schankergeschwüre verwandeln — so ist wieder zu viel behauptet, und der Satz nicht gehörig modificirt.

Dem Bisherigen zufolge, sagt der Verf., hätten wir uns nun von einer Menge krankhafter Zustände, welche bisher Verwirrung in die Lehre von der Lustseuche brachten, losgemacht. Wir haben keine verschiedenen syphili-

tischen Contagien (welcher deutsche Arzt hat sie behauptet? und wenn sie von Ausländern behauptet wurden, unter welchen Bedingungen und Modificationen geschah es?), keine Tripperseuche (diese wird nach wie vorher bestehen; übrigens hat sich der Verf. gar nicht darauf eingelassen, ihre Nichtexistenz zu beweisen; nebstdem darf man nach ihm auf geschichtliche Nachweisungen keinen grofsen Werth legen), keine Pseudosyphilis, kein Syphiloid (über diese hat er ja nicht gesprochen, was doch hätte geschehen müssen, wenn er sie verwerfen will), keine verlarvten und verwickelten syphilitischen Krankheiten (auch die Nichtexistenz dieser hat er noch lange nicht bewiesen, um so weniger, da er es mit Girtanner's Gründen thun wollte, der schon so lange existirte, und es bisher noch nicht vermochte), und keine Mercurialkrankheit anerkennt (wenn er auch den Namen nicht anerkannt hat, so hat er doch die Sache anerkennen müssen). Ref. fordert von dem Verf. Gründe, keine Declamationen, keine despotischen Orakelsprüche. Es heifst sich in der That die Sache leicht machen, wenn man alles auf die Seite schiebt, was genirt. Mit solchem Verfahren ist aber niemand gedient. Ganz naiv fährt er fort: Wären wir nur einen Schritt weiter gegangen, so hätten wir selbst kein syphilitisches Contagium, und also auch keine syphilitischen Krankheiten mehr gefunden. So weit geht er inzwischen doch nicht. Denn das Bestehen von Krankheitsformen, die man bisher syphilitische nannte, wagt er nicht wegzuläugnen. Man sieht übrigens, dafs es ihm ein Leichtes gewesen wäre.

Was der Verf. über die eingebildeten venerischen Krankheiten aus Freind und Fricke anführt, ist ganz richtig; und eben so wahr ist es, dafs vorzüglich diejenigen Schriften über die Lustseuche, welche für Laien geschrieben sind, dazu beitragen, dieses Leiden zu erzeugen (?), zu unterhalten und zu verbreiten, ohne der Menschheit sonst einen wesentlichen Dienst zu leisten.

Die Ausgänge der Lustseuche werden kurz berührt. Ob an der Lustseuche, als solcher, heutiges Tages niemand mehr stirbt, ist die Frage.

Mit Tode's Worten ereifert sich der Verf. gegen die schulgerechte Weise der Prognose der Lustseuche. Und wenn in der Prognose weiter nichts Neues gesagt wird, sondern sie eine bloſse Recapitulation ist — warum sich so ereifern? Und läſst sich denn in der Prognose wirklich nichts Neues mehr sagen?

IV. Therapeutik der Lustseuche im Allgemeinen. Voraus geht einiges über den Gang, welchen die Heilung der Lustseuche nahm. Dadurch soll die gewöhnliche (?) Annahme, daſs man erst dann die Lustseuche zu heilen vermochte, als man das Quecksilber gegen sie anzuwenden anfing, am besten widerlegt werden. (Dies ist aber schon sehr oft geschehen, und durfte als bekannt vorausgesetzt werden. Ref.) Denn es zeige sich, daſs zu der Zeit, wo man das Quecksilber auf eine nur einigermaaſsen vernünftige Art gebrauchte, die Lustseuche bereits schon so gemildert auftrat, daſs man fernerhin auch ohne dasselbe recht gut mit ihr hätte fertig werden können. Dies läſst sich bezweifeln, und zwar mit Recht. Was aber aus der Geschichte hervorgeht, ist, daſs man gewiſs die früheren Behandlungsarten der Syphilis nicht so allgemein würde verlassen und zu dem Mercur seine Zuflucht genommen haben, wenn erste sich bewährt bewiesen hätten. Denn bei dieser Krankheit springt man nicht von dem Gewissen zum Ungewissen leichtsinnig über. Aufserdem war es vorzüglich Paracelsus, der das Quecksilber in die Syphilidotherapie allgemein einführte, und dieser Mann stand zu seiner Zeit nicht in dem vortheilhaftesten Rufe, hatte viele Gegner, die gewiſs gezaudert hätten, ein unsicheres Mittel aus solcher Hand zu nehmen. Sie nahmen es aber, weil es sich sicher bewies. Hierbei muſs bemerkt werden, daſs Paracelsus auch der erste war, der den Tripper zu einer syphilitischen Form machte,

welche Behauptung vor ihm niemand aufgestellt hatte, und die erst allmählig in die Lehren der Aerzte überging. Und so geschah es, dafs wir, wie der Verf. sagt, um die Mitte des 16ten Jahrhunderts den Tripper unter den Zufällen der Syphilis angeführt finden. Doch geschieht seiner schon zu Ende des 15ten und im Anfange des 16ten Jahrhunderts Erwähnung, jedoch nicht als eines Symptoms der Syphilis. Besonders verweilt der Verf. bei der zuerst wieder von den Engländern allgemeiner eingeführten nichtmercuriellen Behandlung der Syphilis, und giebt als das Resultat der Beobachtungen derselben: «Die Annahme, dafs die Lustseuche, wenn ihr nicht Quecksilber entgegengesetzt werde, unaufhaltsam fortschreite, ist falsch. Sie verschwindet vielmehr unter gewissen Bedingungen von selbst, wenn sie sich in ihren Produkten erschöpft hat. Aus der Milde der Symptome, welche auf örtliche syphilitische, nicht mit Quecksilber geheilte Affectionen folgen, kann man vielmehr mit Grund schliefsen, dafs die Heftigkeit vieler constitutionellen (secundären) Symptome, besonders die Zerstörungen der Knochen, durch den Quecksilbergebrauch herbeigeführt worden sind. — Nicht allein das Quecksilber, auch jedes andere Arzneimittel ist in vielen Fällen zur Heilung syphilitischer Affectionen unnöthig. Zuweilen beschleunigt ein mäfsiger Gebrauch des Quecksilbers die Heilung der Schankergeschwüre. — Diesem Resultate werden noch diejenigen beigefügt, welche Brünninghausen, Fricke und Wilhelm in Deutschland, Desruelles u. a. m. in Frankreich, so wie die schwedischen und dänischen Aerzte unter dieser Behandlung erhielten, und bekannt machten.

Für die Heilmethode der Lustseuche zieht der Verf. nun aus seiner geschichtlichen Darstellung folgende Sätze:

«Dafs es nur eine einzige Heilmethode der Lustseuche gebe;

dafs diese Methode die entziehende, ausleerende, gelind-antiphlogistische sein müsse;

dafs diese Methode zu allen Zeiten von den Aerzten, ihnen selbst oft unbewufst, befolgt worden sei;

dafs jeder, der die Lustseuche geheilt hat, sie nur nach dieser Methode geheilt hat; und jeder, der sie in der Folge heilen wird, sie nur nach dieser heilen wird.»

Im Allgemeinen stimmt Ref. diesen Sätzen bei, obgleich sich gegen einige derselben manches einwenden liefse. Die Sache ist ganz einfach, — die Verfahrungsarten, die man seither gegen die Syphilis einhielt, wirkten alle dadurch, dafs sie entweder das syphilitische Contagium zerstörten, gleichsam absterben liefsen im Organismus, oder dafs sie es mit Antreibung der Secretionen aus dem Organismus entfernten, oder sie vereinigten beide Wirkungsarten. Auf etwas andere Weise sehen wir es bei den Scropheln, die inzwischen den Organismus in der Regel tiefer ergreifen, als die Syphilis, weil sie in ihm entstehen, sich entwickeln; dagegen die Syphilis von aufsen eingepflanzt wird, mit Ausnahme der ererbten Syphilis, die eben so hartnäckig, wenn nicht hartnäckiger eingreifend ist, als die Scropheln. Und Ref. kann bei dieser Gelegenheit nicht umhin, auf ein Heilverfahren gegen die Scropheln aufmerksam zu machen, welches ihm in einigen Fällen ausgezeichnete Dienste that, und zwar bei den sogenannten torpiden Scrofeln. Dies Verfahren bestand in einer Entziehungscur; — die Kinder erhielten nichts als Suppe, Gemüse, gekochtes Obst und Weizenbrod in sehr mäfsiger Quantität, in Verbindung mit Gold, Baryt und Bädern. Ein äufserst rascher Erfolg belohnte diese Methode, der bei Gelegenheit eine gröfsere Ausdehnung gegeben werden soll. Es läfst sich wahrscheinlich machen, dafs auf diese Weise das scrophulöse Gift (man erlaube diesen Ausdruck) eben so getilgt würde, wie es bei der Syphilis der Fall ist. — Gut stellt der Verf. die Uneinigkeit dar, welche über die mercurielle Behandlung herrsche, und die uns daher gegen letzte mifstrauisch machen müsse.

müsse. Man wollte aber mit Quecksilber alles thun, und schadete auf diesem Wege mehr, als man nutzte. Zum Schlusse giebt der Verf. noch die Gründe an, welche gegen die nichtmercurielle Behandlung aufgestellt wurden. In einer Hinsicht haben die Gegner Recht, wenn sie behaupteten, die so geheilten Krankheitsformen seien nicht alle syphilitischer Natur gewesen. Hat man ja gröfstentheils alle Formen der Tripperseuche hierher gerechnet, so wie jedes Geschwürchen u. dergl. m. der Genitalien. Erst dann würden wir über diese Behandlung ganz sichere Resultate erhalten, wenn die genannten Unterscheidungen einmal festgehalten werden. So lange dies nicht der Fall ist, müssen sich die Freunde dieser nichtmercuriellen Methode manchen Zweifel und manchen Einwurf gefallen lassen. Es würde diesem Handbuche zum entschiedenen Ruhme gereichen, wenn es diesem Punkte Aufmerksamkeit geschenkt, und so auch in dieser Beziehung als der erste allgemeine Vertheidiger aufgetreten wäre.

Einige allgemeine Regeln zur Behandlung der Lustseuche. Sie betreffen vorzüglich die Diät, welche die Hauptbedingung zur Heilung der Lustseuche genannt wird. Unter andern lesen wir noch: Man solle nie das Quecksilber in der Absicht geben, um nachfolgende oder secundäre Symptome zu verhüten; dies vermöge es durchaus nicht. Die Gründe für diese Behauptung? Wahr ist es, dafs es einen grofsen Unterschied macht, ob ein Syphilitischer sich in einer Krankenanstalt, oder in seinen bürgerlichen Verhältnissen befindet. Und darin sieht Ref. ein Haupthindernifs, welches sich der Einführung der nichtmercuriellen Behandlung in der Privatpraxis entgegensetzt. Erst, wenn die Bedingungen festgesetzt sind, unter denen diese Behandlung sich in Anwendung bringen läfst, wird sie wahrscheinlich allgemeineren Eingang finden. Es darf daher nicht befremden, dafs noch so viele Aerzte fest auf Quecksilber bauen.

V. Prophylactik. Diese ist sehr kurz gegeben.

Besser und weitläufiger findet sie sich in F. Eisenmann's Schrift über den Tripper. In ihrem Resultate treffen beide zusammen. Der Condon wird als das sicherste Prophylacticum genannt, wiewohl man ihm auch nicht unbedingt trauen könne. Nebstdem werden noch Coster's Versuche mit Chlorine erwähnt, ohne dafs der Verf. ein Urtheil hierüber ausspricht. Ref. hat mehren Individuen sowohl Einspritzungen, als Waschungen mit Chlorauflösung empfohlen, und bis jetzt wurde von mehren derselben, die ich sprach, dies Mittel als sicher gerühmt. Möge diese Bemerkung zu neuen Versuchen ermuntern.

VI. Diätetik. Diese ist sehr ausführlich behandelt, wie es ihre Wichtigkeit fordert. Denn Diät ist der Punkt, in welchem sich alle Heilmittel vereinigen, sie mögen nun ihren Zweck durch den Speichelflufs, oder durch Schwitzen, Laxiren und Uriniren zu erreichen suchen; und sie ist es wahrscheinlich, welche in Verbindung mit dem Zeitverlaufe von jeher mehr Antheil an der Heilung der Lustseuche hatte, als die Arzneien. Diät nimmt der Verf. im weitesten Sinne, und umfafst mit diesem Begriffe nicht blofs Speisen und Getränke, sondern sämmtliche von den Alten sogenannten nicht natürlichen Dinge. Hinsichtlich der Nahrungsmittel führt er das Verfahren an, wie es Brünninghausen und er, so wie Frick und Wilhelm in Anwendung brachten. Im Würzburger und Mannheimer Militärkrankenhause erhält jeder Syphilitische die halbe Kostportion ohne Fleisch. «Sie besteht des Morgens aus einer Schale Fleischbrühe — 25 Loth an Civilgewicht — des Mittags aus der nämlichen Quantität Suppe, worin Reis, Gerste, Grütze oder Brot gekocht ist, mit einer Schale voll Gemüse von gleicher Quantität, und Abends aus einer Schale Suppe, wie am Morgen, nebst drei Loth Reis in Fleischbrühe oder Milch gekocht, oder drei Loth gedörrter und gekochter Pflaumen. Mit dem Gemüse wird die Woche hindurch täglich gewechselt, wie es die Jahreszeiten mit sich bringen. Zu diesen Speisen werden

12 Loth Roggenbrot (Medicinalgewicht) auf 24 Stunden gegeben. Zum Getränke erhielten sie Wasser, oder eine Tisane aus roher Gerste und Süfsholz bereitet. Es wurde gern gesehen, wenn sie von letzter viel und warm tranken, was sie auch in der Regel thaten, da sie sehr angenehm zu trinken ist. — Nur bei vorhandenen Anzeigen, oder bei nahe bevorstehender Heilung, bekommen sie eine vermehrte Speiseportion, so wie auch Fleisch und Bier.» — Es ist unglaublich — setzt er später hinzu — wenn man es nicht gesehen hat, wie gut die Leute aussehen, wie wenig sie an Kraft verloren haben, wenn sie auch gleich 4, 6 bis 8 Wochen und noch länger auf die angegebene Weise entziehend behandelt worden sind. Diese Erscheinung findet vielleicht ihre natürliche Erklärung in der genauen Befolgung einer regelmäfsigen Lebensordnung. Ferner spricht der Verf. noch über die Entziehungscur, Hungercur — und nennt hier Fr. Hoffmann, Winslow, Osbeck, Struve und das Traitement arabique oder die Diète-sèche von Montpellier. Die Bewegung und Ruhe betreffend, so ist Ruhe zur Heilung jener Formen durchaus nothwendig, wo die bei der Bewegung unvermeidliche Friction der Theile die Entzündung unterhalten oder vermehren würde. Dagegen ist in anderen Formen Bewegung nützlich. Bubonen z. B., welche sich in der Ruhe weder zertheilen, noch in Eiterung übergehen wollen, werden zu dem einen oder dem anderen gebracht, wenn man dem Kranken gestattet, sich Bewegung zu machen, oder seinen Geschäften nachzugehen. Dafs die Reinlichkeit ein nicht genug zu beobachtendes Moment bei der Heilung der Lustseuche sei, ist bekannt. Zu diesem Zwecke werden auch Bäder angewandt; nebstdem aber auch noch zur Unterstützung anderer Heilmittel, ja als Heilmittel allein. Die gebräuchlichsten waren die Schwitz- und Dampfbäder u. s. w. Da alles, was den Se- und Excretionsprozefs befördert, directes oder indirectes Heilmittel der Lustseuche ist, so mufs ein vorzügliches Augen-

merk auf die Ausleerungen und Zurückhaltungen gerichtet werden. Dabei soll die Luft, welche Syphilitische athmen, rein und trocken sein; die Temperatur ihres Aufenthaltortes 16 Grad Réaum. betragen. Schlafen sollen sie nicht zu viel. Viel zur Heilung trägt Heiterkeit bei. —

VII. Pharm·cologische Abtheilung. Hier werden alle Mittel und Heilmethoden angegeben, welche nur einigermaafsen Ruf in der Syphilidoklinik bekommen haben. Es dürfe hier keines fehlen, denn allen gebühre die Ehre, die Lustseuche unter den gegebenen Bedingungen heilen zu können, nicht dem Quecksilber allein. Es kam dem Verf. vorzüglich darauf an, zu zeigen, dafs alle Mittel und Heilmethoden auf eine oder die andere Art der Krankheit, und keinem specifiken Gifte entgegenwirken, obgleich die eine mehr bei dieser, die andere mehr bei jener syphilitischen Form leiste. Hierbei hat er vorzüglich Vogt's Pharmacodynamik benutzt. Es ist zu fürchten, dafs dem Verf. sein Bemühen mifslungen sei; denn er scheint von dem Grundsatze auszugehen, jedem specifiken Gifte stehe ein specifikes Mittel entgegen. Dem ist aber nicht so. Jedes Mittel, welches irgend ein Gift neutralisirt, oder aus dem Organismus treibt, ist Gegengift. Und wie viel solcher Gegengifte besitzen wir! So kommen alle antisyphilitischen Mittel darin miteinander überein, dafs sie den Se- und Excretionsprozefs, namentlich jenen der Speicheldrüsen, der Haut, der Nieren und des Darmkanales erhöhen, und dadurch — einige auch ohne Hervorrufung besonderer Ausleerungen — beschränkend auf die Nutrition wirken, also den Organismus deproduciren, wodurch zugleich die organische Masse und ihre Cohärenz vermindert, und erste alterirt wird. Der Verf. giebt nun eine Classification dieser Heilmittel, jedoch nicht nach ihren Wirkungen, weil dies nicht wohl möglich sei (?), sondern nach den Naturreichen. Unter den Mineralien nimmt die erste Stelle das Quecksilber ein. Aus der Abwägung

seiner Wirkungen geht hervor: dafs seine Hauptwirkungen secretionsbefördernd, auflösend, cohäsionsvermindernd sind; — Wirkungen, welche keinesweges etwas Besonderes haben, sondern auf andere Weise auch herbeigeführt werden können; dafs es vermöge dieser Wirkungen ein sehr wirksames Mittel gegen die Lustseuche sein müsse; dafs aber auch sein Gebrauch bedeutende Nachtheile mit sich führe, und daher nur unter bestimmten Verhältnissen erlaubt sein könne. Nach Aufstellung der Contraindicationen für das Quecksilber fährt der Verf. fort: man solle die Heilung jeder syphilitischen Krankheitsform ohne Quecksilber beginnen, seine Anwendung beschränke sich auf folgende Fälle, welche möglicherweise vorkommen könnten: 1) Wenn man die Heilung eines primären syphilitischen Geschwüres, welche sich gar zu sehr in die Länge zieht, beschleunigen will, was durch Quecksilber, wenn es der Constitution entspricht, zuweilen, nicht immer, gelingt. (Höchst wahrscheinlich gelingt dies immer, wenn man ein syphilitisches Geschwür vor sich hat, Ref.) 2) Wenn sich ein Uebel bei der nicht mercuriellen Behandlung so gestalten sollte, dafs Verlust wichtiger organischer Gebilde zu besorgen wäre; ein Fall, welcher bisher nicht eingetreten ist. — Also erkennt der Verf. doch den Mercur als das Hauptmittel gegen die Syphilis an, als das ultimum refugium? 3) Wenn eine veraltete, alienirte Form der Lustseuche den übrigen milderen Heilmethoden widerstehen, und daher eine totale Umstimmung des Reproductionsprozesses erfordern sollte. Immer ist es unerläfslich nothwendig, das vorgeschriebene diätetische Verhalten zu beobachten. Die Methoden nun, das Quecksilber anzuwenden, zerfallen in zwei Klassen. Die eine Klasse hat den Zweck, den Speichelflufs zu verhüten; die andere den, denselben, wo nicht zu befördern, doch wenigstens zuzulassen. Ehe der Verf. zu den Mitteln der Dämpfungscur übergeht, berührt er die Frage über die Nothwendigkeit der Salivation zur Heilung der Lustseuche. Nun werden

die verschiedenen Quecksilbermittel aufgezählt, die Fälle genannt, wo das eine oder das andere sich besonders bewährte. Rücksichtlich des rothen Präcipitats bemerkt der Verf., dafs er in zwei Fällen von Caries der Schädelknochen, wo vorher Quecksilber in Abundanz gegeben worden war, dauerhafte Heilung auf die Anwendung desselben gesehen habe. Bei Anführung der Extinctionscur durch Inunction, erzählt er Cullerier's Methode, die Methode von Cirillo. Von den Salivationsmethoden durch Inunction giebt er die von Rust, nennt aber die von Simon die wenigst eingreifende und mildeste. Warum hat er nicht auch diese mitgetheilt? Die Rustsche ist bekannter, als die von Simon. Er spricht sich günstig für diese Salivationscur aus, und sagt, er habe vor mehren Jahren Kranke damit geheilt. Inzwischen hofft er, und ohne Zweifel jeder Arzt mit ihm, dafs bei einer einfachen therapeutischen, nicht specifiken Behandlung der primären Lustseuche die hartnäckigen, complicirten, secundären Formen nicht mehr entstehen würden, und also diese heroische Cur ihren Wirkungskreis verliere. Die Bäder mit Mercur bereitet, handelt der Verf. etwas zu kurz ab. Wedekind's Sublimatbäder verdienen besondere Würdigung. Die Pflaster und Räucherungen dürften wohl aus der Syphilidotherapie verbannt werden.

Fernere Metalle sind: das Antimonium, es beschränkt die innere Assimilation der Stoffe und die Bildung des Festen aus dem Flüssigen in der inneren Metamorphose der Organe nicht so mächtig, als das Quecksilber; — das Gold, über welches er keine Erfahrungen gemacht zu haben scheint; — der Arsenik und das Kupfer, nach Gölis Erfahrungen.

Unter den Alkalien steht das vegetabilische Laugensalz oben an. Die Wirkungen desselben in kleinen Gaben sind ganz jenen des Quecksilbers ähnlich, und lassen sich alle auf eine durchgreifende allgemeine Bethätigung des Verflüchtigungsprozesses zurückführen. Demnach

besitzen die Kalien offenbar die Eigenschaften, welche wir von den Heilmitteln der Lustseuche verlangen. Sie wirken beschränkend auf die Nutrition, befördern dagegen ausnehmend die Secretion, namentlich jene des Urins. Und der Verf. äufsert mit Recht, es sei zu verwundern, dafs das Kali bei diesen seinen hervorstechenden Eigenschaften nicht früher und häufiger gegen die Lustseuche versucht worden sei. Erst in neuerer Zeit habe es Besnard in Verbindung mit Opium dagegen angewandt — dessen Verfahren nun mitgetheilt wird. Diesem Kali schliefst sich das flüchtige Laugensalz an. In neuester Zeit hat es Eichheimer in München mit dem vegetabilischen zu einer Tinktur verbunden, und rühmt diese, besonders unter Umständen, wo der Kranke das zur Heilung durch Quecksilber nöthige Verhalten nicht beobachten könne, z. B. in Winterfeldzügen u. dergl. als sehr passend.

Betreffend die Säuren, so wirken sie bei anhaltendem Gebrauche beschränkend auf die Nutrition, und befördern die Urinsecretion. Sie sind daher angezeigt bei jener syphilitischen Dyscrasie, wo sich eine Neigung zur Zersetzung und Auflösung, so wie zur Substanzwucherung bei vorhandener Schlaffheit offenbart. — Die meisten Heilversuche, die man mit denselben machte, fielen günstig aus.

Die Salze wurden als eigentliche Antiphlogistica selten angewandt.

In Bezug auf die Vegetabilien: so ist bekannt, dafs sie hauptsächlich gegen die sogenannten constitutionellen Symptome der Syphilis, so wie gegen die, durch abundanten Quecksilbergebrauch normal gewordene Lustseuche in Gebrauch gezogen werden. Mit Recht mufs man mit dem Verf. zweifeln, ob ihnen alle besondere, gegen die Natur der Krankheit gerichtete Wirkungen zukommen, oder ob nicht vielmehr der Art ihrer Anwendung und den dabei beobachteten Regimen der Erfolg beigemessen werden müsse. Denn sie wurden gröfstentheils in Auf-

güssen oder Decocten gegeben, und dabei liefs man bei einem passenden Verhalten warm und häufig trinken. Jedoch sind mehren von ihnen hervorstechende Wirkungen, besonders auf den Se- und Excretionsprozefs, nicht abzusprechen. Diese betrachtet der Verf. näher, und bringt sie unter folgende Klassen: Schleimig-bittere Mittel, in welchen die Schärfe — principium acre — noch wenig vorwaltet, — harzig-scharfe, rein-scharfe, narkotisch-scharfe, narkotische Mittel. Aus der Zusammensetzung dieser und mehrer anderer Vegetabilien gingen die schweifstreibenden oder antisyphilitischen Decocte und Syrupe hervor. Der Verf. würdigt ihren Werth ganz treffend. Sie gehören unstreitig zu den vorzüglichsten Heilmitteln der Lustseuche, und sind besonders in den bedeutenden secundären Formen derselben angezeigt. Es sollte wirklich nie zur Anwendung der Salivationsmethode geschritten werden, ehe man nicht eines oder das andere, welches man gerade für den vorliegenden Fall für geeignet hält, fruchtlos angewandt hat, wenn der Fall nicht sehr dringend ist. Ferner, sollen diese Mittel etwas leisten, so darf ihnen nicht durch ein unzweckmäfsiges diätetisches Verhalten, oder durch gänzliche Nichtbeachtung eines solchen entgegengearbeitet werden. Doch mufs Ref. bemerken, dafs ein so ängstliches Festhalten an das in der Regel sehr minutiöse Regimen nicht eben nothwendig ist. So hat er den Rob von Laffecteur in zwei Fällen mit ganz gleichem Erfolge angewandt, wo er in dem einen nur ein sehr laxes Regimen einhalten liefs, in dem anderen sich dagegen streng an die gegebenen Vorschriften hielt. Von diesen Syrupen und Decocten werden die gebräuchlichsten ausführlich mitgetheilt, so das Decoctum von Vigaroux, Feltz, Leveillé, Collini, Zittmann, das Decoctum sudorificum von Parmentier, und das von Cullerier. Unter den Syrupen steht der Rob antisyphilitique von Laffecteur mit Recht oben an; dann folgt

der antisyphilitische Rob mit dem Decoctum Vigaroux bereitet, und der schweifstreibende Syrup von Cullerier.

Von den animalischen Stoffen besitzen wir, Milch in diätetischer Hinsicht und Molken als diluirendes Getränk etwa ausgenommen, nur ein wirksames Heilmittel der Lustseuche, nämlich die Eidechse — Lacerta agilis — in Südamerika angewandt. Nach Martius bedienen sich die Brasilianer einer ähnlichen Methode. Man haut einer lebenden Klapperschlange Kopf und Schwanz ab, und verkocht das Mittelstück mit einem jungen Huhn zu einer Sülze. Diese soll, mit einemmale genossen, den zu Bette gebrachten Kranken in einen profusen Schweifs versetzen, durch den die Materia peccans auf einmal aus dem Körper geschafft wird. Mehre Sertanejos betheuerten Martius zuversichtlich die Heilkraft dieses seltsamen Mittels.

Ref. hat mit Vergnügen diesen Abschnitt gelesen, in dem sich der Verf. auf dem reinen Felde der Praxis befindet, auf welchem er sich mit mehr Gewandtheit zu bewegen weifs, als auf jenem der Theorie. Nur befremdete es ihn, dafs er dem Mercur eine so grofse Ausdehnung giebt, da es doch im ganzen Buche darauf abgesehen zu sein scheint, die mercurielle Behandlung der Syphilis ganz zu verbannen. Allein dies läfst sich aus dem Charakter der Deutschen leicht erklären, die in der Regel niemand gern beleidigen. Müssen sie es aber auf der einen Seite thun, so machen sie der anderen Seite ein Compliment und bitten um Vergebung. Kein Franzose, und noch viel weniger ein Engländer, hätte ein solches Buch geschrieben. Und Ref. hätte es in der That lieber gesehen, wenn der Verf. mehr Consequenz und mehr Selbstständigkeit gezeigt hätte. Ist er von der Entbehrlichkeit des Mercurs überzeugt, warum — diese Complimente, die er demselben macht? Ist er aber nicht davon überzeugt, so sage er es geradezu. Durch ein solches Schwanken, es mit keiner Parthei zu verderben, wird der guten Sache mehr

geschadet, als genutzt; und welchen Grad von Zutrauen vermag es zu erwecken?

VIII. Die einzelnen Formen der Lustseuche. Sie werden nach fremden und einzelnen Erfahrungen dargestellt. Der Verf. sagt, pedantische Weitläufigkeit und diagnostische Spitzfindigkeiten hatten in diesen Theil der Syphilidotherapie grofse Verwirrung gebracht, wie denn eine wahre Wuth unter den Aerzten, zu diagnosticiren, herrsche. — «Er sei der Meinung, dafs es jetzt an der Zeit sein dürfte, das so sehr Vereinzelte wieder auf seine Haupt- und Grundformen zurückzuführen, und dafs es keinem Arzte erlaubt sein könne, zwischen ganz gleichen Krankheitsformen Unterschiede festzusetzen, ohne wenigstens ein charakteristisches, constantes Merkmal anzugeben, wodurch der Unterschied begründet würde. Er meine hier hauptsächlich die Distinctionen, welche man zwischen Geschwüren an den Genitalien, zwischen Bubonen, Condylomen u. s. w. gemacht habe.» Es ist hier Wahres und Falsches durcheinander gemischt. Was eigentlich in der Syphilidotherapie getrennt werden mufs, nämlich die Tripper- von der Schankerseuche, das ist nicht geschehen; dagegen sich der Verfasser mit sonstigen Kleinigkeiten beschäftigt.

Ueber die hier gegebene Eintheilung der einzelnen Formen hat sich Ref. schon geäufsert, wie fehlerhaft sie in doppelter Beziehung sei: einmal, dafs alles auf Entzündung reducirt worden sei; und das anderemal, dafs zwei ganz verschiedene Krankheiten als identische betrachtet werden. Nehmen wir inzwischen die Sache, wie sie gegeben ist. Zuerst treten die Hautentzündungen mit Blenorrhöe auf — der Tripper. Wie kommen aber Orchitis und Epididymitis hierher, der Prostatitis nicht zu gedenken? Den Hoden, die Prostata für eine Haut zu nehmen, scheint Ref. die Consequenz doch zu weit getrieben. Wufste ihnen der Verf. keine andere Stelle nachzuweisen? Eben so gut kann man die Encephalitis, die He-

patitis, ja mit noch mehr Recht die Pneumonie und Carditis zu Hautentzündungen mit Blenorrhöen rechnen!

Das Nosologische des Trippers ist etwas dürftig ausgefallen. Als die nächste Ursache desselben nimmt der Verf. eine partielle Entzündung der Harnröhren-Schleimhaut, als die Gelegenheitsursache das syphilitische Contagium an, welches während des Begattungsactes an oder in die Harnröhre gelangt. Der Tripper durchläuft zwei Stadien, das erethische und das torpide. Eine eigene Krankheitsform unter dem Namen «Nachtripper» anzunehmen, findet er ganz überflüssig. Dieser Nachtripper ist nichts anderes, als das torpide Stadium, und dies ist entweder atonisch oder sensibel. Es entbehren diese Sätze durchaus einer naturwissenschaftlichen oder physiologischen Begründung; und Ref. verweist in dieser Beziehung auf Eisenmann's Schrift. Dagegen ist das Therapeutische über den Tripper fast durchaus trefflich gegeben. Von den scharf-gewürzhaften und balsamisch-harzigen Mitteln machte der Verf. ebenfalls Gebrauch in der ersten Periode gewöhnlicher Tripperformen Ob er gleich nicht sagen kann, dafs sie in allen Fällen seinen Erwartungen entsprochen haben, indem sie bisweilen den Ausfluſs unverändert liefsen, und dieser erst mit der Zeit verschwand, so mufs er doch gestehen, dafs sie in anderen Fällen das Erwartete leisteten. Der Ausfluſs verschwand bald, und ohne üble Folgen. Verschlimmerung irgend eines Zufalles brachten sie nie hervor. Demzufolge helfen sie nicht in allen Fällen, haben aber auch die Nachtheile nicht, die man ihnen zuschreibt. Er gab die Cubeben; aber in kleinen Gaben, zu 1 Scrup. bis 1 Drachm. täglich 2 bis 4mal, sah er keine Wirkung von ihnen. Daher läfst er gewöhnlich den Tag hindurch eine Unze in der Art verbrauchen, dafs des Morgens um 6 Uhr, und dann jede zweite Stunde, ein Quentchen genommen wird. So fanden es auch andere Aerzte und Ref., dafs diese Mittel nur in grofsen Dosen wirken. Den schwarzen Pfeffer scheint der Verf. nicht angewandt zu

haben, auch er leistet treffliche Dienste. Ferner vermifst Ref. noch ein Mittel hier, welches von den genannten ohne allen Zweifel den Vorzug erhalten dürfte, wenn es früh genug in Anwendung kommt — nämlich die Chlorine örtlich angewandt. Wenn Coster's und des Ref. Erfahrungen beweisen, dafs sie gegen die Ansteckung schützt, sollte sie nicht auch eben so gut das Trippercontagium, wenn es schon Wurzel gefafst hat, zu zerstören im Stande sein? Gewifs; und wir besitzen schon die Erfahrungen Eisenmann's, welche alle Beachtung verdienen. Was der Verf. über die Heilung des Trippers im normalen Verlaufe sagt, ist ebenfalls praktisch-gut. Nur Tadel verdient es, dafs er die Lehre von den Stricturen nur ganz kurz und summarisch abhandelte, und seine Entschuldigung kann nicht gelten: weil sie nicht hierher, sondern in das Gebiet der Chirurgie gehörten. Läfst man diesen Grund gelten, so folgt consequenter Weise daraus, dafs dies Buch gar nicht hätte geschrieben werden sollen; denn alles, was es enthält, gehört nicht hierher. Ein Handbuch über die Syphilis, mufs alle Formen dieser Krankheit abhandeln.

Durch consensuelles Mitleiden entstehen folgende Entzündungen: 1) Die syphilitische Hodenentzündung. Der Verf. sah nie beide Hoden zugleich leiden. Die verschiedenen Mittel gegen die Orchitis werden praktisch gewürdigt. Für den Fall, wo der Arzt die Krankheit in der zweiten Periode zur Behandlung bekommt, wo sich der Uebergang in Verhärtung schon gebildet hat, und die gewöhnlichen Mittel nichts fruchten; so soll man eine neue Entzündung in der vorderen Parthie der Harnröhren-Schleimhaut hervorrufen. Der Verf. nennt dies Verfahren das wirksamste Mittel zur Zertheilung der Hodenentzündung, dessen er sich jetzt ausschliefslich und mit Umgehung aller anderen bediente. Allein sollte man dieses Mittel nicht schon im ersten Stadium anwenden? Der Verf. wählt zu diesem Zwecke Einspritzungen mit einer Auflösung des kaustischen Kali in destillirtem Wasser. 2) Pro-

statitis. Das hier angegebene Verfahren ist durchaus gut zu heifsen, nur könnte es etwas einfacher und bestimmter gegeben sein. 3) Conjunctivitis syphilitica. Der Verf. hat sie niemals beobachtet. Er bekämpft Spangenberg's Gründe, der diese Augenentzündung als das Produkt von Tripperschleim betrachtet, welcher an oder in die Augen gebracht wird, und hält sie für eine Metastase des Trippers. Allein keine Ansicht ist die ausschliefslich wahre, sondern beide kommen in der Wirklichkeit vor; einmal ist diese Conjunctivitis eine Trippermetastase, und das anderemal verdankt sie ihr Dasein der unmittelbaren Uebertragung des Tripperschleimes an die Bindehaut des Auges. Das Bild, welches der Verf. von ihr entwirft, ist ziemlich matt, und steht weit hinter den Originalen zurück. 4) Phimosis und Paraphimosis syphilitica. Für die Phimosis soll die Operation nur in dem seltenen Falle von einer solchen Verengerung gemacht werden, wenn der aus den Geschwüren abgesonderte Eiter durch Einspritzungen und Bähungen nicht entfernt werden können. Die Spaltung der Vorhaut während der Entzündungsperiode sei unnütz, grausam und schädlich. Ref. kann in keiner Hinsicht hier dem Verf. beistimmen. Er hat die Operation der Phimosis schon so häufig gemacht, und nie einen nachtheiligen Erfolg davon gesehen, dafs er es jedem zum Vorwurf machen möchte, der sie unterläfst, wo die Syphilis nur immer bei einem Syphilitischen vorkommt und Zufälle erregt. Einspritzungen können nur selten die innere Fläche ganz reinigen; und ein Geschwür heilt doch gewifs schneller, wenn es jeden Moment gereinigt werden kann. Durch das Aufschieben der Operation bildet der Eiter, der oft nicht ausfliefsen kann, an irgend einer Stelle des Präputiums eine fluctuirende Geschwulst, diese soll man nach dem Verf. öffnen, und dann durch diese Oeffnung die Einspritzungen machen. Ist es nicht besser, es gar nicht zu diesem Zufalle kommen zu lassen, sondern die Operation gleich zu machen? Die Paraphimosis nimmt

er mit Walther u. a. für ein Ectropium praeputii. Die Behandlung derselben habe daher die Reposition des umgestülpten inneren Präputialblattes zum Zwecke. Diese soll sogleich gemacht werden, wonach sich die Entzündung schnell verliert. Allein die Reposition will so selten gelingen. Mehre Aerzte haben sie vergebens versucht, und dem Ref. wollte sie auch nie ganz gelingen. Mit Walther nimmt der Verf. die Operation nur in dem Falle vor, wenn die Verengerung des Ringes, welchen die Vorhautspalte bildet, so grofs ist, dafs die durch ihn hervorgetretenen Wulste der vorgefallenen inneren Präputialplatte nicht zurückgebracht werden können. Sein Verfahren hierbei ist das gewöhnliche.

Recht dürftig wird der syphilitische weifse Flufs abgehandelt, wobei besonders die Diagnose, die doch hier eine Hauptsache ist, sehr vernachlässigt ist.

Hautentzündung mit Excoriation. Sie sind bald kleinere, bald gröfsere, von der Oberhaut entblöfste, rothe oder weifsliche Hautflecke, ohne scharfe Begränzung ihres Umfanges, und ohne Vertiefung. Weifslich kommen sie nur in Verbindung mit anderen syphilitischen Symptomen vor. Die Stellen, wo sie gewöhnlich ihren Sitz haben, sind: die Eichel und die innere Fläche der Vorhaut; das Scrotum, besonders wo es an der inneren Fläche der Schenkel anliegt; die Labia majora und minora, die Hautpartie um die Mastdarmöffnung; die Mund- und Augenwinkel; die die Mundhöhle auskleidende Schleimmembran. Es unterliegt keinem Zweifel, dafs mehre der Excoriationen, die hierher gerechnet werden, durchaus nicht syphilitischer Natur sind, und dafs es daher nicht zu billigen ist, wenn sie der Verf. in einen Coup zusammenfafst und abfertigt. Auf diese Weise wird der Wirrwarr nur immer gröfser.

Hautentzündung mit Ulceration. Unter syphilitischen Geschwüren versteht der Verf. jene, welche als unmittelbare oder mittelbare Folgen einer syphilitischen Infection entstehen. Eine andere Definition geben zu wol-

len, sei eine vergebliche Mühe. Dem ist aber nicht so. Es läfst sich ohne viele Mühe eine andere Definition des syphilitischen Geschwüres geben, die aus der Beschaffenheit des Geschwüres hergenommen ist. Die Behauptung, dafs die syphilitischen Geschwüre keinen bestimmten äufseren Charakter hätten, ist unrichtig und nahm ihren Ursprung daraus, dafs man jedes Geschwür an den Genitalien für ein syphilitisches aussprach. Man gebe sich nur die Mühe, einige hundert Geschwüre, von denen es constatirt ist, dafs sie aus einem Schankerbläschen entstanden, genau in ihren Erscheinungen aufzufassen, und es werden sich entscheidende Charaktere ergeben, so dafs man wird behaupten können, jedes Geschwür, das diese Charaktere nicht hat, ist nicht syphilitischer Natur. So lange man aber gleich vorn herein annimmt, das syphilitische Geschwür besitze keine bestimmten Charaktere, so lange wird man auch keine auffinden. Wer unterscheidet nicht den Hunterschen Schanker? Der Verf. giebt die Eintheilung der primären syphilitischen Geschwüre nach Carmichael, Fricke und Wilhelm. und stellt sie unter folgende vier Hauptklassen zusammen: 1) das einfache oberflächliche syphilitische Geschwür; 2) das unreine, phagedänische, fressende, schorfige, schwammige Geschwür; 3) das knorpelartige, harte, callöse, schwielichte Geschwür, oder der Huntersche Schanker; und 4) das condylomatöse, erhabene, oder das Geschwür mit aufgeworfenen, erhabenen Rändern. Eine Eintheilung der Art bleibt so lange ohne allen wissenschaftlichen Werth, so lange nicht die schon öfters angegebenen Verhältnisse berücksichtigt wurden. Carmichael's Eintheilung nähert sich nach des Ref. Erfahrung noch am meisten der Natur, und sie enthält die Elemente zu der einzig wahren Eintheilung. Nachdem der Verf. die gewöhnliche Behandlung des Schankers erzählt hat, wobei er auf mehre sehr treffende Bemerkungen Louvrier's aufmerksam macht, geht er zu seiner Behandlung über. Er stellt folgende Sätze voran: Die Behandlung

des syphilitischen Geschwüres geschehe ohne Rücksicht auf ein specifikes Gift; — alle syphilitischen Geschwüre heilen bei einem und demselben Verfahren. Erfolgt die Heilung nicht, so geschieht dies unter denselben Bedingungen, unter welchen sich die anderen syphilitischen, und überhaupt alle Krankheitsformen ebenfalls bedeutender gestalten; — eine besondere Berücksichtigung der Art des Geschwüres, seiner Beschaffenheit, Dauer u. dergl. mehr, so wie der individuellen Constitution, und eine hiernach modificirte Behandlung beschleunigt die Heilung.

Die specielle Behandlung fordert nun: Der Kranke mufs vor allen Dingen die angegebenen diätetischen Vorschriften, besonders aber die gröfste Ruhe und Reinlichkeit beobachten. Ist er ein vollsaftiges Subject, und sprechen sich Erscheinungen von Entzündung aus, so wird zur Ader gelassen. Eben so werden unter bestimmten Indicationen Laxanzen gegeben. Die topische Behandlung des Geschwüres richtet sich nach der Art, Beschaffenheit, Dauer und dem Sitze desselben. Ist es noch neu, so bedeckt man es mit weicher Scharpie, die mit einem Eibischdecocte u. dergl. befeuchtet ist, und niemals ganz trocken werden darf. Täglich läfst man einigemale lauwarme, topische Bäder nehmen. Läfst Entzündung und Schmerz im Geschwüre nach, verzögert sich aber dessenungeachtet die Heilung desselben, so sind nun gelinde adstringirende Mittel angezeigt, vor allen das Kalkwasser, Solutionen von essigsaurem Blei, schwefelsaurem Zink oder Kupfer. Eine leichte Berührung des Geschwüres mit Höllenstein beschleunigt die Heilung oft ungemein. Ist das Geschwür mit Krusten bedeckt, oder sein Grund unrein, speckig u. s. w., so sind erweichende und anodyne Breiumschläge die Hauptmittel. Eben so beim callösen Geschwüre. Nimmt es einen torpiden Charakter an, so verfährt der Verf. wie es seither der Gebrauch allgemein war. Doch giebt er den Mitteln, welche kein Quecksilber enthalten den Vorzug. — Die secundären syphilitischen Geschwüre werden auf dieselbe

selbe Weise — nach denselben Grundsätzen behandelt. Diese Geschwüre entstehen aber auch auf dieselbe Weise, wie die primären Schanker, aus einem Bläschen, und nicht, wie der Verf. ganz oberflächlich bemerkt, entweder nach Entzündung, oder aus einem Abscesse u. s. w. Wie man sieht, hat diese Behandlung gerade nichts Eigenthümliches, — sie hält sich streng an die für die nicht-mercurielle Behandlung der Syphilis aufgestellten Vorschriften; doch artet diese Strenge nicht in Pedantismus aus.

Hautentzündung, mit Desquammation. Die schwächste Seite in allen deutschen Schriften über Syphilis, sind die syphilitischen Exantheme. Diese Behauptung findet man hier wieder zur Genüge bestätigt. Ja der Verf. hat sich nur auf eine ganz allgemeine Classification eingelassen; — und wer noch die syphilitischen Exantheme nicht aus eigener Erfahrung, oder aus anderen Schriften kennt, kann und wird sie aus dem vorliegenden Handbuche unmöglich kennen lernen. Er theilt sie ein 1) in Exanthema syphiliticum maculosum, 2) Exanth. syph. papulosum, und 3) Exanth. syph. pustulosum. Oberflächlicher kann die Eintheilung unmöglich gegeben werden. Das Exanthem erklärt er als das eigentlichste und wesentlichste secundäre syphilitische Symptom, so wie das Geschwür die wesentlichste primäre syphilitische Form ist. Dieser Satz läfst sich nicht wohl bestreiten. Zum Beweise wird angeführt: Das Exanthem und die ihm verwandte Geschwürsform entstehe zuweilen, die primären Symptome mögen mit oder ohne Quecksilber behandelt worden sein, daher gehören sie zum regelmäfsigen Verlaufe der Krankheit. Auch stelle sich das, was man bei Neugeborenen Syphilis nennt, nur unter der Form des Geschwürs und des Exanthems dar. Die Behandlung dieser Exantheme geschieht, dem Verf. zufolge, nach den für die Heilung der Syphilis überhaupt aufgestellten Grundsätzen, und ist jenem der chronischen Exantheme analog. Bäder machen die Hauptsache aus, welchen man verschiedene reizende Sub-

stanzen beimischt. Kann man nicht baden lassen, so läfst man Waschungen machen. Zu den inneren Mitteln, welche die Heilung unterstützen, befördern und in einzelnen Fällen selbst erzielen, rechnet er die Säuren und die antisyphilitischen Decocte. Inzwischen bezweifelt es Ref., ob der Verf. in hartnäckigen Fällen mit dieser Behandlung zu Stande kommen werde. Doch vielleicht beweisen sich die nichtmercuriellen Exantheme weniger hartnäckig, als die seitherigen mercuriellen. Angehängt sind noch einige Bemerkungen über die Exantheme und Geschwüre der Neugeborenen, die eine speciellere Behandlung verdient hätten.

Hautentzündung mit Excrescenz. Der Verf. unterscheidet das Condylom und die Feigwarze. Wir erfahren weiter nichts Neues über dieselben, wohl aber werden die alten Benennungen Morum, Fragum u. s. w. wieder einmal hervorgesucht.

Drüsenentzündungen. Bubonen. Der Verf. erzählt, er habe mehrmals Bubonen ohne anderweitige vorhergegangene oder gleichzeitige syphilitische Zufälle gesehen, und mehre Schriftsteller erzählten Beispiele hiervon. Aber das waren doch keine syphilitischen Bubonen?! Die Eintheilung der Bubonen in primäre, symptomatische, consensuelle, und in secundäre idiopathische verwirft er — ohne hinreichenden Grund. Die Diagnose derselben von anderen Krankheiten, mit denen eine Verwechselung möglich ist, wird hier, die er in der Regel seither vernachlässigt hatte, etwas ausführlich, doch nicht charakteristisch, nicht bestimmt genug gegeben. In Bezug auf die Behandlung dieser Bubonen, stellt er nun eine Heilanzeige auf, nämlich ihre Zertheilung, als den günstigsten Ausgang derselben, so viel wie möglich herbeizuführen. Es seien die sämmtlichen Verhandlungen über die Frage, ob man die Bubonen zertheilen oder öffnen soll, ganz unnöthig gewesen. Denn die entzündete Leistendrüse thut nicht, was wir wollen, sondern wir müssen thun, was sie will. Das therapeutische Verfahren ist das allgemeine; — Aderlässe

hält Ref. nie für nöthig, dagegen thun Abführmittel in der Regel treffliche Dienste. Von dem Ansetzen der Blutegel hat der Verf. nicht gefunden, dafs sie zur Zertheilung besonders viel beitrugen. Das Hauptmittel sind erweichende Breiumschläge, und des Nachts erweichende Pflaster. Ein einzigesmal bediente sich der Verf. des Drucks vermittelst eines Steines zur Zertheilung eines Bubo, wurde aber durch den Erfolg so wenig befriedigt, dafs er ihn nicht mehr angewandt hat. Der Bubo verschwand nämlich in wenigen Tagen nach angebrachtem Drucke gänzlich, kehrte aber bald darauf in vervielfältigter Gestalt zurück, so dafs die ganze Inguinalgegend der leidenden Seite höckerig und ganz desorganisirt erschien. Entsteht Eiterung des Bubo, so mufs die Oeffnung desselben vorgenommen werden, wenn es die Natur nicht selbst frühzeitig thut. Die Oeffnung geschieht immer am besten mit dem Lanzettbistouri; mittelst des Fadenbändchens und des Aetzmittels, wie der Verf. will, sie zu machen, ist unnöthig, ja selbst bisweilen schädlich. Die Klage, dafs nach der Oeffnung des Abscesses die Heilung die Geduld des Kranken sowohl, als die des Arztes, auf die Probe stelle, ist gegründet. Für die Heilung der verhärteten Leistendrüsen weifs der Verf. keinen anderen Rath, als, wo sie sich vorfinden, den Kranken über diese Erscheinung zu beruhigen, ihn vor der Hand als geheilt aus der Behandlung zu entlassen. Jodine, reizende Pflaster, Einreibungen, hat er vergebens angewandt. — Die Entzündung der Tonsillen ist nicht befriedigend abgehandelt.

Knochenentzündungen. Im Allgemeinen stimmt der Verf. hinsichtlich des Vorkommens der syphilitischen Knochenaffectionen mit Fricke und Wilhelm überein. Bei seinen ohne Quecksilber Geheilten sah er sie bis jetzt nicht, wohl aber bei anderen, welche früher schon sehr viel Mercur bekommen hatten. Was er sonst noch über diese Krankheitsformen sagt, zeichnet sich nicht besonders durch Eigenthümlichkeit aus.

Betrachten wir dieses Handbuch von einem doppelten Standpunkte aus, so ergiebt sich, dafs der theoretische Theil desselben manche Blöfsen darbietet, wie Ref. hinlänglich gezeigt hat. Dagegen bietet die praktische Seite desselben nicht wenig Brauchbares, mitunter Treffliches dar, und verdient in dieser Beziehung alle Beachtung. Aber diese verdient es auch noch darum, weil es sich im Allgemeinen gegen den Gebrauch des Quecksilbers in der Syphilis ausspricht, und eine — die entziehende, ausleerende Methode, an die Stelle desselben zu setzen strebt. Nur hätte es auf eine entschiedenere Weise geschehen sollen. Der Verf. hat es versäumt, seine praktischen Regeln physiologisch zu begründen. — Auf diese Weise haben wir zwar einen Beitrag zur nichtmercuriellen Behandlung der Syphilis mehr, aber die Lehre der Syphilis ist dadurch um keine Linie weiter gefördert worden. Ja das Urtheil klingt gewifs nicht zu hart, wenn Ref. behauptet, dafs diese Lehre in dieser Schrift einen Rückschritt gemacht habe. Möge sie inzwischen zu einer besseren Begründung der Behandlung dieser Krankheit beitragen — dann mag man gern ihre schwache Seite übersehen, ja ihr Erscheinen als ein zeitgemäfses bezeichnen, wie sie es denn in praktischer Beziehung auch wirklich ist. In dieser Beziehung sind ihr recht viele Leser zu wünschen; welchen Wunsch indessen die theoretische Seite in keiner Hinsicht verdient.

Balling.

IV.

The history of a case in which animals were found in blood drawn from the veins of a boy, with remarks. By J. Stevenson Bushnan. F. L. S. Surgeon to the Dumfries

Dispensary etc. London S. Highley. 1833. 74 p. 8. with a plate.

Am 3. Juni 1833 kam die Frau eines Schiffszimmermannes, die in New-Quay, eine Meile unterhalb Dumfries wohnte, in des Verf. Dispensary. Sie erzählte, dafs ihr Sohn, ein 8jähriger Knabe, unwohl sei; man habe ihm zur Ader gelassen, und 15 Würmer in dem abgelassenen Blute gefunden; einen von den letzten zeigte sie in einer Tasse mit Wasser vor. Am folgenden Morgen besuchte der Verf. den Kranken, der an einem heftigen Anfalle von Influenza litt, die damals in der Gegend herrschte. Er klagte über starkes Kopfweh, sein Puls war voll und kräftig, und fühlte sich 100mal in der Minute. Der Verf. liefs 6 Unzen Blut von seinem linken Arme, in welchem er anfangs nichts aufsergewöhnliches finden konnte, das er aber sorgfältig mit einem Becken bedeckte, so dafs es ohne sein Wissen nicht berührt werden konnte. Als er nach einer Stunde zurückkam, fand er 5 Thiere im Blutwasser schwimmend, alle rasch und lebendig. Als er den Blutkuchen zertheilte, war er verwundert die Anstrengungen der Thiere zu sehen, sich aus demselben loszumachen. Es schien, als ob während der Gerinnung des Blutes mehre der Thiere sich in demselben gefangen hätten, wie in einem Netze. Der Verf. nahm 8 aus dem Blutkuchen; 5 fand er, wie oben angeführt, im Serum, 15 hatte man in dem zuvor gelassenen Blute gefunden: im Ganzen also 28. Mehre wurden ohne Verzug an den bekannten Edinburgh'schen Liebhaber der Naturgeschichte Rhind geschickt, der sie, wie ein von demselben verfafstes, vom Verf. mitgetheiltes Schreiben bezeugt, nicht für Eingeweidewürmer, sondern für Larven der Tipula oleracea erklärte. Der Verf. fährt hierauf folgendermaafsen fort: «Da es einleuchtend war, dafs Thiere von dieser Gröfse — zugegeben, dafs sie in dem Eizustande mit dem Blute des Pfortadersystemes durch die feinsten Verzweigungen der Lungenarterie und der Lun-

genvenen, sowohl in das arterielle, als in das venöse Blut aller Körpertheile gedrungen seien — in ihrem entwickelten Zustande nie in das parenchymatöse Gewebe gelangen konnten, so war ich sehr begierig, mir durch Schröpfen etwas gemischtes Blut von dem kleinen Kranken zu verschaffen; da, wenn dies ebenfalls ähnliche Thiere enthalten hätte, erwiesen war, dafs in den eben mitgetheilten Fällen letzte in den Gefäfsen nicht schon enthalten waren, oder in dem Blute, nachdem es schon abgezogen, aus Eiern sich erst entwickelt, die zufällig in dasselbe geriethen. Das Schröpfen wurde indefs nicht gestattet: und in der That, beide so eben aufgestellten Vermuthungen sind auch höchst unwahrscheinlich — die eine, weil das Blut zu zwei verschiedenen Zeiten in zwei verschiedene Gefäfse gelassen ward; die andere, wegen des geringen Zeitraumes, der zwischen dem Aderlafs und dem Erscheinen der Thiere im Blute verflofs. Dazu kommt noch, dafs des Knaben Mutter, eine arme, einfache, unerzogene Frau, der Mann, welcher dem Knaben zur Ader gelassen, ein unwissender Dorfbader, und eine sehr achtbare Frau, welche als Zeugin beim Aderlafs zugegen war, mich versicherten, dafs im ersten Falle die Würmer in weniger als einer Viertelstunde nach dem Abziehen des Blutes in demselben gesehen wurden. Diese Leute waren so erschrocken, dafs sie die Nachbaren als Zeugen des Vorfalles herbeiriefen. Es war gar kein Grund oder Verdacht zu Täuschung vorhanden.»

«Ich war gleich unglücklich in meinen Bemühungen, etwas arterielles Blut zu erhalten, wegen der Befürchtungen und Vorurtheile der Freunde des Knaben, welche meinten, ich wolle mit ihm experimentiren.» «Noch mufs ich bemerken, dafs der kleine Kranke am Ufer des Nith wohnte, dessen Wasser er immer getrunken hatte. Er war lange in einem ziemlich hoffnungslosen Zustande, mit allen Zeichen der gröfsten Schwäche — ein weicher, reizbarer Puls, selten unter 120 Schläge in der Minute, grofse Kraftlosigkeit und heftige wandernde Schmerzen in

dem ganzen Körper, besonders im Nacken, ödematöse Anschwellung der Beine, eine dick belegte Zunge, etwas Durchfall, schlaflose Nächte und ziemlich häufige Delirien. Er besserte sich jedoch, war im August im Stande, sein Zimmer zu verlassen, und gegen Ende des Monats wieder hergestellt.»

Der übrige Theil dieser kleinen Schrift enthält Zusammenstellungen über Thiere im Innern des menschlichen Körpers, die wenig Interessantes darbieten.

Verweilen wir zuerst bei dem Thiere, welches der Verf. im Blute gefunden, und in welchem Rhine eine Larve der Tipula oleracea erkannt haben will, deren Naturgeschichte uns Degéer (Mém. sur les Insect. deutsch von Göze 6. 134. 1. Tab. 18. Fig. 12. 13.) und Réaumur (Mém. pour serv. à l'hist. des Insect. V. T. 1. 2. 3.) bekannt gemacht haben. Diese Larven sind lang, dick, walzenförmig, elfgliedrig, mit braunem, hornartigem, in den ersten Leibesring zurückziehbarem Kopfe, von weifsgrauer, schmutziger Farbe, und leben im Baummoder, an Wurzeln, in feuchter, an vegetabilischen Stoffen reicher Erde. Der letzte Hinterleibsring ist stumpf und am äufsersten Ende mit mehren dreieckigen Ausschnitten versehen, zwischen denen die beiden hinteren Stigmata der Tracheen liegen.

Das von Bushnan abgebildete Thier ist klein, gestreckt, hat einen weniger zurückziehbaren Kopf, und eine rothe Farbe. Am ersten Hinterleibsringe findet sich unten ein cylindrischer, am Ende mit Borsten bekränzter Anhang. Zwei ähnliche Anhänge trägt der letzte Hinterleibsring am äufsersten Ende. Aufserdem finden wir am vorletzten Ringe jederseits drei ziemlich lange, solide, cylindrische Fortsätze.

Es ist dies offenbar eine, der Meigenschen Zweiflüglergattung Chironomus angehörige Larve, wie sie schon Linné Faun. Suec. Sp. 1758 (Tipula plumosa) beschreibt, und Réaumur Mémoir. pour serv. à l'hist. des Ins. T. 4.

p. 1. (Octavausgabe) Tab. 14. Fig. 12. abbildet. — Diese Larven leben meist alle (wenigstens die rothgefärbten) in stehendem Wasser, an dessen Oberfläche sie nur äufserst selten zu kommen pflegen. Sie bauen sich aus dem Schlamme cylindrische, weiche Röhren, in denen sie meist wohnen. Wahrscheinlich athmen sie nicht, wie die andern Insectenlarven, durch Tracheen, sondern durch Kiemen, eine Anomalie, in deren Begleitung bei ihnen die rothe Färbung des Körpers ebenfalls isolirt auftritt.

Diese Thiere sollen nun in vorliegendem Falle im Blute gefunden sein. Der Verf., der uns nicht einmal angiebt, ob er sorgfältig darauf geachtet, dafs die Gefäfse, in die das Blut aufgenommen ward, nichts Unreines, kein Wasser, keinen Schlamm enthielten, der die Thiere nicht sogleich nach dem Aderlafs, sondern erst eine halbe Stunde später, nachdem er sich zuvor entfernt hatte, im Blute fand: nimmt ohne Weiteres als factisch an, dafs dieselben innerhalb der Gefäfse des Körpers mit dem Blute umgetrieben seien. Zwei Unmöglichkeiten sind es, die sich bei solcher Annahme uns darbieten. Wie sollen zunächst die Thiere in das Blut gelangt sein? Unmittelbar in ein Blutgefäfs, eine Vene, eine Arterie nach einer Verletzung? das wäre der einzig mögliche Weg. Aber davon ist beim Verfasser gar nicht die Rede. — Bei dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse über Einsaugung, wo wir zu der festen Ueberzeugung gelangt sind von dem Vorhandensein eines überall geschlossenen Gefäfssystemes, wo wir wissen, dafs nur flüssige Substanzen, niemals solide, durch die thierischen Gewebe hindurchschwitzen, wo wir die Fabeln von den offenen Mündungen und Poren der Gefäfse aufgegeben haben, wo uns die Veränderungen bekannt sind, die das Aufgenommene in den Chylusgefäfsen erleidet: wird es doch wohl niemand einfallen, Eier, oder Thiere selbst, durch Einsaugungsvermögen aus dem Darme in Chylus- und Blutgefäfse dringen zu lassen? Und wie sollten diese zweitens durch die feinsten Blutgefäfsverzweigungen

hindurchdringen, deren Lumen ja unendlich geringer ist, als der Umfang der Eier oder gar der Larven? — So mangelhafte, ungenaue Beobachtungen, wie die vom Verf. mitgetheilten, sollten billigerweise keinen verführen, Dinge anzunehmen, die aller gesunden Physiologie widerstreiten.

Stannius.

V.

Schriften über Volkskrankheiten.

1. Die Influenza, ein epidemisches Katarrhalfieber. Inauguralabhandlung von Ferdinand Escherich, Dr. der Med. u. s. w. Würzburg, 1833. 8. 60 S.

Die Würzburger Schule, durch Schönlein's verdienstvolles Wirken belebt, hat schon längst ein rühmenswerthes Streben nach einer höheren Naturansicht der Krankheiten beurkundet, und so konnte es nicht fehlen, dafs ihr die Wichtigkeit der an anderen Universitäten so durchaus unbekannten historischen Pathologie einleuchtete, für welche sie bereits eine Reihe sehr werthvoller Arbeiten geliefert hat. Der wissenschaftliche Einfluſs des Hrn. Prof. Fuchs läfst mit Zuversicht hoffen, dafs der dort rege gewordene Geist nicht wieder in dem klinischen Alltagstreiben verkümmern, sondern Nahrung finden, und immer kräftiger hervortreten werde. Die vorliegende Arbeit rechnen wir zu den historisch-pathologischen, weil sie einen kurzen Abrifs der Geschichte der Influenzen enthält. Es leuchtet indessen ein, dafs eine Untersuchung dieser Art zu den allerschwierigsten Aufgaben gehört, welche die historische Pathologie nur irgend darbietet, und sich daher nicht ganz zu einer Probearbeit eignet. Denn über einen bloſsen Schnupfen oder Husten zu berichten, hat man sich in älterer Zeit nicht immer die Mühe gegeben, der Ge-

sichtskreis der Beobachter war viel eingeschränkter, als jetzt, und überdies findet man gute Nachrichten am wenigsten bei den Aerzten, denen es mit der Beobachtung der Epidemieen niemals rechter Ernst gewesen ist. Indessen ist doch viel Material vorhanden, und die Litteratur der Influenzen keineswegs so klein, wie der Verf. versichert. Nur ist sie freilich sehr zerstreut, und es bedarf eines sehr angestrengten Studiums, um ihrer Herr zu werden, da sie nicht einmal in Verzeichnissen, viel weniger in irgend einer berühmten Bibliothek gesammelt ist. Von den 41 Nachweisen, die der Verf. geliefert, kann um so weniger die Rede sein, als selbst Schnurrer, an den sich derselbe hauptsächlich gehalten, nur sehr Geringfügiges geliefert hat. Doch giebt der historische Abschnitt wenigstens eine Art von Ueberblick, der die ganz gute und von eigener Beobachtung zeugende Beschreibung der vorjährigen Influenz zweckmäfsig einleitet. Wir werden auf diese höchst merkwürdige Influenz bei Gelegenheit der sehr gehaltreichen Schrift von Radius zurückkommen.

---

2. Darstellung der Grippe (Influenza) vom Jahre 1782, ihrer Symptome und ihrer Behandlung. Aus vielfachen Berichten englischer Aerzte zur Beurtheilung und Vergleichung mit der jetzigen Epidemie übersetzt von Dr. G. Himly, ausüb. Arzte in Hannover u. s. w. Hannover, in Commission der Helwingschen Hofbuchhandlung. 1833. 8. VIII u. 24 S.

Die beste Arbeit über die Influenz von 1782 ist die von Wittwer; nur ist sie so selten geworden, dafs die gegenwärtige Generation von Aerzten sie kaum noch kennt. Dies hat den Hrn. Dr. H. bewogen, den vorliegenden sehr kurzen und ziemlich unbedeutenden Bericht des Londoner Colleg. der Aerzte, der aus den auf dem Titel erwähnten vielfachen Berichten schon zusammengetragen war, zu über-

setzen. Da wir 2 Jahre früher eine grofse Influenz erlebt haben, und jedermann mit der Erscheinung selbst bekannt war, so ist nicht abzusehen, welchen Nutzen diese ganz vereinzelte, nur im Zusammenhange mit vielen anderen interessante Arbeit haben konnte.

H.

VI.

Der Morbus cardiacus der Alten, eine noch nicht erloschene Krankheit.

Die Leser meines englischen Schweifses werden sich der Beschreibung der alterthümlichen Herzkrankheit erinnern, welche ich der Analogie wegen aufgestellt, und mit der Bemerkung begleitet habe, dafs diese Krankheit zu den ganz verschwundenen und verschollenen gehöre, da seit Caelius Aurelianus nirgends wieder die Rede von ihr gewesen ist. Hr. Dr. Seidlitz, Oberarzt am Seehospitale in St. Petersburg, belehrt uns indessen eines Besseren. Die Nachricht, die er mir hierüber gefälligst mitgetheilt, ist zu wichtig, als dafs ich sie der Oeffentlichkeit entziehen dürfte; vielleicht könnte sie auch manche analoge Beobachtung an das Licht ziehen.

«Sie werden sich wundern, wenn ich Ihnen versichere, dafs der Morbus cardiacus der Alten noch jetzt bei uns vorkommt. Ich habe wohl an zehn mit dem Tode endende Fälle dieser Krankheit zu beobachten Gelegenheit gehabt, und glaube, vielleicht noch öfter den Tod abgewandt zu haben. Die Beschreibung des Caelius Aurelianus, welche sie auch S. 188 im Auszuge mittheilen, pafst so genau auf die von mir beobachteten Fälle, als hätte er diese in meinem Hospitale gesehen. Die Alten hatten nicht

Unrecht, wenn sie das Herz und den Herzbeutel für den Sitz des Uebels hielten. Es ist nämlich dasselbe die heftige scorbutische Entzündung des Herzens, welche in wenigen Stunden mit einer Ausschwitzung von dunkelblutrothem Serum in den Herzbeutel endigt. Ich habe stets gegen 3 bis 4 Pfund dieser Flüssigkeit in den Herzbeutel ergossen gefunden; das Herz war mit einer maschenartig gebildeten dünnen Faserstoffschicht umgeben, wodurch es gewissermaafsen das Ansehen eines Cor villosum erhielt. Noch vor kurzem untersuchte ich das Herz eines Menschen, der 39 Tage nach dem Anfalle des Morbus cardiacus gestorben war, und fand ganz dieselben Erscheinungen. Die Febris acuta et celerrima et flammosa ging auch bei vielen meiner Kranken vorher; oft aber starben sie auch plötzlich während der Arbeit, beim Exerciren. Die eisige Kälte des Körpers, der kalte klebrige Schweifs entstehen erst, wenn die Ausschwitzung geschehen ist. Bei der grofsen Aehnlichkeit der Symptome des englischen Schweifses mit dem Morbus cardiacus drängt sich die Idee auf, ob nicht jener auf einer ähnlichen Affection des Herzens während einer höchst gesteigerten scorbutischen epidemischen Krankheitsconstitution beruht haben möge.»

H.

VII.

Erwiederung auf die Recension meiner Schrift «über die langwierige Schwerhörigkeit» in diesen Annalen, Märzheft 1834, S. 337 — 354, unterzeichnet *K*.

Der Recensent meiner Erfahrungen über die Erkenntnifs und Heilung der langwierigen Schwerhörigkeit, hat gegen dieselben so vielen, ungegründeten Tadel, und zwar in einem so zuversichtlichen, vornehmen Tone erhoben,

dafs ich mich nicht enthalten kann, einige der angegriffenen Punkte zu vertheidigen, da zu einer vollständigen Widerlegung der ganzen 17 Seiten langen Recension hier wohl nicht der Ort sein möchte.

Ref. wirft mir Unbekanntschaft mit den wichtigeren Bereicherungen, welche die Gehörheilkunde in neuerer Zeit erhalten habe, vor, namentlich durch Deleau's Extrait d'un ouvrage inédit. etc. Paris 1830, durch Buchanan, Westrumb und andere verdienstvolle Schriftsteller. — Die Verdienste dieser Männer bestehen aber wirklich nur darin, dafs 1) jenes Extrait in 62 Krankheitsgeschichten wiederholt, was in Deleau's früheren Schriften enthalten und in meiner Schrift ausführlich mitgetheilt worden ist, nämlich die Benutzung der Luftdouche zur Behandlung der Krankheiten des mittleren Ohres: unter den 62 Krankheitsfällen ist kaum einer von wissenschaftlichem Werthe; dafs 2) Westrumb, Saissy's Essay sur les maladies de l'oreille übersetzt, und in Rust's Magazin XXXV. S. 387 ff. eine Compilation über den «Katheterismus der Eustachischen Trompete» geliefert hat, ohne alle eigene Erfahrung; dafs 3) Dr. Kuh in Rust's Magazin XXXVIII. «Bemerkungen über die zum Katheterismus der Eustachischen Trompeten erforderlichen Instrumente und Handgriffe» mitgetheilt, d. h. die biegsamen silbernen Katheter Cleland's wieder aufgefrischt (ohne Cleland dabei zu nennen!), aber durchaus keine Beweise für den Nutzen und die Nothwendigkeit der mit denselben verbundenen, schon von Itard benutzten Gummi-Sonden beigebracht hat; dafs 4) Buchanan der Gestalt und Gröfse der Ohrmuschel in Bezug auf die Hörfähigkeit des Individuums eine Leichtigkeit beigelegt hat, die ich in meiner Erfahrung gar nicht bestätigt gefunden habe. —

Mein Verfahren beim Katheterismus der Eustachischen Trompete erklärt Ref. ferner für ein der Structur der Theile widersprechendes Manöver, welches oft Anlafs zu wiederholtem Zutappen werden müsse, ehe die Operation

glücke. — Nun habe ich aber seit einer Reihe von Jahren in einer ausgedehnten glücklichen Praxis an mehren hundert Gehörkranken den Katheterismus der Eustachischen Trompete vollzogen, bei vielen dieser Kranken den Katheter in mehrmonatlicher Behandlung täglich applicirt, so dafs ich sagen darf, denselben auf meine vom Ref. getadelte Weise viele tausendmale in die Eustachischen Trompeten gebracht zu haben: keiner meiner Kranken darf sich aber über ein Zutappen bei dieser meiner Operation beschweren, so wie die Herren: Geh. Medicinalrath Dr. Horn, Regierungs-Medicinalrath Dr. Barez und Regimentsarzt Dr. Bieske, sich durch den Augenschein überzeugt haben, wie ich selbst sehr reizbare, verdriefsliche, hochbejahrte Kranke schmerzlos und sicher katheterisirt habe. Gelang etwa dem Ref. der Katheterismus der Eustachischen Trompeten mittelst der unbiegsamen silbernen Katheter nur durch wiederholtes Zutappen, so mag er erst lernen, mit solchen Instrumenten kunstgerecht umzugehen! —

Endlich verwirft Ref. meinen Rath, unter gewissen Umständen bei Ohrenflufs, selbst dann adstringirende Einspritzungen zu machen, wenn auch das Trommelfell durchbohrt, und Caries der Trommelhöhle eingetreten sein sollte. Er meint, dieser mein Rath spreche sich selbst das Urtheil. — Wenn Ref. auch meine Erfahrungen nicht gelten lassen wollte, so mufste er, der mir Unkenntnifs der Litteratur vorwirft, doch wohl wissen, dafs Curtis (Interessante Krankenfälle, übers. von Robbi. Leipzig 1823. S. 58.) drei Fälle aufführt, wo bei zerstörtem Trommelfelle und Caries der Trommelhöhle Einspritzungen von aufgelöstem schwefelsauren Zink und salpetersaurem Silber den Ohrenflufs heilten; dafs Itard (Traité etc. II. p. 113.) Schwefelwasser in ein cariöses Ohr mit Erfolg einspritzt, und (Ebendas. p. 100.) sechs Fälle aus Saunder's Anatomy of human ear citirt, wo derselbe Ohrenflüsse, ungeachtet des durchbohrten Trommelfelles, durch Einspritzun-

gen von aufgelöstem schwefelsauren Zink oder Alaun heilte. —

Diese Auseinandersetzung mag genügen, um die Leser obiger Recension die Stimmfähigkeit des Ref. in der beregten wissenschaftlichen Frage aus dem rechten Gesichtspunkte erscheinen zu lassen.

Kramer.

VIII.

Medicinische Bibliographie.

Frank, Joh. Pet., Behandlung der Krankheiten des Menschen. Aus dem Lat. von J. F. Sobernheim. Mit Vorw. von C. W. Hufeland. 10r Theil. gr. 8. Berlin, Fincke.
Alle 10 Theile 8 Thlr. 20 Gr.

Hahn, S., über den Ursprung und den Werth der Homöopathie. gr. 8. Hamburg, Perthes u. Besser. br. 8 Gr.

Magazin der ausländischen Literatur der gesammten Heilkunde, und Arbeiten des ärztlichen Vereins zu Hamburg; von G. H. Gerson und N. H. Julius. Jahrg. 1834. 6 Hefte. gr. 8. Hamburg, Perthes u. Besser. br. n. 6 Thlr.

Ehrmann, M., pharmaceutische Präparatenkunde, nach Grundlage der österr. Pharmacopöe. gr. 8. Wien, Gerold. br. n. 1 Thlr.

Fleckles, L., die Krämpfe in allen ihren Formen. gr. 8. Wien, Gerold. br. 9 Gr.

Jahrbücher, medicinische, des österr. Staates. Herausg. von A. J. v. Stifft, und red. von Joh. Nep. v. Raimann. 15r Bd. oder neueste Folge 6r Bd. 4 Stücke. Mit lithogr. Tafeln. gr. 8. Wien, Gerold. 4 Thlr.

Lenhossèk, M., Darstellung des menschlichen Gemüths in seinen Beziehungen zum geistigen und leiblichen Leben. Zweite Auflage. 2 Bde. gr. 8. Wien, Gerold. 3 Thlr.

Mekarski v.Menk, V., der Arzt für alle Jahreszeiten. Winter-Diätetik. 8. Wien, Gerold. br. 9 Gr.

Rau, Gottl. Ludw., Beiträge zur homöopathischen Heilkunst. 1s Heft: Ideen zur wissenschaftlichen Begründung des Systems der homöopathischen Heilkunst. gr. 8. Giefsen, Heyer Vater. 20 Gr.

Tiling, R., über Syphilis und Syphiloid. gr. 8. Riga, Frantzen. n. 8 Gr.

Copland, J., Wörterbuch der praktischen Medicin. Aus dem Engl. mit Zusätzen von M. Kalisch. 1r Bd. 2s Heft gr. 8. Berlin, Mittler. br. 16 Gr.

Linderer, C. J., Lehre von den gesammten Zahnoperationen. Mit 12 lithogr. Tafeln. gr. 8. Berlin, Hirschwald. br. n. 2 Thlr.

Repertorium, allgemeines, der homöopathischen Journalistik. Herausgeg. von einem Verein homöopathischer Aerzte. 1s Heft. gr. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr.

Winkler, Eduard, Handbuch der Gewächskunde zum Selbststudium, oder Beschreibung sämmtlicher pharmaceutisch-medicinischer Gewächse, welche in die Pharmacopöen der gröfseren deutschen Staaten aufgenommen sind. gr. 8. Leipzig, Magazin für Ind. br. 4 Thlr.

Annalen, Heidelberger klinische. Herausg. in Vereinig. mit Chr. Fr. Harlefs, von Puchelt, Chelius, Nägele. 10r Bd. 4 Hefte. gr. 8. Heidelberg, Mohr. br. n. 4 Thlr.

Hohl, A. F., die geburtshülfliche Exploration. 2r Theil: Das explorative Sehen und Fühlen, nebst einem Anhange. gr. 8. Halle, Waisenhausb. 2 Thlr.

Universal-Lexicon der praktischen Medicin und Chirurgie, von Andral. 1r Bd. 7te Lieferung. gr. 8. Leipzig, Franke. br. 8 Gr.

Von folgendem wichtigen Werke:

William Beaumont, Experiments and Observations on the gastric Juice, and the Physiology of Digestion. Plattsburgh 1833. 8.,

wird bei dem Verleger dieser Annalen binnen 6 Wochen eine deutsche Uebersetzung erscheinen.

I.

Auszug aus dem Werke [1]):

Deutliche Darstellung über den erlaubten Gebrauch des Kaffee's;

von dem Scheikh Abd-al-Kader [2]) Ansari Djezeri Hanbali, Sohn Mohammeds.

Aus dem Arabischen

von

Dr. v. Sontheimer,

Königlich Württembergischen General-Stabsarzte.

Erstes Kapitel.

Von der Bedeutung des Wortes Kaffee (القهوة), seiner Beschreibung, seiner Natur, von welchem Lande seine Verbreitung ausging, in welcher Absicht er gekocht und getrunken würde, und seinen grofsen Ruf erlangt hat.

Der Kaffee ist eine Art Getränk, welches aus der Schale (القشر) des Kerns (البنّ), oder aus ihr in Verbin-

---

1) Bei der Uebersetzung dieses Auszuges hatte ich die Absicht, die Freunde der Litteratur der Arzneiwissenschaft mit der Geschichte eines Pflanzenkörpers bekannt zu machen, der als Nahrungs- und Arzneimittel in allen Welttheilen verbreitet ist. Die Wichtigkeit des Gegen

dung mit dem gerösteten Kern bereitet wird. Die Art der Zubereitung ist folgende: Man thut entweder die Schale allein, und dies ist der Schalenkaffee (القشرية), oder die Schaale sammt dem Kern geröstet und in Pulver zerrieben, und dies ist der Bohnenkaffee (البنّية), ins Wasser, läfst das Gemisch so lange sieden, bis seine Bestandtheile sich dem Wasser mitgetheilt haben. Es giebt Leute, welche den rechten Kochungspunkt daran erkennen, wenn der Kaffee beim Verkohlen einen etwas bitteren Geschmack erlangt hat. Kenner der Zubereitung nen-

---

standes, die Dunkelheit der Geschichte des Kaffee's, die Unbekanntschaft mit diesem Werke, das bis jetzt nur als Manuscript vorhanden ist, die grofse Stimme des Verfassers über diesen Gegenstand, als eines geborenen Arabers aus Dschezira bei Medina, bestimmten mich, diesen Auszug dem deutschen ärztlichen Publikum zu übergeben.

2) Dieser Auszug über den Kaffee ist aus dem in der Königlichen Bibliothek zu Paris befindlichen Manuscripte genommen, den Baron Sylvestre de Sacy in seiner Chrestomathie Arabe p. 138 abdrucken liefs. Nach dem Manuscripte zu urtheilen, schrieb Abd-Alkader dieses Werk im Jahre 996 der Hedschira. Das Werk enthält sieben Bücher. Das erste handelt von dem Namen dieses Getränkes, der Art es zuzubereiten, seiner Natur und Beschaffenheit, von dem Orte, wo es zuerst angewandt wurde, von den Gründen, welche dasselbe in Aufnahme brachten, und weiter verbreiteten. Das zweite hat zum Gegenstande die verschiedenen Berathungen und richterlichen Entscheidungen für und wider den Gebrauch des Kaffee's. Das dritte enthält die Widerlegungen derjenigen, welche den Kaffee für ein berauschendes Getränk halten. Im vierten wird bewiesen, dafs der Kaffee keine für den Körper und Geist nachtheiligen Wirkungen habe. Das fünfte erläutert die Unterscheidung zwischen dem legitimen Gebrauche des Kaffee's und den verabscheuungswürdigen Handlungen, die sich unter den Verehrern des Kaffee's eingeschlichen haben. Das sechste enthält verschiedene abgesonderte Bemerkungen. Das siebente enthält eine Auswahl von Gedichten, welche sich auf den Kaffee beziehen. —

nen einen solchen Kaffee, einen nach dem richtigen Kochungspunkte zubereiteten, der nachher getrunken wird.

Diejenigen, welche den Kaffee für ein erlaubtes Getränk halten, sagen, dafs derselbe rein und seinen Trinkern sehr heilsam sei, zum Frohsinn aufmuntere, zur Verehrung Gottes beitrage, und zur Anbetung, wer sie immer suche, wirksam sei. Diejenigen hingegen, welche den Genufs des Kaffees als verboten betrachten, kennen keine Gränzen, dieses Getränk herabzuwürdigen, und die Trinker desselben zu verläumden. Man hat auf beiden Seiten eine Menge Schriften und juridische Berathungen bekannt gemacht. Diejenigen, welche den Kaffee für verboten betrachten, trieben es so weit, dafs sie behaupteten, er sei eine Art Wein, mit welchem sie ihn in allen Beziehungen verglichen. Einige schrieben dem Kaffee nachtheilige Wirkungen auf den Geist und den Körper zu, nebst anderen Behauptungen und Leidenschaftlichkeiten, welche zu Streit und Zank Veranlassung gaben. Die Folgen davon waren, Uneinigkeiten und Verfolgungen untereinander, sowohl in Mecca als Cairo. Der Verkauf des Kaffee's wurde verboten; die Gefäfse, die zu diesem Getränk dienten, und ehrwürdig und rein waren, wurden zerbrochen, die Kaffeehändler erhielten die Bastonade und andere Strafen, ohne irgend einen erheblichen Grund. Sie wurden mit dem Verluste ihres Vermögens gestraft, und die Schalen aus welchen man den Kaffee bereitete, wurden mehremale verbrannt. Sogar diejenigen wurden gemifshandelt, welche den Kaffee in der Absicht eines geistigen oder körperlichen Vortheils tranken. Die Leidenschaftlichkeit war auf beiden Seiten heftig; die Schaaren des Satans wurden aufgeregt, und die Leidenschaften, welche immer schlimm sind, erhoben sich von Seiten der Muselmänner. Die Feinde des Kaffee's sind so weit gegangen, dafs sie sagten: die Kaffeetrinker werden am Tage der Auferstehung mit schwärzeren Gesichtern erscheinen, als der Grund der Gefäfse sei, in welchen sie den Kaffee bereitet haben. Spaltungen und Feind-

seligkeiten entstanden eine Menge von beiden Seiten, so wie Vorwürfe gegen die, welche von dem Kaffee Gebrauch machten.

Wir werden in diesem Werke über die Aechtheit der Fragen und Antworten Nachricht geben, die in dieser Beziehung über den Kaffee gemacht wurden, wodurch von Seiten seiner Gesetzmäfsigkeit in der Anwendung der Schleier gelüftet, und seine Aechtheit so ans Licht gestellt wird, dafs weder Einwürfe noch Zweifel entstehen können, und dafs die, welche eine entgegengesetzte Meinung haben, durch unumstöfsliche Beweise werden überwiesen werden.

Das Wort Kaffee (Kahwa, القهوة), wie der weise Fakhr-eddin Abu Bekr, Sohn des Abu-Yezid, in seinem Werke, betitelt «der Triumph des Kaffee's», sagt, wird hergeleitet von dem Worte ikha, الاقهاء, welches Abscheu, Ekel bedeutet, oder von demselben Worte, was auch bedeutet: sich enthalten [3]). Daher kommt es, dafs man auch den Wein Kahwa nennt, weil er für die Nahrungsmittel Ekel einflöfst, wie man es von denen weifs, die die Wirkungen dieses Getränkes kennen. Diese Bedeutung pafst auch für das Wort Kahwa, denn der Kaffee befördert ebenfalls den Ekel, und hindert den Schlaf.

Der Kaffee wurde zuerst angewandt bei Uebungen in der Religion, welche das Nachtwachen erfordern, um den Schlaf zu vertreiben. Uebrigens kann man sagen, dafs der Kaffee weit mehr den Namen Kahwa verdient, als der Wein. Die Gelehrten haben mit diesem Worte gespielt. Sie gebrauchten es häufig, um die Liebe damit zu bezeich-

---

3) Viele leiten fälschlich das Wort Kaffee von dem arabischen Worte قوّة, die Kraft, her, wie der Chevalier d'Arvieux und M. Songlés, welcher Irrthum auf einem Schreibfehler beruht.

nen. Es verhielt sich damit ganz so, wie mit den Worten, welche das Fieber und den Wein bedeuten. So hat der Scheikh Scheref-eddin Omar, Sohn des Faredhs, in einem seiner Gedichte gesagt: der berauschende Wein der Liebe hat mich getränkt, und andere Ausdrücke dieser Art. Eben so sieht man es in den Reden des Sidi Ali Wafa.

Wer immer die Gelehrten hat sprechen hören, wird die Wahrheit von dem Gesagten einsehen. Einige sprechen das Wort Kaffee, Kihwa, zum Unterschied zwischen diesen beiden Getränken, dem Kaffee und dem Wein.

Was die natürlichen Eigenschaften des Kaffee's betrifft, so sagen viele Aerzte und sehr unterrichtete Leute, dafs er hitzig, trocken sei; und wieder andere, dafs er kalt, trocken sei, welch letzter Sekte diejenigen angehören, welche den Gebrauch des Kaffee's mifsbilligen. Der gröfste Vortheil, den der Kaffee gewährt, ist der, dafs er den Schlaf vertreibt, obgleich es aufser ihm noch eine Menge anderer Mittel giebt, welche das Wachen befördern, wie z. B. Verminderung der Nahrungsmittel, Unterlassung von Anstrengungen während des Tages, der Mittagsschlaf und andere Dinge, welche in den Werken der Gelehrten aufgezählt sind.

Hier folgt eine Anwendungsart des Kaffee's, des Kadhi'lkodhat, eines der gelehrtesten Männer seiner Zeit, Tadj-eddin Abd-alwahhab Mekki Maleki, Sohn Jacubs, Vorstehers der Provinz von Hedjaz. Ich erfuhr dieselbe, indem ich zur Zeit der heiligen Feste (der Wallfahrt) in seinem Hause am Orte Sowaika in Mecca mit ihm zusammentraf. Ich pflegte jedes Jahr zur Zeit der heiligen Feste, und später, mit ihm besondere Zusammenkünfte zu halten. Er erzählte mir, dafs das Trinken von kaltem Wasser vor dem Genusse des Kaffee's das Mittel sei, durch welches die Feuchtigkeit der Mischung des Kaffee's unterstützt, seine natürliche Trockenheit vermindert, und der heftige Zustand des Wachens nicht herbeigeführt

werde. In dieser Absicht sah ich ihn immer dieses Mittel anwenden. Er war ein Mann von Kenntnissen und Erfahrungen, und besafs Gelehrsamkeit und ausgezeichnete Gewandtheit in allen übrigen Dingen, so dafs er durch seinen Fleifs und Gelehrsamkeit bei dem Scherif von Mecca, Netjn-ettunja-weddin Abu-Nemi Hosaini, Sohn des Berecat, Sohn des Mohammed's, Sohn des Berecat, Sohn des Hasan, Sohn des Adjlan, und bei seinem Sohne Ahmed die höchste Stufe erlangte, was zu seiner Zeit in allen Distrikten von Hedjaz allgemein bekannt war. Eine grofse Anzahl von Jahren war ich Genosse seines Umganges, seiner Freundschaft und seiner Unterhaltung, bis er am 9ten des Mosarram im Jahre 960 starb. Der Zeitraum seines Todes findet sich in den Briefen, betitelt: Die Gärten der ewigen Freuden sind seine Wohnung und der Ort seines Aufenthaltes. Niemand trat nach ihm auf, der ihm zu vergleichen war.

Ueber die Zeitperiode, in welcher der Kaffee anfing bekannt zu werden, sagt der Scheikh Schehab-eddin, Sohn des Abd-algaffar, Folgendes:

«Im Anfange dieses Jahrhunderts kam die Kunde zu uns nach Aegypten, dafs sich im Innern ein Getränk verbreite, welches unter dem Namen Kaffee bekannt sei, dessen sich die Gelehrten und andere Personen bedienten, um das Wachen des Nachts bei den Lobpreisungen Gottes zu erleichtern, was sie nach ihren bekannten Regeln zu thun verpflichtet sind. Einige Zeit darauf erfuhren wir, dafs die Bekanntmachung und die Verbreitung des Kaffee's von einem Manne ausging, dessen Wissenschaften und Frömmigkeit ihn berühmt machten, von dem Scheikh und sehr geehrten Imam, von dem sehr geschickten Mufti in der Staatswissenschaft, Djemal-eddin Abu-Abd-allah Mohammed, Sohn Saids, mit dem Beinamen Dhabhani (ذبحاني), den er von der Stadt Dhabhan hat, welche in Jemen bekannt ist. Wir hörten, dafs er die Stelle

eines Berichtigers der richterlichen Entscheidungen in Aden [4]) bekleidete. Man legte alle juridische Entscheidungen dem vor, welcher diese Stelle bekleidete. Wenn er sie billigte, so schrieb er mit seiner eigenen Hand darunter: «gut geheifsen»; und wenn er etwas abzuändern fand, so machte er seine Bemerkungen dazu. Es ereignete sich, dafs er eines Geschäftes wegen genöthigt war, Aden zu verlassen, und auf das Land Adjam zu reisen, wo er einige Zeit sich aufhielt. Er bemerkte, dafs das Volk daselbst von dem Kaffee Gebrauch machte, dessen Eigenschaften er nicht kannte. Bald darauf, als er nach Aden zurückgekehrt war, befiel ihn eine Krankheit. Er erinnerte sich dieses Getränkes, und trank es mit grofsem Nutzen in seiner Krankheit. Er fand an diesem Getränk folgende Eigenschaften: Es vertreibt die Schlafsucht und die Trägheit, und theilt dem Körper Leichtigkeit und Munterkeit mit. Als er in den Orden der Mönche eingetreten war, nahm er, wie die übrigen Mönche, die Gewohnheit an, von diesem Getränke aus der oben erwähnten Absicht zu trinken. Die Einwohner von Aden, die Rechtsgelehrten, selbst das gemeine Volk folgten ihrem Beispiele, und tranken Kaffee, indem sie damit die Beförderung der Gelehrsamkeit, der Wissenschaften und Künste zu bezwecken behaupteten. Von diesem Augenblick an, fing der Kaffee an, immer mehr und mehr verbreitet zu werden.»

Dieser nämliche Verfasser fährt fort:

«Ich schrieb an einen unserer Brüder in Gott, einen frommen und weisen Mann in Zebid [5]), dafs er mir Erkundigungen über diejenigen einziehen sollte, welche den Kaffee in Jemen trinken, so wie über die, welche unter

---

4) Eine berühmte Seestadt in Jemen. Siehe Christoph. Rommel. Abulfedea Arabiae descriptio, pag. 27.

5) Zebid war früher eine sehr reiche, durch ihren Handel berühmte Stadt in Jemen. Siehe Christoph. Rommel. Abulfedae Arabiae descriptio, pag. 24.

die weisen und frommen Männer gezählt werden, so wie auch über die erste Einführung dieses Getränks in diesem Lande. Dieser Mann war der berühmte Rechtsgelehrte Djemal-eddin Abu-Abd-allah Mohammed, Sohn des sehr gelehrten Scheikh's und Imam's Abd-allgaffar Bu-alewi, welcher aus einem vornehmen und berühmten Hause in Zebid, dessen Glieder sich durch Frömmigkeit und Wissenschaften ausgezeichnet haben, abstammte. Folgendes war die Antwort, die er mir zurückschrieb: Auf die Bitte meines Herrn, über diejenigen Leute Erkundigungen einzuziehen, welche in Jemen von dem Kaffee Gebrauch gemacht haben, fragte der Diener eine grofse Anzahl von Greisen unserer Stadt. Unter die ältesten gehört jetzt mein Onkel, der weise und fromme Rechtsgelehrte Wedjih-eddin Abd-arrahman Alewi, Sohn Ibrahim's, welcher jetzt über 90 Jahre alt ist, und mir über den Ursprung des Kaffee's folgende Auskunft ertheilte: ich war, sagt er, in der Stadt Aden, als ein Mönch vom Orden der Fakire dahin kam, welcher den Kaffee zubereitete, und ihn trank. Er bereitete ihn für den Gebrauch des Rechtsgelehrten Mohammed Hadhrami, mit dem Beinamen Afdhal, eines sehr gelehrten Scheikh's und des letzten der Gelehrten, welche die Stadt Aden berühmt machten, und für den Scheikh Mohammed Dhabhani, welcher in der Kenntnifs Gottes bewandert war. Diese beiden Männer tranken den Kaffee in Gegenwart des Publikums, deren Beispiel für die erlaubte Anwendung des Kaffee's eine hinreichende Autorität war.»

Der weise Ibn-Abd-algaffar fährt fort: «Man nimmt an, dafs Dhabhani der erste gewesen sei, welcher den Kaffee in Aden eingeführt habe, wie es allgemein bekannt ist. — Jedoch wird auch behauptet, dafs dieses Getränk durch einen Anderen eingeführt worden sei, obgleich ihm, als dem Urheber, die Bekanntmachung und Verbreitung des Kaffee's zugeschrieben wird. Der Scheikh Schehab-eddin Dhabhani starb im Jahre 875, und von da her

weist man den Anfang der Einführung des Kaffee's.» Aus diesem eben Gesagten folgt, dafs seit der ausschliefslichen Einführung des Kaffee's in Jemen, und nirgend anderswo, es wirklich, im Jahre 996, mehr als hundert Jahre sind, dafs dieses Getränk im Gebrauche ist. Ich sage, blofs in Jemen und sonst nirgends, weil man die Einführung des Kaffee's in dem Lande des Ibn-Saad-eddin, in dem Lande Abyssinien, Djabartha, und anderen Ländern von Adjam, sowohl was den Anfang als die Veranlassung betrifft, nicht kennt. —

Der berühmte Gelehrte Fakhr-eddin Mekki, Sohn von Bekr, Sohn des Abu-Yezid, spricht sich über diesen Gegenstand folgendermaafsen aus: «Der erste, welcher den Kaffee eingeführt hat, ist der fromme Scheikh Abu-Abd-allah-Mohammed Dhabhani, Sohn Saids. — Aber wir hörten auch von einer Menge Leute, dafs der in der Kenntnifs Gottes weise Scheikh Ali Schadheli (الشاذلي) [6]), Sohn Omar's, einer der Schüler des heiligen, frommen und weisen Naser-eddin, Sohn des Meilaks, der erste gewesen sei, der den Kaffee einführte und bekannt machte, ihn im Lande Jemen verbreitete, und ihm Ruf verschaffte. Er war einer der Vorsteher des Ordens der Schadeliten, und das Haupt ihres Ordens in der Gottesgelehrsamkeit. Früher bediente man sich zur Berei-

---

6) Fauste Nairon, welcher die Einführung des Kaffee's zwei Mönchen zuschreibt, sagt in seinem Werke: De Salubri potione Cahve seu cafe nuncupata discursus, Romae 1661. pag. 8., Schadli et Aider (Haider) primos hujus potionis inventores fuisse. Ferunt, extitisse monachos christianos, ut ipsimet Turcae fateri ut plurimum assolent, in quorum gratiam animique obsequium pro illis fundunt preces, ac praesertim Turcae illi, qui sunt hujus potionis ministratores et distributores; proprias enim hi ac quotidianas habent preces pro Schadli et Aider, quia haec supradictorum monachorum fuisse nomina asserunt. Ueber den Scheikh Schadheli siehe Niebuhr's Reise nach Arabien, Tom. 1. pag. 349.

tung des Kaffee's der Casta (القشر), nämlich des Blattes, welches man Kat (قات) [7]) nannte, und nicht der

---

7) D'Herbelot sagt, dafs die Kat oder Casta in Jemen verboten wurde, weil sie Wallungen nach dem Kopfe verursachte. Im Gegentheile findet man eine Stelle, welche so lautet: «Was die Kat oder Casta betrifft, so glaube ich nicht, dafs dieses Getränk der Gesundheit schade, noch von den Pflichten der Religion abhalte. Sie erzeugt blofs Munterkeit, eine gröfsere Freiheit im Handeln, und gute Laune. Nicht die geringste Unbequemlichkeit in der Gesundheit wird wahrgenommen; man findet im Gegentheil an derselben ein Hülfsmittel, mit mehr Kraft zu handeln; folglich ist es erlaubt, sich ihrer zu bedienen. Wenn die Handlung, die man auszuführen beabsichtigt, ein gutes Werk ist, so ist es auch ein gutes Werk, dieses Getränkes sich zu bedienen. Wenn die Handlung eine erlaubte ist, so ist es auch erlaubt, das Getränk zu sich zu nehmen; denn die Mittel sind von gleicher Natur, wie der Zweck. Das Gleiche gilt von den Bohnen und von dem Kaffee.»

Der Baum, welcher Kat heifst, wurde von Forskol in den Gebirgen Jemens entdeckt, welcher eine neue Gattung Catha (pentandria, mongynia) bildete, und zwei Arten unterschied, Catha edulis und Catha spinosa. Von der ersten handelt es sich bei Abd-Alkader. Forskol sagt: In Jemen Catha colitur iisdem hortis cum Coffea stipitibus plantatur. Arabes folia viridia avide edunt, multum eorum vires venditantes, qui copiosius comederit, vel totam vigilet noctem; asseverant quoque pestem ea loca non intrare, ubi haec colitur arbor, et hominem ramum cathae in sinu gestantem, tuto posse inter peste infectos versari. Gustus tamen foliorum tantam virtutem indicare non videtur. pag. 63.

Ferner siehe über die Kat (جات) Macrizi Regum Islamiticorum in Abyssinia historia, quam interpretatus est. Ferd. Rink. pag. 11.

Da die Kat nach Abd-alkader viel früher zum Kaffee benutzt wurde, als der Kaffee, und die Blätter der Kat in vielen Beziehungen die gröfste Aehnlichkeit mit den Blättern des Kaffeebaumes haben, so ist es nicht ganz unwahrscheinlich, dafs die Aehnlichkeit der Katblätter mit den Blättern des Kaffebaumes zu dem Gebrauche des letzten, in Ermangelung der ersten, Veranlassung gegeben hat.

Bohne, noch der Schaale der Bohnen. Die Casta hörte nicht auf, sich von einer Stadt zur anderen zu verbreiten, bis sie nach Aden kam. Allein zur Zeit des Scheikh's Mohammed Dhabhani, Sohn Saids, von dem wir oben gesprochen haben, fing die Casta an in Aden zu mangeln. Dhabhani sagte zu denen, welche sich um ihn sammelten und ihm anhingen, dafs die Kaffeebohne den Schlaf vertreibe. Sie machten Versuche mit dem Bohnenkaffee des Scheikh's. Nachdem sie ihn verkohlet hatten, fanden sie, dafs er mit geringeren Kosten und Mühe die nämlichen Wirkungen, wie die Casta hervorbrachte. Seit dieser Zeit hat sich der Genufs des Kaffee's schnell weiter verbreitet.» Dieser Verfasser hat eine Menge anderer Details angeführt, durch deren Erwähnung wir den Gegenstand nur in die Länge ziehen würden. Im Ganzen ist kein Widerspruch zwischen diesen beiden historischen Behauptungen, wie es auch nicht schwer ist, dieses einzusehen. Diejenigen, welche das Erste zu verbreiten streben, sprechen vom Schaalenkaffee; und diejenigen, welche das Zweite behaupten, sprechen von Blätter- oder Kat-Kaffee.

Der nämliche Verfasser sagt ferner: «Was uns betrifft, so haben wir seit 20 Jahren und darüber die Schaale an dem Orte Rey in Mecca, und an anderen Orten dieser Stadt gesehen; — aber die Bereitung des Kaffee's aus derselben wurde erst am Ende des 9ten Jahrhunderts bis zum jetzigen 10ten Jahrhundert bekannt gemacht.»

Keiner der Gelehrten der früheren Zeiten hat von dem Kaffee gesprochen, entweder weil er, wie wir schon anführten, zu ihren Zeiten nicht bekannt war, und sie aus diesem Grunde ihn nicht in Erwähnung brachten, weil sie nichts an ihm fanden, was seiner Erwähnung werth war. Es waren keine Motive vorhanden, welche sie aufgefordert hätten, den Kaffee weiter zu verbreiten. Durch den Strom der Zeiten kam er aus irgend einer Ursache in Verfall, und wurde nicht mehr beachtet. Erst zur oben angeführten Zeit wurde er wieder bekannt. Wie viele

Dinge, welche in verflossenen Zeiten im Gebrauche waren und nachher in gänzliche Vergessenheit fielen, kamen nach längerer oder kürzerer Zeit wieder zum Vorschein? Der Finder eines solchen Gegenstandes glaubt zur Zeit der Entdeckung desselben auf eine ganz neue Sache gestofsen zu sein [8]).

---

8) In der Djihan-numa von Norberg, seu Geographia orientalis ex turcico in latinum versa Tom. II. p. 218, in Lund 1818 gedruckt, findet man Folgendes über den Kaffee: «Der Kaffee wächst in Jemen. Hezarfen Hosain Effendi sagt: der Kaffee wächst in zwei Bezirken von Jemen, die über Zebid auf den Gebirgen, gegenüber von Beit-alfakih liegen, in dem Bezirk Ousab, und in dem Bezirk Nehari. Diese Bezirke liegen nahe bei dem Hafen von Djezan. Die Bäume, welche den Kaffee tragen, werden reihenweise angepflanzt. Der Kaffeebaum gleicht dem Kirschenbaume, nur sind die Blätter des erten mehr dunkelgrün und etwas dicker. Dieser Baum erlangt in seinem Wachsthum die Höhe von acht Ellen, und wächst fort bis zu 30 Jahren. Seine Blüthen sind weifs. Seine Blätterstiele sprossen zu zwei oder drei hervor, welche länger sind, als die Blüthenstiele des Kirschbaumes. Die Frucht des Kaffeebaumes gleicht vollkommen der Kirsche. So lange sie grün ist, ist sie sauer und herb; wenn sie roth wird, hat sie einen säuerlichen Geschmack. Ist sie zu ihrer vollkommenen Reife gelangt, so hat sie eine dunkelrothe Farbe, wie eine Weichsel. Die Frucht wird grofs und süfs, und gleicht so sehr der Kirsche, dafs man, wenn man sie mit Kirschen zusammenbringen würde, sie nur an ihrem Geschmack, Geruch und an ihrem Kerne, der sich in zwei Theile theilt, erkennen würde. Der Geschmack dieser Frucht ist auch viel lieblicher, als der der Kirsche. Man sammelt den Kaffee vor seiner Reife ein. Man breitet ihn auf Hänsern aus, die terrassenförmig errichtet und mit Kitt überzogen werden. Wenn er noch nicht ganz reif ist, trocknet er schnell und wird schwarz: man läfst ihn dann durch eine Mühle laufen, um die Hülle zu zerbrechen und sie von dem Kerne zu trennen; nachher schwingt man ihn in einer Wanne, um ihn zu reinigen, und von der Hülle gänzlich zu trennen. Dies ist der Kaffee, welcher in alle Theile der Welt verführt wird. Der reife Kaffee aber wird nicht der Wirkung der Mühle unterworfen, sondern man sondert die Bohne von der Frucht

«Was die erste Einführung des Kaffee's in Aegypten betrifft,» sagt der Gelehrte Ibn-Abd-algaffar, «so fand sie statt in dem Viertel der Djami Alazhar (Moschee), welche den Uebungen der Frömmigkeit geweiht war, in den ersten 10 Jahren dieses Jahrhunderts. Man trank den Kaffee in der Djami selbst. In der Gallerie von Jemen tranken ihn die Einwohner von Jemen, und die Personen von Mecca und Medina, welche mit ihnen in der Gallerie wohnten. Diejenigen, welche von dem Kaffee Gebrauch machten, waren die Fakire, welche nach ihren klösterlichen Regeln angehalten waren, gewisse Gebete und Lobpreisungen Gottes herzusagen. Sie tranken ihn jede Nacht der Montage und Freitage. Der Kaffee wurde in ein grofses Gefäfs von rother Thonerde gethan, und ihr Vorsteher schöpfte mit einer kleinen Tasse daraus, und reichte sie ihnen der Reihe nach, von der rechten Seite anfangend; denn von ihren Gebeten, rechts zu beginnen, rührt

---

mit der Hand. Man läfst diese Frucht wie die Trauben trocknen. Die Einwohner von Jemen lassen sie sieden, wovon sie ein Getränk erhalten, dessen sie sich bedienen, um sich im Sommer zu erfrischen, ihre Gesundheit zu erhalten, und die verlorene wieder herzustellen. Dieses Getränk ist eben so angenehm, wie die Sorbets. Diese trockene Frucht bleibt in Jemen, und wird theurer verkauft, als der Kaffee; nicht einmal nach der Türkei wird davon gebracht. Der beste Kaffee ist der, dessen Kern grofs und grünlich ist. Die Hülle oder das Fleisch des Kaffees, wovon eben gesprochen wurde, ist hitzig-feucht im ersten Grade; das aus ihr bereitete Getränk, im Sommer getrunken, öffnet den Leib, erfreut das Herz, zerstreut die Schwere und den Morgenschlummer. Der mit der Bohne zubereitete Kaffee ist im ersten Grade feucht. Er muntert ebenfalls auf, und ist gegen Müdigkeit gut. Man mufs die Bohnen des Kaffee's nicht zu stark rösten, sonst verliert er seine Beschaffenheit. Der Kaffee, eine Stunde nach dem Essen genommen, ist der Gesundheit sehr zusagend: er beschleunigt die Verdauung der noch im Magen vorhandenen Speisen, und zerstreut die übermäfsige Feuchtigkeit. Gegen Rheumatismen, Kopfweh und Schlafsucht ist er heilsam u. s. w.»

diese Gewohnheit her. Die Formel ist gewöhnlich diese: Es giebt keinen anderen Gott, als Gott, den wahren König, dessen Macht unbeschreibbar ist. Personen, welche ihnen bei ihren Gebeten beistanden, und andere Leute, tranken den Kaffee in Gesellschaft mit ihnen. Wir gehörten unter die Zahl derer, die ihnen bei ihren Gebeten beistanden. Wir tranken Kaffee mit ihnen und fanden, dafs er den Schlaf und die Trägheit vertreibt; denn er hielt uns, wie sie behaupteten, die Nächte durch mit ihnen wach, was uns öfters begegnete, so dafs wir unsere Gebete bis zum Morgengebet mit der Versammlung, ohne irgend eine grofse Anstrengung, fortsetzen konnten. Die Leute der Djami, unsere Begleiter, und aufser diesen eine unzählbare Menge Leute, tranken mit diesen Mönchen Kaffee. Dieser Zustand dauerte auf diese Art fort. Man trank häufig Kaffee in dem Viertel der Djami Alazhar, und an einer Menge anderer Plätze wurde er öffentlich dem Verkaufe ausgesetzt, ohne dafs jemand während der Länge der Zeit sich dem Genusse dieses Getränkes entgegensetzte. Das Kaffeetrinken wurde nicht mifsbilligt, theils nicht an sich selbst, theils nicht wegen zufälliger Umstände, die seinen Genufs begleiteten, wie wegen des Herumgehenlassens der Tasse in der Runde, und anderer Gebräuche. Der Gebrauch des Kaffee's wurde in Mecca allgemein. Man trank ihn sogar in der Umgebung der Moschee, und man verrichtete kein Gebet, feierte kein Fest, ohne dafs man dabei Kaffee trank. Die Anwendung dieses Getränkes breitete sich auch in Medina aus, jedoch nicht in dem Grade, wie in Mecca. Die Einwohner von Medina bereiteten den Kaffee häufig innerhalb ihrer Wohnungen zu.»

Den ersten Widerstand fand der Kaffee in Mecca im Jahre 917. Als Widersacher gegen ihn standen zwei Brüder aus Persien auf, welche unter dem Namen Hakimani (die zwei Doctoren) bekannt waren. Sie waren beide in der Logik, in der scolastischen Theologie bewandert, hatten einige Kenntnisse in der Arzneiwissenschaft, und mach-

ten auf den Rang der Rechtsgelehrten Ansprüche; jedoch wurde ihnen die Ausübung dieser Wissenschaft nicht gestattet. Diese zwei Männer sind die nämlichen, welche gegen das Ende der Dynastie des Kansu Gauri nach Aegypten kamen. Sie verweilten da, bis der Sultan Melic-almodhaffer Selim-schah in dieses Land einrückte. Er liefs sie beide, nachdem er sie vorher mifshandeln liefs, in zwei Hälften theilen, wovon Gott allein den wahren Hergang weifs. Der Scheikh Schems-eddin Mohammed Hanefi, welcher Chatib und Stellvertreter des Kadhi'ilkodhart Seryy-eddin, Sohn des Schohna war, hatte den Hakimani bei dem Streite in der Angelegenheit des Kaffee's beigestanden, so wie andere Personen, welche sie an sich zogen. Der Scheikh Schems-eddin, welcher Chatib war, munterte den Emir Chairbec Mimar, welcher Bascha und Mohtesib [9]) von Mecca war, auf, den Verkauf des Kaffee's auf den öffentlichen Märkten zu verbieten, und das Kaffeetrinken den Leuten zu untersagen. Er beredete den Emir, dafs der Kaffee wirklich die bösen Eigenschaften besitze, die man ihm zuschreibt, und machte ihn auf diesen Gegenstand sehr aufmerksam; indem er den Emir dahin brachte, dafs er ihm eine Zusammenberufung einer Versammlung, in welcher man sich über diesen Gegenstand berathen sollte, gewährte. Die Versammlung trennte sich mit dem Beschlufs: dafs der Kaffee ein verbotenes Getränk sei. Man entwarf zu diesem Zwecke eine Bittschrift, die der Chatib Schems-eddin redigirte, und sie nach Aegypten schickte. Sie sandten zugleich mit ihr eine Berathung, welche die Hakimani und der Chatib redigirten, und baten um ein Rescript des Sultans, welches das Verbot des Kaffeetrinkens in Mecca aussprechen sollte. Als die Sitzung aufgehoben war, liefs

---

9) Mohtesib ist der öffentliche Beamte, welcher auf den gesetzlichen Preis und das Gewicht der Lebensmittel zu sehen hat, die öffentlich verkauft werden.

der Emir Chairbec eine Proclamation bekannt machen, welche das Verkaufen des Kaffee's und das Trinken desselben untersagte. Er verfuhr dabei mit einer solchen Strenge, dafs er eine Menge Kaffeehändler strafte, ihre Wohnungen verschliefsen, alles, was er von den Schaalen der Kaffeebohnen vorfand, wegnehmen, und mitten auf dem Markte verbrennen liefs. Von da an sah man keinen Kaffee mehr auf den Märkten, und die Leute tranken ihn nur noch in ihren Wohnungen, um sich der Strenge des Emirs zu entziehen; denn wenn es dem Emir zu Ohren kam, dafs jemand Kaffee getrunken hatte, so wurde der Trinker gestraft und zum öffentlichen Schauspiel in den Strafsen herumgeführt. Endlich kam das Rescript des Sultans an, welches jedoch den Ansichten der Feinde des Kaffee's nicht entsprach, wovon man sich beim Durchlesen desselben überzeugen kann. Die Leute wagten es, frei Kaffee zu trinken, als sie in Erfahrung brachten, dafs er in Cairo nicht verboten sei, welches die Residenz des Sultans ist. Keiner der Gelehrten fand den Kaffee verwerflich, so wie keiner der ausgezeichnetesten Männer dieses Landes. Der Emir Chairbec liefs in seiner Strenge gegen die Kaffeetrinker nach, und so blieben die Sachen einige Zeit stehen. In der Folge kam der weiland Ala-eddin, Sohn des Imams, welcher die Oberaufsicht über das Privatvermögen des Sultans führte, in Angelegenheiten desselben im Jahre 918 nach Mecca und verhinderte den Chatib, die Chotba auszusprechen, und entledigte ihn dieser Pflicht. Er wollte ihn nach Aegypten zurückbringen, begnadigte ihn aber darauf. Der Chatib wurde in seiner Wohnung bis zu den heiligen Festen gefangen eingeschlossen. Seit dieser Zeit wurde der öffentliche Gebrauch des Kaffee's immer häufiger, und die Verbote blieben immer mehr und mehr ohne Wirkung. Der Chatib reiste mit einer Karawanne nach Aegypten, und starb in Yanbo.

Ein Mann des Vergnügens machte in dieser Beziehung folgende Verse, welche dem Scheikh Abu'lfath aus Syrien

zu-

zugeschrieben werden: « Der Kaffee von den Bohnen wurde verboten, genieſst reichlich den Kaffee der getrockneten Trauben. Freut euch, überlaſst euch der Zügellosigkeit, und fallt über das Haupt des Chatibs her. Der Kaffee von den Bohnen wurde verboten, genieſst reichlich den Kaffee der Trauben, trinkt ihn, überlaſst euch der Zügellosigkeit, und verwünscht den, welcher der Urheber dieses Verbotes ist. »

Im nämlichen Jahre 918 ereignete es sich, daſs der Emir Kottubay mit einer Karawanne nach Mecca kam, um die Stelle eines Bascha für Chairbek einzunehmen. Er machte vom Kaffee einen groſsen Gebrauch, und der Kaffee kam in gröſsere Aufnahme, als je. Bald darauf fing der Kaffee an, sich sowohl in Mecca und Medina, als auch in anderen Städten auszubreiten, ohne daſs jemand durch ein Verbot sich diesem Getränke entgegenstellte.

Der in der Kenntniſs Gottes unterrichtete Scheikh Sidi Mohammed, Sohn des Arraks, erfuhr, als er im Monat Dhu'lkanda 932 nach Mecca gekommen war, daſs in den Kaffeehäusern unsittliche Handlungen verübt wurden: er trug dem Gouverneur auf, die Kaffeehäuser zu verbieten, seine Erklärung beifügend, daſs der Kaffee an sich selbst erlaubt sei, welches er mehremale wiederholte, so daſs man seine Erklärung als einen entschiedenen Beweis für den erlaubten Gebrauch des Kaffee's betrachten konnte. Eben so hat er nichts, um dieses Getränk in Medina zu verbannen, unternommen, obgleich er lange in dieser Stadt verweilte. Einst brachte er in Erfahrung, daſs eine junge Frau in Medina mit entschleiertem Gesichte Kaffee verkaufe, der er gleich den Verkauf desselben untersagte. Weinend entdeckte die Frau dem Scheikh Sidi ihren Zustand der Armuth, worauf er ihr den Verkauf des Kaffee's unter der Bedingung wiedergestattete, ihr Gesicht mit einem Schleier zu bedecken, welchem sie sogleich Folge leistete. Als der Scheikh am fünften Safar 933 in Mecca starb, kehrten die Dinge wieder in den vorigen Zustand

zurück, wie sie vor seinem gegebenen Befehle waren, und so hörten sie nicht auf, sich bis auf unsere Zeiten zu steigern. Die Schüler des Scheikhs liefsen nicht nach, den Kaffee zu vertheidigen und ihn fleifsig zu trinken, so dafs der berühmteste von ihnen, Cotb-eddin, welcher durch den Vorzug in der klaren Darstellung der Wissenschaften, durch seine Frömmigkeit, durch seine juridischen Entscheidungen, seinen Unterricht und durch seine Werke einen Kreis der Völker beider heiligen Städte um sich bildete, denjenigen, welche ihn vom vornehmen oder anderen Stande besuchten, nichts Vorzüglicheres als den Kaffee anzubieten wufste. Er liefs deshalb den Kaffee Tag und Nacht mehremale präsentiren, vorzüglich zur Zeit der heiligen Feste. Dies fand auch bei meiner Aufnahme bei ihm statt, als ich ihn entweder in Mecca, Medina oder in Cairo besuchte. Eben so trank er auch in meiner Wohnung in Cairo Kaffee, wenn er sich einige Tage da verweilte. Er starb in Medina im Jahre 993 nach seinem Bruder, dem Scheikh Abd-alnafi Kadsi von Jemen.

Im Jahre 939 wurden dem gelehrten und besten Redner seiner Zeit, Scheikh Schehab-eddin Ahmed Sanbati Schafei, Sohn des Abd-alhakk, Fragen über den Kaffee folgenden Inhalts zugestellt: «Was hältst du von dem Getränk Kaffee genannt, welches man in Gesellschaften trinkt und für ein erlaubtes Getränk hält, aufserdem dafs ihm viele Menschen schädliche Eigenschaften zuschreiben? Ist es erlaubt, oder nicht erlaubt?» Seine Antwort war, dafs der Kaffee zu verbannen sei; denn er gehöre unter die berauschenden Getränke. Auf diese Anfragen schrieb er eine umfassende Antwort, die nicht in diesen Abrifs aufgenommen werden kann. Er stützte sich in dieser Antwort auf die Berichte derjenigen, welche von dem Kaffee Gebrauch gemacht und ihn wieder aufgegeben haben, und auf das, was eine Menge Menschen von den lange geprüften Eigenschaften auf den Genufs des Kaffee's er-

zählten, deren Erwähnung im zweiten Buche deutlich erklärt vorkommen wird.

Im Jahre 941 machten einige Leute in einer Versammlung, in welcher er predigte, einige Fragen über den Kaffee, und er bestand darauf, den Kaffee zu verbannen. Als er diesen Ausspruch in der Versammlung der Djami Alazhar unterstützt hatte, wurde eine Menge vom gemeinen Volke aufgebracht, da sie dieses von ihm gehört hatten, und gingen aus eigenem Antriebe in die Kaffeehäuser, ohne irgend einen Befehl eines Richters, als blofse Volksbanden, zerbrachen die Kaffeegefäfse und prügelten alle die Leute, die sich da befanden.

Auf diese Veranlassung entstand ein grofser Aufstand und Zwistigkeiten zwischen denjenigen, welche für und wider den Kaffee sprachen. Es wurde für nothwendig erachtet, eine juridische Berathung einzuleiten, um den Gegenstand vor den Kadhi von Aegypten zu bringen, der damals der Scheikh Mohammed Hanefi, Sohn des Elias, war. Er holte über diesen Gegenstand den Rath einer grofsen Anzahl Gelehrter von Cairo ein, die damals Mufti waren, und stützte sich auf den Ausspruch der ausgezeichneten Gelehrten, welche den Kaffee für ein erlaubtes Getränk hielten. Um jedoch einen überzeugenderen Beweis über diesen Gegenstand zu erlangen, befahl er, den Kaffee in seinem Pallaste zuzubereiten, und denselben der Menge in seiner Gegenwart anzubieten. Er brachte den gröfsten Theil des Tages in der Gesellschaft dieser Leute zu, um über ihren Zustand Gewifsheit zu erlangen. Er bemerkte nichts Abweichendes an ihnen, nichts, was zu verdammen wäre, und so liefs er die Sache, wie sie war.

Auf das Verbot des Verkaufes des Kaffee's durch den Scheikh Schehab-eddin Sanbati, Sohn des Abd-al-hakk, auf seine Entscheidung, dafs der Kaffee ein verbotenes Getränk sei, und auf den Volksaufstand, wurden einige Verse gemacht. Ich glaube, dafs sie dem Rechtsgelehrten Hadjbun aus Djidda zuzuschreiben sind:

«Einige Leute hielten sich für berechtigt, Gewaltthätigkeiten auszuüben, und zogen viel Unheil nach sich. Sie verboten den Kaffee mit Hartnäckigkeit, und führten zur Stütze ihrer Meinung Lüge und Verläumdung an. Fragst du sie nach dem Grunde ihrer Behauptung, so sagen sie: dafs Abd-alhakk es so beschlossen habe. O ihr Menschen mit gesundem Verstande, trinkt den Kaffee und bekümmert euch nicht um die Verläumdungen, welche diese Menschen gegen den Kaffee ausstofsen. Lafst sie den Kaffee tadeln, und das Wasser nach ihrer Lust peitschen.»

Im Jahre 945, im Monat Ramadhan, während eine Menge Menschen in den Kaffeehäusern war, um da Kaffee zu trinken, überfiel der Commandant der Nachtwache die Leute, entweder aus eigenem Antriebe oder auf gegebenen Befehl, und schleppte sie auf eine schimpfliche Weise aus den Kaffeehäusern hinweg; indem einige mit Ketten gefesselt, andere mit Stricken gebunden wurden. Sie verweilten die Nacht über in dem Hause des Subaschi, und den anderen Morgen, als jeder von ihnen 17 Stockstreiche erhalten hatte, wurden sie entlassen. Bald darauf ruheten die Leute nicht, bis die Wahrheit zu Tage kam, und der nämliche Zustand wiederkehrte, wie er ungefähr vor zwei Tagen war.

Am 10ten bis 12ten des Monats im Jahre 950 während der Feste der Wallfahrt, kam mit der Karawane von Syrien die Ordre des Sultans nach Mecca, welche den Gebrauch des Kaffee's untersagte, den Kaufleuten Handel damit zu treiben verbot, und die Kaffeehäuser aufhob. Man sagt, dafs dieser Befehl durch die Klagen einer Frau aus Griechenland hervorgerufen wurde, welche früher der Religion wegen in Mecca wohnte.

Es wurde darauf eine Proclamation bekannt gemacht, welche den Kaffee untersagte, und vor dem Wandeln auf diesem Wege warnte. Man gehorchte diesem Befehle, diesen ganzen Tag, an dem er gegeben wurde. Bald darauf vermehrten sich die Kaffeehäuser, so wie die Ankün-

digungen der Kaufleute, ohne dafs sie von Seiten der Beamten den geringsten Nachtheil erduldeten. Man trank den Kaffee in diesem Jahre öffentlich, selbst zur Zeit der heiligen Feste, und der Gebrauch desselben dauerte fort. Eben so wurde der Kaffee in Cairo mehremale verboten; allein dieses Verbot dauerte nie lange. Der Ruf des Kaffee's siegte, und hörte nicht auf immer bekannter zu werden, so dafs die Kaffeehäuser sich zu einer grofsen und bedeutenden Anzahl vermehrten. Gelehrte, der Frömmigkeit ergebene Männer, Leute, die nach Gelehrsamkeit strebten, und die ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten tranken Kaffee. Die Mufti und Professoren hatten sich dieses Getränk zu eigen gemacht. Die frömmsten Menschen, und die, durch ihre Verdienste und hohe Stellung ausgezeichnetsten Männer tranken in der Djami-allazhar und an anderen religiösen Plätzen zur übrigen Zeit und bei den gröfsten Feierlichkeiten beständig von diesem Getränk. Der Genufs des Kaffee's begleitete beständig ihre Uebungen in der Frömmigkeit, so wie die Versammlungen zum Lobe Gottes in den Nächten, welche dem Ruhme der Gröfse Gottes geweiht waren und dem Gebet für den Propheten Mohammed, dem ersten der himmlischen Gesandten; in diesen Nächten, sage ich, welche auf jede Art durch den Ueberflufs an Gnade und Segen, welche man da einsammelt, über die übrigen erhaben sind. Oft habe ich mit den vorzüglichsten Leuten der heiligen Städte (Mecca und Medina) am Tage Arafat in Gesellschaften an diesen heiligen Orten Kaffee getrunken; indem es mir am Herzen lag, die Schlafsucht vollkommen zu vertreiben, die Kraft zur Munterkeit zu erwecken, die Anbetung zu erleichtern, so wie die Stationen, das Erheben der Hände und anderer Dinge, an die man beim Werk der Frömmigkeit im höchsten Grade gebunden ist. Ich behaupte demnach, dafs es eine ausgemachte Sache ist, an der nicht zu zweifeln ist, und die keinen Einwurf oder Zurückweisung gestattet, dafs der Kaffee an sich selbst ein erlaubtes Getränk ist.

Durch denselben wird Munterkeit bei den Uebungen der Frömmigkeit herbeigeführt, welchen sich keine Abspannung und Erschlaffung beigesellt. Was die zufälligen Begebenheiten betrifft, die sich mit dem Kaffeetrinken verbanden, wie z. B. die Art der Häuser, wo Kaffee getrunken wird, die Vereinigung mit Leuten von schlechtem Lebenswandel mit Leuten, welche Kaffee verkaufen oder ihn trinken, die zufälligen Erzählungen unerlaubter Dinge, welche man der Natur des Kaffee's selbst zuschreibt, oder durch ihn, den Eigenschaften, welche bei dem Menschen sich äufsern, so wird es wohl niemand geben, der nur einige Kenntnifs der Gesetze besitzt, welcher solche gut heifsen kann. So ist der Wein verboten, obgleich die Trauben erlaubt sind, weil die Trauben, wenn sie zu Wein gepreſst werden, als solcher böse Eigenschaften besitzen, zum Zank und Hafs Veranlassung geben, von der Erinnerung an Gott und vom Gebet ableiten, und zur Vernachlässigung und Aufhebung der Acte der Frömmigkeit beitragen. So machen zufällige böse Eigenschaften das verbieten, was unbezweifelbar an sich erlaubt ist.

Zweites Buch.

Ueber die Art der Bittschrift, welche in Betreff des Kaffee's nach Mecca geschickt wurde, und über die Erklärung des Rescripts des Sultans, welches als Antwort auf diese Bittschrift anlangte, so wie über die Erwähnung der Beschlüsse der Gelehrten für und wider den Kaffee.

Was die Bittschrift betrifft, so ist der durch sie bezweckte Inhalt folgender: «Ein die Religion interessirender wichtiger Fall stellt sich dar, dessen Auseinandersetzung folgende ist: Als Gott unsern Herrscher Abu'lnasr Kaüfu Gauri als Diener beider heiligen Städte ein-

gesetzt hatte, hatte er für die Function eines Mohtesib's in Mecca und für die Oberaufsicht über seine Sclaven, welche diese Städte bewohnen, den berühmten Chairbek Mimar ausersehen. Folgendes hat sich ihm in der Nacht, welche dem Freitage des 23sten des ersten Monats Rabi 917 vorangiing, zugetragen: Als er nach seiner Gewohnheit das letzte Abendgebet in der heiligen Moschee mit dem versammelten Volke verrichtet hatte, machte er die Runde um die Kaba [10]); beim Anfang und Ende dieser frommen Ceremonie küfste er den schwarzen Stein, und endigte daselbst seine Andacht. Er verweilte in Betrachtungen bei dem Multezem so lange es ihm gefiel, und betete wie er es für passend hielt. Dann betete er hinter dem Makan Gebete, welche für die Rekas der Runden bestimmt sind, und betete nach seinem Gutdünken. Endlich, nachdem er von dem Wasser Zemzem getrunken und ebenfalls gebetet hatte, verliefs er den heiligen Ort, an welchem man die Runden machte, und kehrte nach seiner Wohnung zurück. Auf seinem Rückwege sah er Menschen, welche in einem gewissen Umfange der heiligen Orte versammelt waren. Seif Korkamas Raserei hatte sie in der Absicht versammelt, um das Geburtsfest zur Ehre des Propheten zu feiern. Als der Emir sich ihnen näherte und ehe er sie erreicht hat, löschten sie ihre angezündeten Lampen aus, worüber er Verdacht schöpfte. Er schickte Leute an sie ab, die ihm deutliche Aufklärung von ihrem Treiben verschaffen sollten. Man fand bei ihnen etwas vor, was sie unter der Form von Getränk zu sich nahmen, wie man etwa den Wein trinkt. Sie hatten Becher bei sich, die abwechselnd von Hand zu Hand im Kreise herumgingen. Korkamas war es, der ihnen den Becher credenzte. Als der Emir von diesem in Kenntnifs gesetzt

---

10) Ueber die Kaba oder Beit Allah (Haus Gottes, grofse Moschee in Mecca) siehe Niebuhr's Beschreibung von Arabien. Paris 1779. Th. II. pag. 224.

war, mifsbilligte er den Kaffee als gefährlich, und zwar um so mehr, als das Amt eines Mohtesibs, welches er bekleidete, ihm die Pflicht auflegte, das Gute anzuordnen und das Böse zu unterdrücken. Er erkundigte sich nach diesem Getränk, und man sagte ihm, dafs dasselbe, welches man Kahwa nenne, erst in neuerer Zeit in Gebrauch gekommen sei. Es wird durch Kochen der Schalen von den Bohnen bereitet, und aus den Ländern von Jemen zu uns gebracht. Man nennt die Bohnen: Bunn. Dieses Getränk sei in Mecca ziemlich allgemein geworden, und man verkaufe es in Mecca an Oertern, welche Aehnlichkeit mit den Schenken haben, und es versammeln sich an diesen Oertern Männer und Weiber mit Mohrentrommeln, Geigen und mit anderen musikalischen Instrumenten, und es vereinigen sich Leute an Oertern wo man Kaffee verkauft, welche Schach, Monkala und andere Spiele um Geld und andere Dinge spielen, welches nach dem heiligen Gesetz verbotene Dinge seien. Als der Emir dieses hörte, hielt er die ganze Sache für eine sehr schlimme. Er erinnerte sich dieser Worte [11]): Gott befiehlt uns Gerechtigkeit, gute Werke, Wohlthaten gegen den Nächsten zu üben, und er verbietet so das Laster, die Sünde und die Ungerechtigkeit, er giebt auch seine Winke um zu sehen, ob ihr darauf aufmerksam seid. Er erinnerte sich auch des Wortes des Propheten: Wenn einer von euch eine schlechte Handlung begehen sieht, so soll er sie mit der Hand verhindern, wenn er es so nicht kann, mit der Zunge, wenn er auch dieses nicht kann, mit seinem Herzen; dieses ist die letzte Stufe des Glaubens, oder wie andere behaupten, ohne dieses bleibt ihm nicht so viel vom Glauben übrig, als die Gröfse eines Senfkorns beträgt. Er bezeugte

11) Dieses ist im Alcoran Spr. 16. V. 92., in der Ausgabe von Hiebelmann enthalten.

den Personen, aus welchen diese Versammlung bestand, seinen Unwillen, löste die Versammlung auf und zerstreute sie. Den andern Morgen früh rief er die Kadhi des Islamismus und die Gelehrten zusammen, Leute, die durch Wissenschaften, religiösen Lebenswandel, Rechtschaffenheit, Enthaltsamkeit, Furcht Gottes und Frömmigkeit bekannt waren, deren Worte und Handlungen Nachahmung verdienen, sowohl von der Sekte Schafei, von der Sekte Malek, als auch von der Sekte Hanifa. Bei dieser Versammlung stellten sich ein: der Kadhi'lkodhat Nedjin-eddin Maleki, der Scheikh Schehab-eddin, Aufseher des Hauses Gottes, der Scheikh Afif-eddin-Abd-allah Jemáni Hadhrami Schafei, bekannt unter dem Namen Abu Kethir, der Scheikh und Imam Abd-alnebi Magrebi Maleki u. s. w. Der Kadhi'lkodhat Nesim-eddin Merschedi Hanefi entschuldigte sich wegen einer Unpäfslichkeit, die ihn nöthigte zu Hause zu bleiben. Man brachte in einem grofsen Gefäfs den Kaffee nebst einem Becher herbei. Der Emir Chairbek schlug der Versammlung vor, sich über den Gegenstand des Kaffee's, so wie über die schon beschriebene Weise der Versammlungen der Menschen zu berathen. Sie erwiederten einstimmig, dafs die Varsammlungen der Menschen beim Kaffee nach dieser Form zu verbieten seien, und dafs es sich für jeden, der die Macht habe, sich diesem zu widersetzen, gezieme, es zu thun. Was die Kaffeebohnen betrifft, Bunn genannt, sagten sie, so sind sie an sich selbst erlaubt durch das allgemeine Gesetz der Pflanzen, nach dem Ausspruch Gottes: Gott hat für euch alles, was auf der Erde ist, erschaffen. Wenn aber von der Abkochung der Schale der Bohnen dem Körper oder dem Geiste Nachtheil erwächst, oder wenn der Kaffee Trunkenheit, Wollust und Ausschweifungen in seinem Gefolge hat, so ist er verboten, selbst wenn ihn die Menschen einsam in ihren Wohnungen zu sich nehmen. Jedoch gehört die Beurtheilung dieses Punktes dem Ressort der Aerzte an. Als

der Emir Chairbek vernahm, dafs dieser Theil der Berathung dem Urtheile der Aerzte untergestellt werden sollte, so liefs er zwei sehr weise Scheikhe und Imam in die Versammlung rufen, den Nur-eddin Achmed Adjemi Cazerumi, und seinen Bruder Ala-eddin Ali, die ausgezeichnetsten unter den Aerzten in Mecca, welche den Scherif Berncat, Sohn Mohammeds, und seinen Bruder den Scherif-eddin Kaitbay, so wie die Kaufleute von Mecca und Djidda behandelten. Der Emir fragte sie über diese Bohne, aus deren Schale dieses Getränk bereitet werde. Diese Aerzte erwiederten, dafs es eine kalte, trockene Substanz sei, welche dem gesunden Körper Schaden bringe. Einer unter den Anwesenden, ein Mensch, der gar keine Kenntnisse der Arzneiwissenschaft hatte, machte ihnen Einwendungen, indem er sagte, dafs die Bohne in dem Werke, betitelt « Minhadj [12]) albeyan », aufgeführt sei, und dafs sie den Schleim auflöse. Die beiden Aerzte erwiederten, dafs die in jenem Werke beschriebene Bohne eine von dieser ganz verschiedene sei; denn diese sei ein einfacher, unzusammengesetzter Körper, und jene sei aus verschiedenen aromatischen Substanzen zusammengesetzt, dafs, obgleich die Bohne an sich erlaubt sei, sie zu bösen Handlungen verleite, und dafs jede gute Sache, die zu bösen Handlungen antreibe, zu verbieten sei, und dafs, wenn eine Sache zwischen dem Verbot und der Erlaubnifs schwanke, das Verbot vorangehe. Sie legten ihr Zeugnifs auf folgende Art ab: Ich bezeuge vor dem Scheikh Alislam Salah-eddin Schafei, und vor dem Scheikh Alislam Nedjen-eddin Maleki u. s. w. Mehre in der Versammlung Anwesende berichteten, gehört zu haben, dafs der Kaffee ein erlaubtes Getränk sei, und dafs sie ihn angewandt hätten, sich darauf stützend, dafs er

12) Deutlicher Wegweiser zur Anwendung der einfachen und zusammengesetzten Arzneimittel von Ibn Dshezla Ali Catib, Sohn Jsa's.

vermöge seiner ursprünglichen Natur erlaubt sei, dafs er aber ihre Sinne verwirrt hätte, dafs sie einen solchen Zustand verwerflich gefunden, dafs er ihren Verstand in Unordnung gebracht, und dafs sie durch den Kaffee an ihrem Körper Nachtheile erlitten hätten. Sie stellten ihr Zeugnifs über diesen Gegenstand, in Gegenwart der ganzen Versammlung, im Sinne der beiden Aerzte aus. Alsdann wurde dieser Beschlufs dem Kadhi'lkodhat Nesim-eddin Hanefi, welcher wegen Unpäfslichkeit der Versammlung nicht beiwohnen konnte, in seine Wohnung gebracht. Er gab sein Urtheil dahin ab, dafs er ähnliche Erfahrungen an dem Kaffee wie jene gemacht habe, und sprach sich dahin aus, dafs der Kaffee verboten sei. Der Scheikh Islam Nedjin Maleki dachte eben so, wie alle Anwesenden, und alle verharrten auf diesem Beschlufs. Als der Beschlufs über diesen Gegenstand gefafst war, und der Emir Chairbek sich davon vollkommene Ueberzeugung verschafft hatte, liefs er in Mecca, in der Mesa, an den verschiedenen Plätzen der Stadt und auf den Strafsen eine Verordnung bekannt machen, dafs es verboten sei, in Gesellschaft Kaffee zu trinken, und dafs jeder angehalten sei, sich dem zu widersetzen, welcher vom Kaffee Gebrauch mache. So endigte die Sache über diesen Gegenstand, und diese Verhandlung wurde in die Annalen der Staatsverwaltung eingetragen. Alles dieses trug sich zu am Vormittag des Freitags am 23sten des ersten Monats Rebi im Jahre 917.» Bis hierher ist der Inhalt der Bittschrift Wort für Wort wiedergegeben, ausgenommen was der Abkürzung wegen von den Titeln des Emirs, der Kadhis und anderer, so wie von der Aufzählung der Namen aller derer, die bei der Versammlung anwesend waren, weggelassen wurde.

Nun wollen wir die Unterschriften, wie sie gegeben wurden, aufzählen. Die Unterschrift des Kadhi'lkodhat Salah-eddin, Sohn des Dhahir-eddin, eines Schafeiten, war diese: «Lob sei Gott! auf ihn setze ich mein Ver-

trauen. Die Sache ist so, wie sie auseinandergesetzt, erklärt und enthüllt wurde.» Der Kadhi Abd-algani, Sohn des Abu Bekr Merschedi, ein Hanefit, unterzeichnete folgendermaafsen: «Lob sei Gott! ich vertraue alles mir Angehörige dem Willen Gottes! Die Sache verhält sich so, wie sie mir in meiner Wohnung, da ich mich gesetzlich entschuldigte, mitgetheilt wurde. Ich habe ebenfalls Beweise, dafs der Kaffee ein verbotenes Getränk ist, als welches es bezeichnet wurde. Gott führe uns den rechten Weg!» Der Kadhi Nedjin-eddin, Sohn des Abd-alwassab, Sohn des Jacob, ein Malekit, unterschrieb folgendermaafsen: «Gott sei gelobt, der in allen seinen Urtheilen gerecht ist! Herr! befreie uns von der Strafe, denn wir sind die wahren Gläubigen! Gieb uns jederzeit, sowohl wenn wir arbeiten, als wenn wir ruhen, deine Gnade! Gott, bewahre uns vor dem Bösen, und vor dem Anlafsgeben zur Lasterhaftigkeit. Mehre Personen von der ausgezeichnetsten Gelehrsamkeit und Bildung haben mir bezeugt, dafs der Kaffee dem Körper nachtheilig sei. Dies ist eine gänzlich erwiesene Thatsache, die sich so verhält, wie sie auseinandergesetzt wurde, und keinem Widerspruche unterworfen ist.» Das Erwähnen der Arten der übrigen Unterschriften ist ohne Nutzen, weil solches ohne Grund diese Schrift in die Länge ziehen würde; denn sie enthalten nichts anderes, als eine Uebereinstimmung des Inhaltes der Bittschrift, gestützt auf die in derselben entwickelten Eigenschaften des Kaffees, die übrigens nichts Wahres an sich tragen.

Die meisten dieser Männer kannten indessen die Wahrheit der Sache wohl, und machten beständig vom Kaffee Gebrauch. Sie hatten beim Unterzeichnen keinen anderen Zweck im Auge, als sich den Plackereien des Emirs zu entziehen; denn er war in dieser fraglichen Sache sehr streng, da die Leute ihn über diesen Gegenstand sehr aufgebracht, und bestärkt hatten, dafs er sich einen grofsen Ruhm und eine vorzügliche Belohnung erwerben werde.

wenn er den Gebrauch des Kaffee's untersagte. Aufserdem war der Emir in seinen Ausdrücken roh, hochmüthig gegen die Kadhis und andere ausgezeichnete Personen. Dies war der Grund, der besonders dazu beitrug, die Parthei der Feinde des Kaffee's zu unterstützen.

Niemand hatte den Muth, auf eine Prüfung der Sache zu bestehen, als der Scheikh Nur-eddin, Sohn des Naser, ein Schafeit, der in Mecca Mufti, Professor und Prediger war; denn dieser allein stand ihren Einwürfen entgegen. Allein dadurch zog er sich Verdriefslichkeiten zu, und einige von der Versammlung nannten ihn sogar einen Ungläubigen, wegen eines Wortes, das er im Verlaufe der Debatte hatte fallen lassen. Indessen waren seine Einwendungen im höchsten Grade gegründet, und es war nicht möglich, sich denselben zu entziehen und sich von den Fundamentalsätzen derselben loszuwinden, wenngleich die höchste Umsicht gegen dieselbe gebraucht wurde. Sie begnügten sich darauf nicht damit, sondern sie verläumdeten ihn in der Berathung, welche sie nach Aegypten sandten, und schilderten ihn darin ungerechterweise mit den häfslichsten Farben.

Die Berathung, welche sie mit der Bittschrift nach Aegypten sandten, ist folgenden Inhalts: « Was haltet ihr von einem Getränk, welches man Kaffee nennt, und welches in Mecca und anderen Orten so verbreitet ist, dafs man es selbst an den heiligen Orten zu sich nimmt? Es wird unter den Menschen mit einem Becher, aus einem anderen Gefäfs, im Kreise herumgegeben. Einige Leute, welche von diesem Getränke Gebrauch gemacht haben, und von demselben wieder abgestanden sind, haben erzählt, dafs, wenn man davon viel zu sich nehme, dasselbe berausche. Wahrheitsliebende Aerzte haben behauptet, dafs der Kaffee der Gesundheit nachtheilig sei. Sehr weise und fromme Leute von Mecca, deren Aeufserungen grofses Gewicht haben, haben den Gebrauch des Kaffee's untersagt. Hier ist indessen ein unwissender Zeuge, der sich selbst

zum Prediger aufgestellt und als ruchloser Mensch behauptet hat, dafs der Kaffee ein erlaubtes Getränk sei. Man fragte ihn, was er zu dieser Tasse sage, die nach obiger Art in der Runde herumgegeben wurde? Er erwiederte, unser Gesetzgeber hat keinen Anstand genommen, die Milch in der Runde herumzugeben. Man erwiederte ihm, dafs er sich irre, und dafs das Herumgeben der Milch im Kreise nicht auf diese Art statt gefunden habe. Soll der Kaffee auf die beschriebene Art zu trinken erlaubt sein, oder soll er, wegen seiner berauschenden Eigenschaft und nachtheiligen Wirkung auf den Körper, gänzlich verboten werden? Welches Verfahren soll man beobachten gegen den Unwissenden, der den Gebrauch des Kaffee's für erlaubt betrachtet? Soll der, welcher die Macht hat, diesen Mifsbrauch unterdrücken, den Gebrauch dieses Getränks verbieten, und diesen Thörichten und alle die, welche seiner Gesinnung sind, bestrafen oder nicht? Was verlangt hier das Gesetz? Ertheilt uns hierüber euren Rath, euren Lohn von Gott empfangend, und antwortet uns einfach und genau.»

Der Sultan Kanfu Gauri gab Befehl, dafs man ein Rescript entwerfen solle, um es nach Mecca senden zu können, welchem sogleich Folge geleistet wurde. Der Inhalt dieses Rescripts ist folgender: «Ich habe in Erfahrung gebracht, dafs Leute den Kaffee auf eine Art trinken, wie man den Wein trinkt, dafs sie berauschende Sachen ihm beimischen, dafs sie beim Genufs desselben nach den Instrumenten singen, tanzen, und in Berauschung verfallen. Nun ist es bekannt, dafs selbst das Wasser Zemzem, wenn man davon auf diese Art trinkt, eine verbotene Sache wird. Man untersage denjenigen, welche Kaffee trinken, es öffentlich zu thun und den Kaffee auf öffentlichen Strafsen herumzutragen.»

Obgleich dieses Rescript ebenfalls eine deutliche Erklärung des Verbotes des Kaffee's enthält, so ist es doch blofs auf die Berichte der Gegner des Kaffee's entworfen wor-

den. Trotz diesem findet man darin nichts, was auf ein Verbot des Kaffee's hindeutete, sondern nur auf ein Verbot des öffentlichen Gebrauches desselben, auf die besondere Weise, wie sie oben beschrieben wurde. Dieses beweist nicht, dafs der Kaffee an sich selbst verboten sei, was die Gegner des Kaffee's beabsichtigten, sondern die Vergleichung desselben mit dem Wasser Zemzem und die Beschränkung des Verbotes des Kaffeetrinkens ist eine Entscheidung, oder nähert sich einer solchen, dafs der Kaffee erlaubt, und das Trinken desselben auf eine andere, als die obige Art gestattet sei. Deswegen hat der Sultan den Kaffee in Cairo nicht verboten, wo der Sitz der Regierung und die Residenz des Sultans ist. Vielleicht hat er den Kaffeetrinkern, denselben öffentlich zu trinken, nur deswegen verboten, um Mifsbräuche zu verhindern, und aus Furcht, dafs man ihn auf jene verbotene Art zu sich nehme. Die Feststellung der Gränzen, innerhalb welcher das Rescript auf diese abgekürzte Weise verfafst ist, ist ein Beweis, dafs in dem Rescript auf die berauschenden und schädlichen Wirkungen des Kaffee's keine Rücksicht genommen wurde.

Siebentes Buch.

Dieser Abschnitt enthält einige Gedichte, von einigen ausgezeichneten Gelehrten und sehr berühmten, tugendhaften Männern verfafst, aus welchen man ersehen kann, dafs der Kaffee erlaubt und von vorzüglichem Nutzen sei:

«O Kaffee! du vertreibst das Heer der Sorgen, du bist der Gegenstand der Wünsche desjenigen, der sich den Wissenschaften hingiebt. Der Kaffee ist das Getränk des Volkes Gottes, in ihm ist Heilung für seine Diener, die nach Weisheit streben. Wenn der Kaffee mit den Schalen zubereitet wird, hat er den Geruch des Moschus, und die Farbe der Tinte. Niemand kennt die Wahrheit, als der

Verständige, der aus der schäumenden Mitte des Kaffee's den Schaum trinkt. Gott hat die Thoren des Kaffee's beraubt, welche mit unbesiegbarer Hartnäckigkeit ihn verdammen. Der Kaffee ist unser Gold, und an den Orten seines Ausschenkens sind wir im Genusse der edelsten und besten Gesellschaft. Der Kaffee ist ein eben so unschuldiges Getränk, als die reine Milch, er unterscheidet sich von ihr nur durch seine Schwärze. Verweile dich beim Kaffee an den Orten seines Ausschenkens; denn die Güte Gottes umhüllt die, welche an seinem Feste Antheil nehmen. Da ist die Zierde der Tapeten, die Süfsigkeit des Lebens, die Gesellschaft der Mitgäste, alles stellt das Bild des Aufenthaltes der Glückseligen dar. Dem Kaffee kann keine Sorge widerstehen, wenn der Mundschenk dir den Becher reicht, der ihn enthält. Es ist noch nicht lange, dafs er in Aden wuchs; wenn du zweifelst, so betrachte die Schönheit der Jugend, die ihn trinkt. Die Sorgen finden sich nicht an den Orten, wo er wächst. Die Sorgen gehorchen demüthig seiner Macht; der Kaffee ist das Getränk des Volkes Gottes, in ihm ist Heilung; dies ist die Antwort für jeden, der seine Eigenschaften kennen will. In seiner Flüssigkeit wollen wir die Widerwärtigkeiten des Lebens abwaschen, in seinem Feuer wollen wir die Sorgen verbrennen. Wer nur einmal das Gefäfs, worin er bereitet wird, gesehen hat, der verschmäht den Wein und seine Fässer. Herrliches Getränk! seine Farbe ist das Siegel seiner Reinheit, und die Vernunft zeugt zu Gunsten seiner Aechtheit. Trinke davon mit Vertrauen, und horche nicht auf die Reden der Thoren, die ihn ohne Grund verdammen.»

II.

II.

Homöopathische Versuche.

Mitgetheilt

von

Dr. Seidlitz,

Inspector des Ports und Oberarzt am Seehospitale in St. Petersburg.

Dr. Dahl an Dr. Seidlitz.

Orenburg, Januar 1834.

Gegenwärtigen Brief, lieber Seidlitz, auf den ich mich schon seit einiger Zeit vorbereitet habe, bitte ich, nicht etwa halb gelesen wegzuwerfen, oder mit der Bemerkung: ein Narr mehr in der Welt — bei Seite zu legen; sondern ich verlange, dafs Du ihm etwas Aufmerksamkeit schenkest; ihn zeigest, wenn Du es für gut findest, meinethalben auch in einer Sitzung Eurer ärztlichen Gesellschaft. Die Sache ist kürzlich diese:

Vor kurzem kam hier der Bruder unseres Dir wohlbekannten Gouverneurs an. Er machte uns einige Vorwürfe, dafs wir an seinem Bruder mit unseren allopathischen Pferdekuren offenbar wenig Gutes zuwege gebracht hätten. Du kennst meine Gesinnung, die Homöopathie anlangend; ich brauche Dir also kaum zu sagen, was ich antwortete. Allein ich mufste, wie gewöhnlich, zur Strafe eine ganze Litanei von homöopathischen Wunderkuren anhören, worauf ich mich denn zusammennahm und kurz entgegnete: Es gäbe, so viel ich wüfste, nur zwei Wege, auf denen der Mensch zur Erkenntnifs gelange, die fünf Sinne, und die Vernunft. Da ich nun aber auf keinem der beiden bisher hätte zur Ueberzeugung von der Wirksamkeit der Decilliontheile gelangen können, so bliebe mir ja wohl keine Wahl; ich könne nicht glauben, wogegen

sich Vernunft und Sinne hartnäckig sträuben. Was nun aber die von jedem Homöopathen jederzeit bereitwillig ausgekramten und aufgetischten hunderttausend Wunderkuren anlange, so sagen mir solche eben nichts weniger und nichts mehr, als s. v. sämmtliche durch Talismane, Besprechungen und sympathetische Mittel vollbrachte; die einen Hexenmeister sowohl, als die anderen, stellen ihre Zeugen, und diese sterben für ihren Glauben den Märtyrertod. Es liefse sich also wohl hierüber nicht streiten.

Da es nun aber doch eine wahre Nothzucht der menschlichen Vernunft ist, die Theorieen der homöopathischen Heilkunst gelassen anzuhören, so kann ich nun einmal den Unsinn nicht eher für Sinn erklären, als bis ich ihn an meinem eigenen Leibe versucht und erfahren. Die Homöopathen, mit denen ich bisher in Berührung gekommen bin, haben sich diesem Versuche entweder unter verschiedenen Vorwänden gänzlich entzogen — wie es z. B. einige gab, die mich versicherten: das Mittel wirke auf einen Ungläubigen nicht; — oder sie gingen den Versuch mit mir zwar ein, brachten aber schlechterdings nichts zuwege, wie z. B. ein ausländischer Arzt in Yassi. Folglich habe ich allen Grund, bei meinem Unglauben zu verharren, um so mehr, da ich das Glück oder Unglück gehabt, mehr als einmal geflissentlichen, nicht zweideutigen Betrug in dem Handeln einiger homöopathischen Aerzte zu entdecken.

Nach manchem aber- und abermaligen Hin- und Herreden, erklärte ich: die Kleinheit der Dosen sei dasjenige, was ich bei der ganzen Geschichte für den gröfsten Unsinn halte; dafs ich also, sobald deren Wirksamkeit an mir selbst dargethan würde, auch die Möglichkeit ihrer heilsamen Wirkung nicht verwerfen könne. Ich war so überzeugt, so bereitwillig zu einem jeden Versuche, dafs ich mich ernstlich erbot, die ganze homöopathische Apotheke, die eben vor mir stand, zu verzehren, obschon sie

einen homöopathischen Vorrath für die ganze jetzt lebende Generation enthielt. Dieses wurde mir zwar nicht gewährt; allein ich erhielt 6 Streukügelchen Carbo ligni, Dosis Morgens und Abends, wobei ich nicht einmal für nothwendig oder der Mühe werth hielt, eine strenge Diät zu beobachten, weil es denn doch alles auf eins hinauslaufen mufste. Zwei Tage nach einander hatte ich das Mittel fortgesetzt, den dritten fühlte ich mich unwohl. Ich glaubte, Dunst bekommen zu haben, und stellte den Versuch auf drei Tage ein; dann fing ich aber mit verdoppelter Gabe, mit 12 Kügelchen an. Gleich den anderen Tag schon befand ich mich sehr unwohl; merkte, dafs es weder Dunst, noch ein sonst mir schon bekanntes Uebel sei, allein ich schützte wieder ein zufälliges Erkranken vor, erholte mich während fünf Tagen, und nahm, als ich mich vollkommen wohl fühlte, Abends 15, und den Morgen darauf eben so viel Streukügelchen. — Da ward mir die sehr eindringliche Wirkung dieses wahnsinnigen Mittels zur Gewifsheit. Ein allgemein erhöhter Nervenerethismus, Unruhe, Angst; dann Knurren im Leibe, pappiger Geschmack, Schwindel, Druck auf den Schläfen, über den Augenhöhlen, Kopfweh, heftiges Obrensausen; endlich ein trockener Husten, mit einem sehr lästigen Drucke auf dem Brustbein, und eine so bedeutende Nervenverstimmung, dafs mir jedes Geräusch, lautes Sprechen, und besonders der Tabaksrauch, unaussprechlich zuwider wurden. Wie sehr ich mich gegen alle diese Empfindungen gesträubt habe, kannst Du leicht denken, allein ich unterlag. Ihr Dasein war so gewifs, wie das meinige. — Schwindel, Ohrensausen und ein sonst nie gekanntes Mifsbehagen, blieben mehre Tage. — Statt mir einzuwenden, dafs dieses Unwohlsein ja wohl auch zum zweiten- und drittenmale nach einander zufällig auf das Mittel erfolgte, sollst Du mir zu Liebe, das binde ich Dir auf Dein Gewissen, Versuche an Dir selbst anstellen. Das Factum steht: Decil-

liontheile unserer Medicamente, homöopathisch bereitet, wirken auf den menschlichen Körper. Mache einen Schluss daraus, wenn Du kannst.

Ich erwarte eine Antwort auf diesen Brief. — Weiter habe ich keine Versuche gemacht, auch niemanden behandelt.

Antwort.

St. Petersburg, März 1834.

Lieber Dahl,

Es ist hohe Zeit, dass ich auf Deinen Brief vom Januar antworte. — Ich hatte ihn niemanden noch mitgetheilt, und doch war er schon zum Stadtgespräch geworden, was mir sonst unbegreiflich wäre, wenn ich nicht aus Erfahrung wüsste, dass die Homöopathen, gleich den Mitgliedern geheimer Orden, sich von allen Ecken und Kanten der Welt Botschaften und Steckbriefe zusenden, wenn sie einen der unsern bekehrt zu haben, oder einzufangen glauben. — Die ganze Verdünnungs-Sippschaft gerieth in Aufruhr ob Deines letzten Katzenjammers nach der 30sten Verdünnung der Holzkohle. «Dahl ist bekehrt! Dahl ist Homöopath geworden!» — riefen sie schon von weitem Deinen Freunden zu; und wenn diese nicht wussten, wovon die Rede war, so erläuterten jene: «fragt nur den Seidlitz, der hat einen Brief von Dahl.» — Und nun wurde ich denn ohne Ende befragt — besonders aber heute, wo ich beim Collegen Person ein paar Dutzend Allopathen und einen Homöopathen antraf. Mich ermüdete das Erzählen des ewigen Einerlei, und ich versprach ihnen, Deinen Brief drucken zu lassen. Der Homöopath, eingedenk der Verfälschungskniffe seines Herrn und Meisters bei den Citaten im Organon, setzte schlau hinzu: «ich solle nur nichts weglassen, und nichts hinzufügen;» worüber ihn jedoch die Bemerkung beruhigte, dass nur

Homöopathen sich mit Verdünnungen und Verfälschungen abgäben. — Doch zur Sache:

Nachdem ich Deinen Brief gelesen und den Ernst darin begriffen, so schienen mir nur zwei Erklärungen Deiner, nach dem Verschlucken der Streukügelchen gehabten Empfindungen möglich. Entweder hatte man den Schabernack gespielt, in den Streukügelchen Dir etwas allopathisch Heilkräftiges zu geben; — oder die Spannung, in welche Deine Seele theils durch den Streit über einen so hochwichtigen Gegenstand, theils durch die Erwartung dessen, was nach dem Einnehmen kommen würde, versetzt war, hatte ein Uebelsein in Dir zum Ausbruche befördert, welches dazu nur einer Gelegenheitsursache bedurfte. So wirft ja ein Schreck, ein Kummer, ein gekränktes Ehrgefühl, ein Aerger manchmal den Menschen plötzlich aufs Krankenlager, weil durch den Seelenaffect die Kraft des Organismus, welche den Ausbruch der krankhaften Erscheinungen zurückhielt, aufgerieben wurde. — Hast Du nicht während der Cholera-Epidemie Menschen gesehen, bei denen durch ähnliche Seelenaffecte der furchtbarste Cholera-Anfall plötzlich entstand? Ohne solchen gewaltigen Anstofs hätte ihr Körper den Keim zu jener Krankheit noch allmählig überwinden können. — Erinnerst Du Dich noch jenes Dieners in Varna, bei dem, durch den unerwarteten Anblick eines im Felde liegenden Todten, die Pest so plötzlich ausbrach, dafs er binnen 12 Stunden starb? Auch bei ihm hatte der Schreck den schlummernden Krankheitsfunken schnell zur Flamme auflodern lassen. Doch was braucht's da noch der Beispiele, — das Factum: Seelenaffecte wirken auf den menschlichen Körper, steht fester da, als jenes von Dir, wie es mir scheint, zu voreilig angezogene: «Decilliontheilchen unserer Medicamente, homöopathisch bereitet, wirken auf den menschlichen Körper.» —

Mit Ruhe, mit Gleichgültigkeit hast Du nach dem Streite mit Deinem enthusiasmirten Gegner die Streukü-

gelchen nicht einnehmen können. Die Homöopathen gefallen sich freilich in der Verunglimpfung nicht nur unserer Kunst, sondern auch unsers Charakters, und behaupten gern, besonders in Gegenwart von Laien, uns Allopathen läge an dem Wohle der Menschheit, an dem Heilen der Kranken eigentlich gar nichts; nur ihr Herz sei für die edlen Gefühle der Menschlichkeit empfänglich, und dergl. mehr. — Solche Ausfälle sind zu gemein, als dafs man darauf viel zu antworten brauchte. Die Leidenschaftlichkeit, mit welcher die ersten Streiche gegen die neue Lehre geführt wurden, mit welcher sich zum Theil auch noch jetzt jeder neue Kämpe dem Unsinne widersetzt, oder hingiebt, zeugt doch wohl, dafs wir erkannte Wahrheiten nicht gleichgültig fahren lassen. Auch Dein Gemüth, ich wiederhole es, war nicht ruhig, als Du Dich zu den Versuchen entschlossest; ja war selbst dann noch nicht zur Ruhe gekommen, als Du Deinen Brief schriebst. Bei Dir war es diese Spannung der Seele, was die krankhaften Zufälle erregte; bei einem anderen ist es das, durch Erwartung gesteigerte Selbstgefühl des Organismus für die fast jederzeit vorhandenen Verstimmungen einzelner Nervenpartieen; ein dritter, der sich zu solchen Arzneiprüfungen hergiebt, lügt aus Gefälligkeit für seinen Versucher, ein vierter aus Gewohnheit. — Wiederhole jetzt, wiederhole zu verschiedenen Zeiten den Versuch, wenn Du keinen Gegner vor Dir hast, wenn Du durch keinen Meinungskampf aufgeregt bist, und sage dann, was Du empfindest. Gieb jemandem das Mittel ein, ohne dafs er es merkt, und siehe zu, ob er etwas fühlt, — dann erst ist der Versuch rein. —

Wie sehr die Erwartung der Dinge, die da kommen sollen, unsere Gefühle steigern, magst Du aus einem Falle abnehmen, dessen Wahrheit keinem Zweifel unterliegt. Er ist von Dr. Gruber in unserem medicinischen Zifferblatte erzählt: «Madame Stepanow, 48 Jahre alt, an einer schon bedeutend entwickelten tuberculösen Dyscrasie

leidend, war 1831 aus Saràtow angekommen, wo sie zwei Jahre homöopathisch war behandelt worden, und sich während dieser Zeit mit den Grundsätzen jener Doctrin ziemlich bekannt gemacht hatte. Gleich nach ihrer Ankunft wurde ich ihr Arzt, und behandelte sie vier Monate lang mit den gegen dieses Leiden bekannten Mitteln, wobei ihr Zustand, wie gewöhnlich in Fällen dieser Art, bald sich etwas besserte, bald sich verschlimmerte. Nach dieser Zeit aber erwachte ihre alte Vorliebe für die Homöopathie so sehr, dafs sie von mir dringend verlangte, homöopathisch behandelt zu werden. Nach langer Weigerung willigte ich ein, und gab ihr zwei Gran Milchzucker, mit der Versicherung, dafs es ein homöopathisches Arzneimittel sei, dessen Wirkungsdauer sich auf sechs Tage erstrecken werde. Als ich am folgenden Morgen sie besuche, werde ich mit ungewöhnlich heiterer Miene und folgenden Worten empfangen: «Nun, Doctor, man sieht, dafs Sie es noch nicht recht verstehen, mit homöopathischen Mitteln umzugehen.» — Wie so? — «Ihre Arznei hat eine solche Revolution in meinem Körper erzeugt, dafs ich in dieser Nacht nicht glaubte, den Morgen zu erleben; indessen danke ich ihnen doch dafür, denn heute befinde ich mich so wohl, wie ich es schon seit längerer Zeit nicht gewesen bin.» — Hierauf folgte nun das Herzählen einer grofsen Menge der verschiedensten Symptome, die kategorisch dem unschuldigen Milchzucker zugeschrieben wurden. Mit einem Worte, nachdem ich ihr auf diese Weise in einem Zeitraume von fünf Wochen sieben oder acht homöopathische Pülverchen, nämlich Milchzucker gereicht hatte, entdeckte ich ihr den Spafs. — Nach diesem ersten Versuche habe ich unter der Firma der Homöopathie noch einigemal den Milchzucker in verschiedenen Fällen, wo nichts zu versäumen war, mit ähnlichem Erfolge gereicht.» —

Dafs homöopathische Arznei-Prüfer aus Gefälligkeit gelogen und die Register der Arzneiwirkungen um ein Be-

deutendes vermehrt haben, davon sind private Beispiele genug bekannt, und mehre sogar öffentlich gerügt worden. Wie aber Leichtsinn, angewöhnte Lügenhaftigkeit und hundert andere Rücksichten da, wo bei solchen Versuchen gar nichts gefühlt wurde, noch gefühlt werden konnte, die Menschen zur Herzählung von Arzneisymptomen angetrieben, darüber liefsen sich aus den Archiven der neuen Heilmethode die reichlichsten Commentare schöpfen, so wie die Versuche, welche ich auf Dein Verlangen angestellt, mich davon zur Genüge überzeugt haben. Um dieser Versuche willen lasse ich sogar den Verdacht, als habe man Dir etwas allopathisch Wirksames gereicht, gänzlich fallen. —

Ich wünschte, bei der Prüfung der potenzirten Holzkohle recht sicher zu gehen, und erbat mir daher ein Fläschchen mit der 30sten Verdünnung von Carbo ligni, und ein Päckchen unarzneilicher Streukügelchen, von einem unserer Homöopathen, von Adam. Du weifst, wir waren früher sehr gute Freunde; unsere medicinische Glaubensverschiedenheit hatte mich haber schon seit einigen Jahren des Vergnügens seines Besuches beraubt. — Schneller kann kein Heidenbekehrer sich zu einem Menschen begeben, in dessen Seele er einige Spuren des erwachenden Glaubens bemerkt, als Freund Adam zu mir kam. Er brachte mir selber die verlangten Streukügelchen und die Arznei, zu deren Wirkungen die Homöopathen hinzufügen mögen: Holzkohlen nähern Freunde einander wieder, die sich fremd geworden. —

Das verhängnifsvolle Fläschchen lag also in der Schieblade meines Arbeitstisches. Ich wollte die Arznei zuerst an mir, und dann an mehren Feldscherern meines Hospitals versuchen. Da aber die Witterung zu jener Zeit (Mitte Februar) sich durch aufserordentliche Unbeständigkeit und durch tägliche grofse Schwankungen des Barometers auszeichnete, so wollte ich warten, bis unsere Atmosphäre wieder in Ruhe gekommen sei, um nicht zufäl-

liges Unwohlsein mit der eingenommenen potenzirten Arznei in Verbindung zu bringen. Diese Vorsicht hat mich vielleicht von einer ähnlichen Uebertreibung, wie Du sie begangen, gerettet; denn nach ein paar Tagen bekam ich ein Catarrhalfieber mit Brustaffection, so dafs ich das Bette hüten mufste. — Holla! dachte ich, wenn die Arznei in der Schieblade schon so eindringlich wirkt, was wird sie nicht im Magen anrichten! Ich konnte aber erst in der vorigen Woche wieder daran denken, die Versuche anstellen zu lassen, und um durchaus keinen Einflufs auf die Feldscherer zu üben, und keine Augendienerei zu veranlassen, so übergab ich den Doctoren Netschajeff und Gödechen Päckchen mit holzkohlig potenzirten Streukügelchen und bat sie, dieselben bei denjenigen Subjecten anzuwenden, die in ihren Krankensälen functionirten. Dr. Gödechen begann seine Versuche am 13. März mit Beobachtung aller möglichen Formalitäten, und bestimmte für jeden der Versuchenden ein Blatt, worauf täglich die statt gehabten Arzneiwirkungen zu Protocoll genommen wurden Dr. Netschajeff verfuhr nicht so formell: er wählte am 14. März fünf der Feldscherer aus, nahm sechs Tage lang des Morgens in ihrer Gegenwart zuerst selber die Streukügelchen, und gab sie dann seinen Arznei-Prüfern. Es gehört nur wenig Kenntnifs der menschlichen Seele dazu, um gleich zu errathen, dafs die Resultate bei beiden verschieden ausfielen. Ja, ohne dafs ich es Dir sage, wirst Du schon merken, dafs die Versuche des Dr. Netschajeff ein negatives Resultat lieferten, während die Feldscherer des Dr. Gödechen wahre Märtyrer der potenzirten Arzneien wurden. Und doch sage ich Dir, dafs Dr. Gödechen's Resultate den blindesten homöopathischen Köhlerglauben umstofsen müssen; höre nur geduldig zu.

Dr. Netschajeff nahm also selbst sechs Tage lang Morgens die holzkohlig potenzirten Streukügelchen zu 6 bis 8 Stück ein, und mit ihm verschluckten fünf Feldscherer

ähnliche Quantitäten des Mittels, — aber weder er, noch die Feldscherer empfanden irgend ein Unwohlsein. Nur einer von den letzten wollte am ersten Tage eine Neigung zum Schlafe, und ein anderer am fünften Tage eine etwas stärkere Absonderung von Speichel bemerkt haben. Das ist alles, was Dr. N. bei dem sorgfältigsten Forschen an sich und den Feldscherern herausbringen konnte, und worüber er mir eine schriftliche Mittheilung machte, die ich als Document bewahre [1]).

Gegen dieses durchaus negative Resultat könnte immer noch eingewandt werden: «Die 30ste Verdünnung war überhaupt zu schwach, man hätte die 6te. 10te u. s. w. nehmen sollen.» Die Homöopathen wollen aber schon nicht mehr das Wort «Verdünnung» zulassen — da es ihnen denn nach gerade einleuchtet, dafs die Zertheilung eines Granes in Decilliontheile physisch unmöglich ist — sondern sprechen nur von Potenzirung, so dafs eine höhere Verdünnung eigentlich eine höhere Potenzirung des Mittels, eine stärkere Entwickelung seiner Kraft andeutet. Mithin ist gegen die angewandte Verdünnung nichts einzuwenden, um so weniger, da dieselbe sich ja in Dr. Gödechen's Versuchen doch wirksam erwiesen hat.

Bei diesen letzten Worten höre ich schon das liebliche «brekekekex koax koax, brekekekex koax koax» der theuren Homöopathen, denen meine Epistel zu Gesichte kommt. Sie greifen rasch zur Schere, um jene Zeilen aus ihrem Zusammenhange herauszuschneiden und dem homöopathischen Archive mit Vor- und Nachwort von ihrer eigenen Fabrik einzuverleiben. Ich verwahre mich aber feierlichst gegen alle Verstümmelung und Verfälschung dieser Epistel, und lege sie selbst in irgend ein ehrenwerthes allopathisches Archiv als Document nieder. —

---

1) Auch Dr. Bogosloffsky hat die holzkohlig potenziirten Streukügelchen mehre Tage lang, ja bis zu 25 Stück auf einmal eingenommen, und nichts empfunden! —

Unter Dr. Gödechen's Anleitung begannen also
7 Feldscherer am 13. März,
4 — — 14. — und
1 — — 15. —
die Versuche, und setzten sie bis zum 18. März (incl.) fort.

No. 1. Fedor Jefimoff, 17 Jahre alt, gesund, nahm am 13. März Morgens 10 Uhr 8 holzkohlig potenzirte Streukügelchen ein, empfand nach einer halben Stunde Stirnkopfschmerz, Schwindel, Gesichtsverdunkelung, Brennen des Gesichts, Schwäche — welche Symptome nach zwei Stunden verschwanden.

Am 14. März empfand er eine halbe Stunde nach dem Einnehmen von 10 solcher Streukügelchen blofs Stirnkopfschmerz, der eine Stunde dauerte.

Am 15. März empfand er drei Stunden nach dem Einnehmen von 12 solcher Streukügelchen Stirnkopfschmerz, Schwindel, Gesichtsverdunkelung, und es brach ein allgemeiner Schweifs aus. Alle Symptome verschwanden nach 5 Stunden.

Am 16. März erhielt er 14 unarzneiliche Streukügelchen. Nach zwei Stunden empfand er Stirnkopfschmerz, Schwäche, Schweifs und Hitze am ganzen Körper — welche Symptome nach drei Stunden verschwanden.

Am 17. März empfand er eine halbe Stunde nach dem Einnehmen von 18 unarzneilichen Streukügelchen Kopfschmerz, Gesichtsverdunkelung, Brennen des Gesichtes — welche Symptome nach zwei Stunden wichen.

Am 18. März empfand er eine halbe Stunde nach dem Einnehmen von 18 unarzneilichen Streukügelchen Kopfschmerz, Verdunkelung des Gesichtes, Ohrenklingen, Zusammenfluſs von Speichel im Munde — welche Symptome nach zwei Stunden verschwanden.

Am 19. März befand er sich wohl.

No. 2. Ivan Jefimoff, 18 Jahre alt, gesund, erhielt am 13. März Morgens 10 Uhr 8 holzkohlig potenzirte Streukügelchen, und empfand nach einer Stunde

Schwindel, Uebelkeit, Zusammenfluſs von Speichel im Munde, Stirnkopfschmerz — welche Symptome nach zwei Stunden wichen.

Am 14. März empfand er nach dem Genusse 10 solcher Streukügelchen ganz dieselben Symptome, welche fünf Stunden anhielten.

Am 15. März empfand er nach 12 solcher Kügelchen ganz dieselben Symptome, welche 8 Stunden anhielten.

Am 16. März bekam er 14 unarzneiliche Streukügelchen, und empfand ganz dieselben Symptome, welche sechs Stunden anhielten.

Am 17. März, nach 16 unarzneilichen Streukügelchen — dieselben Symptome, welche sechs Stunden anhielten.

Am 18. März erhielt er nichts, und befand sich wohl.

No. 3. Denis Selivanoff, 17 Jahre alt, empfand schon 10 Minuten nach dem Genusse von 8 potenzirten Streukügelchen Uebelkeit, Schwindel, Hitze im Kopfe, Stirnkopfschmerz, Gesichtsverdunkelung und Schwäche — welche Symptome drei Stunden anhielten.

Am 14. März empfand er eine Viertelstunde nach dem Einnehmen derselben Streukügelchen ganz eben solche Symptome, die nach zwei Stunden schwanden.

Am 15. März, nach 12 potenzirten Streukügelchen, dieselben Symptome, nebst Zusammenfliefsen des Speichels im Munde. Alles schwand nach Verlauf einer Stunde.

Am 16. März empfand er eine Viertelstunde nach dem Genusse von 14 unarzneilichen Streukügelchen ganz dieselben Symptome, selbst das Speicheln, und wurde erst nach zwei Stunden von ihnen befreit.

Am 17. März dauerten die Symptome sogar noch vier Stunden lang nach dem Genusse von 16 unarzneilichen Streukügelchen fort.

Am 18. März wurden ihm 18 unarzneiliche Streukügelchen gegeben; nach einer Viertelstunde dieselben

Symptome in heftigem Grade, ihre Dauer erstreckte sich auf drei Stunden.

Am 19. März erhielt er nichts, und befand sich vollkommen wohl.

Diese Feldscherer hätten, wie Du, «von der sehr eindringlichen Wirkung dieses wahnsinnigen Mittels» schreiben können, und wären unfehlbar ein trefflicher Eckstein zum Baue des homöopathischen Tempels geworden, wenn ich nicht am vierten Tage der Versuche das Gegenexperiment angestellt hätte, wo es sich denn ergab, dafs nach den unarzneilichen Streukügelchen ganz dieselben Symptome auftraten, wie nach den potenzirten. Wenn aber zwei Dinge unter denselben Umständen dieselben Wirkungen hervorbringen, so sind die zwei Dinge einander gleich: ergo

potenzirte Streukügelchen = unarzneilichen Streuküg.

quod erat demonstrandum!

Doch wollen wir fortfahren in der Analyse unserer Versuche.

No. 4. Stepan Spiridonoff, 17 Jahre alt, erhielt am 13. März Morgens 10 Uhr holzkohlig potenzirte Streukügelchen, und empfand nach einer Viertelstunde Uebelkeit, Speicheln; vier Stunden später Hitze und Schmerzen in der Stirngegend, Schweifs — was eine Stunde anhielt.

Am 14. März trat fast im Augenblicke des Einnehmens von 10 potenzirten Streukügelchen Schweifs und Hitze im Gesichte, Uebelkeit und Speicheln ein, was erst Abends nach dem Genusse von Thee verging.

Am 15. März erschienen im Augenblicke des Einnehmens von 12 potenzirten Streukügelchen Speicheln, Kopfschmerz, Schwindel, und dauerten drei Stunden lang.

Am 16. März erhielt er 14 unarzneiliche Streukügelchen, und empfand nach einer halben Stunde Kopfweh und Speicheln, was drei Stunden lang anhielt.

Am 17. März entstanden eine halbe Stunde nach dem

Genusse von 16 unarzneilichen Streukügelchen Kopfschmerzen und Schwindel, was drei Stunden lang anhielt.

Am 18. März stellten sich fünf Minuten nach dem Genusse von 20 unarzneilichen Streukügelchen Kopfschmerzen und Speicheln ein, was jedoch nach einer Viertelstunde wieder verschwand.

Am 19. März ward nichts gereicht, und nichts empfunden.

Aber ich selber empfinde in diesem Augenblicke ein Zusammenfliefsen von Speichel im Munde, weil ich mir lebhaft die rüstigen Feldscherer vor dem Dr. Gödechen in Reihe und Glied aufgestellt vorstelle, und sehe, wie sie erwartungsvoll die Zuckerkügelchen mit ihren vortrefflichen Zungen aufnehmen.

No. 5. Nikolai Zykoff, 30 Jahre alt, erhielt am 13. März Morgens 10 Uhr 8 holzkohlig potenzirte Streukügelchen, und empfand nach einer Viertelstunde Schläfrigkeit, Uebelkeit, Schwindel und Hitze im Gesichte; welche Symptome nach 20 Minuten verschwanden.

Am 14. März empfand er eine Viertelstunde nach dem Einnehmen von 10 potenzirten Streukügelchen Uebelkeit und Zusammenfluss von Speichel im Munde, welche Symptome nach einer Viertelstunde verschwanden.

Am 15. März, eine halbe Stunde nach dem Genusse von 12 potenzirten Streukügelchen — dieselben Symptome, welche eine Viertelstunde anhielten.

Am 16. März entstand eine halbe Stunde nach dem Einnehmen von 14 unarzneilichen Streukügelchen Zusammenfliefsen von Speichel im Munde, was fünf Minuten anhielt.

Am 17. März entstand drei Viertelstunden nach dem Einnehmen von 16 unarzneilichen Streukügelchen dasselbe Symptom nebst Stirnkopfschmerz, beides verging nach einer Viertelstunde.

Am 18. März, nach 20 unarzneilichen Streukü-

gelchen, entstand wieder Zusammenfliefsen von Speichel, was fünf Minuten lang anhielt.

Am 19. März erhielt er nichts, und empfand nichts.

No. 6. Jefim Abakumoff, 16 Jahre alt, erhielt am 13. März Morgens 10 Uhr acht potenzirte Streukügelchen, und empfand nach einer halben Stunde Kopfschmerz, Wärme im Gesichte, Uebelkeit, Zusammenfliefsen von Speichel im Munde.

Am 14. März empfand er im Momente des Einnehmens von 10 potenzirten Streukügelchen Stirnkopfschmerz, Schwäche, Gesichtsverdunkelung, was alles nach anderthalb Stunden verging.

Am 15. März, nach 12 potenzirten Streukügelchen, dasselbe.

Am 16. März empfand er nach 14 unarzneilichen Streukügelchen gar nichts.

Am 17. und 18. März nach 16 unarzneilichen Streukügelchen ebenfalls gar nichts.

« Da haben wir's! Brekekekex koax! Brekekekex koax! da ist doch die eindringliche Wirkung der potenzirten Streukügelchen klar; denn Brekekekex koax koax! Brekekekex koax koax! »

Nur Geduld! Am 27. März liefs ich durch Dr. Gödechen den Gegenversuch anstellen: derselbe Feldscher bekam 10 holzkohlig potenziirte Streukügelchen, und — empfand gar nichts! Offenbar war er durch die eben nicht tödtlichen Eigenschaften der bisher verschluckten Streukügelchen beruhigt, und gegen den homöopathischen Zauber schufs- und stichfest geworden. Denn von nun an empfand er nichts mehr, man mochte ihm potenzirte oder unarzneiliche Streukügelchen geben. So war auch unter den Feldscherern, welche ihre Versuche am 14ten März begannen, ein kleiner, dicker, phlegmatischer Bursche, Semen Karnejeff, der von Anfang bis zu Ende der Versuche gar nichts empfand, man mochte ihm potenzirte

oder unarzneiliche Streukügelchen geben. — Dieser Junge mufs an Leib und Seele sehr gesund sein!

Pour la bonne bouche bewahrte ich Dir aber die Versuche

No. 7. mit Gavrilo Akutin auf. Dieser 18jährige, blühend aussehende Junge, von lebhaftem Charakter, hat einen Herzfehler, und wahrscheinlich auch eine Erweiterung des Aortenbogens. Du weifst, wie die mit solchen Leiden behafteten Menschen für die leisesten Gemüthsaffecte empfänglich sind, wie sie durch jede Kleinigkeit bewegt und aufgeregt werden können, wie sehr leidenschaftlich und aufbrausend ihr Charakter ist. — Plötzlich aufsteigende Röthe der Wangen, Herzklopfen, Beschleunigung des Athmens; eine Menge von anderen nervösen Erscheinungen folgen oft auf geringfügige Gemüthsbewegungen. Jener Akutin gehört zu diesen beklagenswürdigen Menschen, und Du wirst sehen, dafs der Eindruck des homöopathischen Hokuspokus auf ihn weit stärker war, als auf gewöhnliche Feldscherer.

Am 13. März Morgens 10 Uhr bekam er acht holzkohlig potenzirte Streukügelchen, und empfand nach einer Stunde Uebelkeit, Zusammenfliefsen von Speichel im Munde, Schwäche, Kopfweh, Verdunkelung des Gesichtes. Nach zwei Stunden afs er zu Mittag, und brach das Genossene aus; eben so brach er sein Abendessen aus.

Am 14. März entstanden eine halbe Stunde nach dem Einnehmen von 10 potenzirten Streukügelchen dieselben Symptome, nur hatte er beim Mittagessen kein Erbrechen, wohl aber beim Abendessen. Die Arzneiwirkungen dauerten bis Abends 10 Uhr, und vergingen durch den Schlaf.

Am 15. März erhielt er 12 unarzneiliche Str. Kug. [1] und

1) Da Akutin so stark afficirt wurde, so liefs ich bei ihm die Gegenversuche mit den unarzneilichen Streukügelchen einen Tag früher anfangen, als bei den übrigen Feldscherern.

und empfand schon nach drei Minuten Zusammenfliefsen von Speichel im Munde, Schwindel, Stirnkopfschmerz, Ohrensausen und Ohrenklingen, Verdunkelung des Gesichts — welche Symptome den Menschen bis zum Abend quälten, und erst durch den Schlaf ganz vergingen.

Am 16. März erhielt er 14 unarzneiliche Streukügelchen, und empfand nach einer halben Stunde ganz dieselben Symptome, wie gestern, welche auch bis zum Abend anhielten.

Am 17. März weigerte er sich mit Bestimmtheit, die Streukügelchen einzunehmen, da er von dieser Arznei zu viel leide. Er erhielt also nichts, und befand sich diesen, wie die folgenden Tage ganz wohl.

Dieses Wohlbefinden an Tagen, wo gar keine Streukügelchen gegeben wurden, widerlegt im Voraus den Einwurf, den orthodoxe Homöopathen aus der erdichteten Nachwirkung ihrer gekräftigten Arzneien schöpfen möchten. Selbst wenn sie zu der Behauptung ihre Zuflucht nähmen: «drei Tage lang gegebene potenzirte Streukügelchen bringen noch drei andere Tage lang dieselben Symptome hervor» — so kämen sie doch ins Gedränge; denn drei andere Feldscherer (Ivan Palkin, Nicolai Sinovieff und Ananii Wassiljeff), welche am 14. März ihre Versuche begannen, nahmen nur zwei Tage lang die potenzirten Streukügelchen ein, — ja ein vierter, Michail Jedomski, sogar nur einmal; — und alle fuhren am 16. 17. und 18. März nach dem Genusse der unarzneilichen Streukügelchen fort, über dieselben Erscheinungen zu klagen, die sie am 14. und 15. März gehabt hatten; ja manche behaupteten sogar, noch stärker afficirt worden zu sein! Dr. Gödechen äufserte schon den Verdacht, ob nicht die unarzneilichen Streukügelchen auch zufällig potenzirte seien? was ich mit gutem Gewissen verneinen konnte. Um ihm jedoch allen Zweifel zu nehmen, bat ich ihn, er möchte ohne alle Formalitäten und in meiner Gegenwart den Feldscherern einer anderen Hospital-Ab-

theilung, in der wir uns gerade befanden, unärzneiliche Streukügelchen darreichen. Er that dies am 18ten März bei dreien — keine Symptome! — Am 19ten März wieder — keine Symptome! — So hatte also die minder auffallende Art des Versuchens, und vielleicht auch meine Gegenwart, diese Feldscherer darüber beruhigt, dafs Dr. G. ihnen doch wohl kein Gift gegeben habe. Sie waren sogar so zuversichtlich geworden, dafs sie auch bei einem dritten Versuche, wo Dr. G. ihnen potenzirte Streukügelchen darreichte, gar nichts empfanden, und bewiesen somit, dafs Ruhe der Seele das erste Erfordernifs zur Anstellung von richtigen Beobachtungen an sich und an anderen sei!

Ich glaube, Deinen Auftrag gewissenhaft erfüllt zu haben, und danke Dir zugleich, dafs Du mir Gelegenheit gegeben hast, meine eigene Ueberzeugung von der Nichtigkeit des wahnwitzigen homöopathischen Treibens und Webens, das wie eine epidemische Geisteszerrüttung auf unserem Jahrhundert lastet, durch jene Versuche zu befestigen. Aufserdem liefern sie mir einen interessanten Beitrag zur Seelenkunde des Menschen, und zu der Macht der Einbildung auf physische Empfindungen; denn es würde mir nicht schwer fallen, nach den bei den Versuchen geäufserten Empfindungen die Charaktere meiner Feldscherer zu classificiren, und diejenigen unter ihnen zu bezeichnen, welche eine Krankheitsanlage haben.

Dein *Seidlitz.*

P. S. Es wird wohl überflüssig sein, Dir noch über eine zweite Reihe von Versuchen, die ich durch Dr. Gödechen vom 27. März bis zum 2. April an denselben Subjecten anstellen liefs, weitläufige Rechenschaft abzulegen. Ich kann Dich versichern, dafs die Resultate ganz dieselben waren, wie das erstemal, mit der Zugabe, dafs nun schon mehre sich zur Parthei des phlegmatischen Semen Karnejeff schlugen, und gar nichts empfanden, sie

mochten potenzirte oder unpotenzirte Streukügelchen einnehmen. — So ward ein Poltron, der, als er einen Schufs hörte, für todt hinstürzte, zu einem wahren Bramarbas, da er allmählig gewahrte, dafs er noch nicht gestorben sei.

III.

Gutachten über den im Jahre 1831 im Waluikischen Kreise des Woronesnschen Gouvernements, im Dorfe Mandrowo, unter Menschen erschienenen epidemischen Milzbrand.

Von

Dr. Tschetirkin,

Kaiserl. Russ. Hofrath und Stabsarzt.

Aus dem Russischen

von

Dr. M. Magaziner,

Staatsrath und Ritter.

[Aus dem Medicinischen Journal für Militärärzte. Bd. XXI. No. 3. 1833.] [1])

I.

Actenstück hinsichtlich der medicinisch-polizeilichen Untersuchung über diese Krankheit.

Auf Requisition des Commandeurs des Finnländischen Dragonerregiments, des Herrn Obersten und Ritter Dmi-

---

1) Dieses Journal, welches viele vortreffliche Originalaufsätze und eine Auswahl von Uebersetzungen enthält,

trijew, vom 28. Januar 1831, in Folge eines an ihn vom Waluikischen Kreisamte ergangenen Schreibens, und in Bezug auf meinen früheren mündlichen Bericht, wurde von mir in Beisein des Adelassessors Hrn. Antonow, und des intermistischen Kreissachwalters Herrn Glazunow, eine Untersuchung in dem, dem Grafen D... gehörenden Dorfe Mandrowo, hinsichtlich der sich in diesem Dorfe zeigenden epidemischen Krankheit, angestellt, wobei sich folgendes ergab: Am 28. Januar des Morgens meldete sich bei mir der Verwalter des Dorfes Mandrowo, Wassiliy Lobow, und erklärte mir, dafs in diesem Orte, welcher 17 Werste von Waluika entfernt liegt, den 20sten desselben Monats ein herrschaftlicher Diener, Namens Andrei Klimenkow, erkrankt sei, indem derselbe ein heftiges Brennen unter der Herzgrube, Uebelkeiten, Neigung zum Erbrechen und Schmerzen im ganzen Unterleibe, besonders in der linken Seite, in der Milzgegend empfunden habe. Nachdem diese krankhaften Erscheinungen, besonders das Gefühl von Brennen unter der Herzgrube, allmählich zugenommen hatten, starb derselbe bereits am zweiten Tage. — Den 25sten desselben Monats des Morgens beklagte sich ein anderer Diener, Peter Medwedenko, über eben solche Zufälle, zu denen sich oft wiederkehrende Krämpfe und Erbrechen einer grünen Flüssigkeit gesellten, wonach derselbe in 24 Stunden verschied. — Denselben Tag Abends verfiel der dritte Diener, Grigoriy Klimenkow, in eine ähnliche Krankheit, besonders litt er an

---

wird von dem Medicinischen Departement des Kriegsministeriums unter der unmittelbaren Leitung des General-Inspectors des Militär-Medicinalwesens, des Herrn Geheimen Rathes, Kaiserlichen Leibarztes und Ritters Baronet J. W. v. Wylie, herausgegeben, durch dessen unaufhörlich unermüdetes Bestreben die russische Kriegsarzneikunde zu einer solchen Stufe der Vollkommenheit gebracht worden ist, dafs wir in dieser Hinsicht uns frei mit den Ausländern messen können.

Anmerk. des Uebers.

Brennen in der Herzgrube und an Schmerzen im Unterleibe, denen er den 27sten unterlag. — Der Dorfverwalter sagte ferner, dafs alle diese Kranken bei vollkommener Besinnung gestorben, und dafs ihre Körper bald nach dem Tode in Fäulnifs übergegangen wären. Alle drei waren immer von sehr guter Aufführung gewesen, sie hatten in abgesonderten Häusern gewohnt, und nur einer von ihnen hatte zuweilen im herrschaftlichen Hause Dienste verrichtet, woher der Verwalter schlofs, dafs allem Anscheine nach keine allgemeine Ursache ihres Todes anzunehmen sei. Aufserdem hatten sich noch am 28sten Zeichen einer ähnlichen Krankheit bei einer Frau, zwei anderen Dienern und einem Bauer gezeigt.

Da ich den Verdacht hegte, dafs hier die sogenannte sibirische Seuche im Aufkeimen sein könne, so rieth ich dem Verwalter, sogleich von diesem Ereignisse das Kreisamt in Kenntnifs zu setzen; ich selbst aber rapportirte darüber dem Regimentschef, in der Absicht, das ganze Regiment damit bekannt zu machen, und um die Communication mit den Einwohnern des Dorfes Mandrowo zu unterbrechen. Ohne Zeitverlust schickte ich darauf einen meiner Feldscherer, auf den ich mich ganz verlassen konnte, in das Dorf, und versah ihn sowohl mit Vorschriften zur Vorsicht wegen eigener Ansteckung, als auch mit Arzneimitteln für die Neuerkrankten. Da ich aus den mir mitgetheilten Symptomen der Krankheit einen entzündlichen Zustand der Milz annehmen zu müssen glaubte, so verordnete ich, einem jeden Neuerkrankten Blut zu lassen, nöthigenfalls auch Blutegel auf die linke Seite zu setzen, und ein säuerliches Getränk aus Wasser mit Salzsäure und Moosbeerensyrup zu reichen.

Wegen der Abwesenheit der Mitglieder des Kreisamtes, und wegen der Kürze der Wintertage, war es unmöglich, denselben Tag die Untersuchung vorzunehmen; aber am anderen Tage nach unserer Ankunft, den 29. Januar, besuchte ich gleich des Morgens die Kranken im be-

nannten Dorfe, deren Zahl vier betrug. Sie klagten alle über das Gefühl eines unerträglichen Brennens in der Herzgrube, über Hitze und über Schmerz in der oberen Bauchgegend, besonders nach der linken Seite in der Gegend der Milz, die auch bei der Berührung äufserst schmerzhaft und empfindlich war; sie hatten Uebelkeit ohne anderweitige Magenzufälle, und konnten nicht auf der Seite liegen; im Munde spürten sie Trockenheit ohne grofsen Durst, und überdies belästigte sie heftiges Herzklopfen. Nach einem reichlichen Aderlasse, und nach säuerlichen Getränken verschwanden bei zweien fast alle Zufälle, die beiden anderen hatten grofse Erleichterung.

Nachdem alle Vorsichtsmaafsregeln getroffen waren, schritt ich mit den Herren Mitgliedern des Kreisamtes zur Besichtigung der Leichen, von denen nur eine beerdigt worden war. Der erste, den man einer anatomischen Untersuchung unterwarf, war Grigoriy Klimenkow; das Zimmer, worin er lag, wurde früher durch Mineralräucherungen gereinigt, und der Feldscherer, der die Section verrichten sollte, bestrich sich die Hände mit Oel. Der Verstorbene war ungefähr 50 Jahre alt, von magerem, aber starkem Körperbaue. Auf der äufseren Oberfläche des Körpers waren, aufser einem blauen Flecke auf der linken Seite, keine anderen Zeichen zu bemerken. Nach der Aussage der Frau des Klimenkow und seiner Hausgenossen, war derselbe wirklich von allen jenen Leiden heimgesucht worden, von denen der Verwalter früher erzählt hatte, und erst nach dem Tode war jener blaue Fleck auf der linken Seite erschienen, so wie sich vor dem Munde und der Nase Jauche gezeigt hatte, die aber abgewaschen worden war. Die Leiche verbreitete keinen besonders starken Fäulnifsgeruch. In der Voraussetzung, die Ursache des Todes im Unterleibe zu finden, wie auch, um durch Oeffnung der anderen Höhlen keine Veränderung der Lage in den wirklich krankhaften Theilen zu verursachen, liefs ich mit aller Vorsicht zuerst die Bauchhöhle öffnen. Nach

Wegnahme der allgemeinen Bedeckungen war, wahrscheinlich wegen der Kälte in der ungeheizten Stube, in welcher der Leichnam lag, und wegen des mageren Körperbaues desselben, kein starker Fäulnifsgeruch zu bemerken. Am Bauchfelle zeigten sich hin und wieder Spuren der Entzündung; der Magen und die Gedärme waren von Gasarten ausgedehnt, und ihre innere Oberfläche entzündet. Die Leber hatte eine gelbliche Farbe, übrigens aber war nichts Krankhaftes in derselben zu entdecken; die Gallenblase war mit Galle angefüllt. Bei dem ersten Berühren der Milz, deren Umfang vergröfsert war, floís aus ihrem hinteren Theile schwarzes Blut, und wir fanden daselbst ein tiefes, brandiges Geschwür, von der Gröfse zweier Silberrubel. Die ganze Substanz dieses Eingeweides war mürbe, und mit schwarzem, dickem Blute angefüllt. In der Brusthöhle und in der Kopfhöhle wurde alles im natürlichen Zustande angetroffen, und konnte in denselben keine krankhafte Veränderung wahrgenommen werden. Da nun hiermit die Section dieses Leichnams beendigt war, und im Zimmer von aus dem Magen und den Gedärmen entwickelter Luft sich ein fauliger Geruch verbreitet hatte, so befahl ich dem bei dieser Leichenöffnung thätig gewesenen Feldscherer, sich die Hände mit einer Auflösung von Chlor abzuwaschen, das Zimmer auszuräuchern und zu reinigen, und begab mich zum zweiten Todten, Peter Medwedenko, den man, wegen schnell eingetretener Fäulnifs, auf dem Kirchhofe in eine Gruft gelegt hatte. Dieser war ungefähr 20 Jahre alt; das Gesicht und der ganze Körper waren blauroth und aufgedunsen, besonders aber der Unterleib. Nach Entkleidung des Leichnams zeigte es sich, dafs derselbe gar nicht so hart gefroren war, als man bei einer Kälte von 15 Gr. R. hätte erwarten sollen. Auch bei diesem Leichnam fand sich auf der linken Seite in der Milzgegend ein breiter blauer Fleck vor, unter dem alle weichen Gebilde zerstört waren; auf den übrigen Theilen des Körpers aber war nichts Widernatür-

liches sichtbar. Da nach der Aussage der Anverwandten des Todten, derselbe während seiner kurzdauernden Krankheit über krampfartige Schmerzen in der linken Seite sich beklagt hatte, so liefs ich sogleich die Unterleibshöhle öffnen, und fand in derselben die Milz brandig und die Gedärme an mehren Stellen etwas röthlich gefärbt. Weitere anatomische Untersuchungen waren nicht rathsam, um nicht den Secanten und die die Gruft umgebenden Menschen der Gefahr der Ansteckung auszusetzen. — Der dritte Todte, Andrei Klimenkow, war wegen der schnell eingetretenen Fäulnifs ohne Aufschub beerdigt worden, indem damals ohnehin noch kein Verdacht einer epidemischen Krankheit vorhanden war.

Die polizeiliche Untersuchung konnte nichts über die Gelegenheitsursache zur Entstehung dieser Krankheit ausmitteln. Das Dorf liegt auf einer ziemlichen Anhöhe, an einem Flusse, der gutes Wasser enthält; die Wohnungen sind hinreichend reinlich, und die Einwohner leiden keinen Mangel an guter Kost. Unter den Hausthieren herrscht nicht nur keine epizootische Krankheit, sondern man bemerkt auch keine sporadischen Uebel unter denselben, weder in diesem noch in den umliegenden Dörfern, wodurch man zu irgend einem Verdachte Anlafs nehmen könnte. Die Temperatur der Luft war in dieser Gegend schon seit mehr als zwei Monaten beständig kalt, indem das Thermometer bis zu 24 Grad Réaum. herabsank, woraus man ersieht, dafs zu jener Zeit weder eine allgemeine, noch eine besondere Ursache zur Hervorbringung einer ansteckenden Krankheit statt fand. Da das Dorf Mandrowo auf der grofsen Heerstrafse liegt, so könnte man vielleicht glauben, die Krankheit sei aus einem anderen Orte übertragen worden; allein dieser Verdacht bestätigte sich bei einem genaueren Nachforschen nicht. Endlich bleibt nur noch ein Umstand übrig, der aber auch nicht mit Sicherheit für die Ursache des Erscheinens der Krankheit spricht. Im vergangenen Herbste nämlich grassirte in den benach-

barten Dorfschaften eine Seuche unter den Schafen, deren Natur aber, weil sie von keinem Arzte beobachtet worden war, nicht ausgemittelt werden kann. Da in diesem, wie überhaupt in allen Dörfern Kleinrufslands, die Landleute unter andern auch den Handel mit Salzfleisch treiben, so könnte es sehr leicht möglich sein, dafs ein krankes Schaf geschlachtet und das Salzfleisch den Einwohnern von Mandrowo verkauft worden sei, und dafs der Genufs desselben zur Entwickelung dieser Krankheit Anlafs gegeben habe.

Nach Beendigung dieser medicinisch-polizeilichen Untersuchung, und nach der Aufnahme des Protocolls darüber, kehrten wir nach Waluika zurück, wo ich am anderen Tage von dem, bis zur weiteren Verfügung der Civilbehörde, von mir zurückgelassenen Feldscher Wertoglazow den Bericht erhielt, dafs am 29sten sich noch an zwei Weibern Zeichen der beschriebenen Krankheit geäufsert hätten. Folglich betrug die Zahl der vom 20sten bis auf diesen Tag Erkrankten, 9 Personen, von denen 3 bevor noch Hülfe kam starben, 4 sich in der Besserung befanden, und 2 noch in zweifelhaftem Zustande waren.

Nach Erwägung aller dieser Umstände ziehe ich den Schlufs, dafs die im Dorfe Mandrowo sich zeigende Krankheit, die sogenannte sibirische Seuche sei, die unter dem Namen Milzbrand (Splenitis gangraenosa) bekannt ist. Da man die wahre Quelle dieser Seuche noch nicht entdeckt, und auch bis jetzt nicht gshörige medicinische Kenntnisse über dieselbe hat, so unterstehe ich mich nicht bestimmt auszusprechen, ob sie ansteckend, oder nicht ansteckend sei? Wenn indessen auch die Erfahrungen und Anweisungen, die man unlängst den Aerzten über diesen Gegenstand mitgetheilt hat [1]), noch nichts über das Wesen

---

1) Unter allen mir bekannten über den Milzbrand der Thiere in russischer Sprache herausgekommenen Schriften verdient, meines Erachtens, die mit Ge-

und über die contagiöse Natur dieser Krankheit bestimmen, so hält man dessenungeachtet die Communication mit solchen Kranken für schädlich, und die Berührung der krankhaften Theile für gefährlich, und daher sind die strengen Maafsregeln, die von der Regierung zur Beobachtung bei epidemisch ansteckenden Krankheiten vorgeschlagen sind, auch hier unumgänglich nöthig: denn wenn diese von mir in Mandrowo beobachtete Krankheit sich bisher langsam verbreitete, und wenn auch einige der Kranken nach den von mir angewandten Heilmitteln sich besserten, so schreibe ich dieses doch nur der herrschenden strengen kalten Witterung zu, die, wie bekannt, allen Arten von Ansteckungen Gränzen setzt. Indessen kann der Krankheitsstoff bis zum nächsten Frühlinge, und der mit ihm eintretenden nafswarmen Witterung, in diesem Dorfe sich verstecken, ja sogar in andere Dörfer übertragen werden; und dann könnte dieses Uebel sehr verderblich werden!

II.

Medicinisch-polizeiliche Vorsichtsmaafsregeln beim Milzbrande.

1. Eine jede Communication mit dem Dorfe, in welchem sich die Krankheit gezeigt hat, mufs unterbrochen werden.

2. Im angesteckten Dorfe mufs ein Krankenhaus er-

---

nehmigung des Medicinalraths und Bewilligung des Komitäts der Herren Minister auf Rechnung der Regierung herausgegebene Schrift: Ueber die sibirische Seuche (O Sibirskoy Jarwie Sankt Peterburg 1831), vom Herrn Hofrath und Professor S. Chotowitski, den Vorzug. Die Geschichte der Entstehung dieser Seuche, die Topographie der Gegenden, in welchen sie in Rufsland einheimisch ist, die pathognomonischen Zeichen und die Heilart derselben, sind kritisch beleuchtet, und sowohl auf eigene, als auf fremde Erfahrung gestützt, auseinandergesetzt.

Anm. des Uebers.

richtet, und bei demselben, in Ermangelung eines Arztes, ein Feldscherer angestellt werden.

3. Die mit der Krankheit behafteten Personen müssen ohne Zeitverlust ins Krankenhaus gebracht, das Haus aber, aus dem der Kranke kommt, einer strengen Aufsicht unterworfen, und durch Mineralräucherungen gereinigt werden.

4. Die Verstorbenen müssen an einem vom Dorfe abgelegenen, eigends dazu bestimmten Orte beerdigt werden.

5. Die Kleidungsstücke, und alle dem Todten gehörigen Sachen, müssen in Lauge gewaschen, und der freien Luft ausgesetzt werden. Noch besser wäre es, die wohlfeileren Sachen zu verbrennen.

6. Im Orte, wo die Krankheit herrcht, müssen die Gesunden die Berührung der Kranken, besonders mit den bloſsen Händen, vermeiden, und wo dies unmöglich ist, dieselben vorher mit Oel, oder mit Fett beschmieren.

7. Besonders muſs man sich hüten, daſs nicht die Jauche von einem am Körper befindlichen brandigen Geschwüre, oder der Speichel und andere Ausleerungen des Kranken ans Gesicht, oder die Augen kommen.

8. Menschen die mit Blasen, Aufsprüngen oder Geschwüren an der der Luft ausgesetzten Haut behaftet sind, dürfen gar nicht die Kranken berühren.

9. Im Falle Materie aus einem Geschwüre auf die Hände, oder auf das Gesicht eines Gesunden gerathen ist, so muſs man diese Theile sogleich mit Salzwasser abwaschen.

10. Man bemühe sich Erkundigungen einzuziehen, ob nicht eine ähnliche Krankheit unter den Hausthieren sich äuſsert.

III.

Prophylactische Mittel.

Es ist nicht genug, die Communication mit den Kranken zu vermeiden, man muſs auch eine ordentliche Lebens-

weise führen, und besonders im Genusse hitziger Getränke mäfsig sein. Die Kost, die besonders beim gemeinen Manne (in Rufsland) aus sauren Speisen besteht, darf nicht abgeändert werden. Zum Getränk dünner Kwafs [1]), Wasser mit Essig, oder Moosbeerensaft [2]), und zuweilen Gurkenlake [3]); den Speisen mufs mehr Salz als gewöhnlich zugesetzt werden. In den Zimmern räuchere man öfters mit Essig oder Kwafs, und suche dieselben überhaupt rein zu halten.

---

1) Das gewöhnliche Getränk der Russen, — der Kwafs, wird entweder aus Roggenmehl bereitet, welches man mit ungefähr zehnmal so viel kochendem Wasser umrührt und an einen warmen Ort zum Gähren hinstellt, wo sodann in der Kälte der dicke Theil zu Boden fällt, und eine helle, säuerliche Flüssigkeit oben stehen bleibt; — oder man macht aus Malz, Mehl und Buchweizengrütze einen Brei, den man in einem irdenen Topfe eine Nacht über im Backofen stehen läfst, und dann mit Wasser auslaugt; die abgelaufene Flüssigkeit wird sodann mit einem Zusatz von Krausemünze einige Stunden abgesetzt, und auf diese Weise erhält man ein aromatisches, säuerliches Getränk. Manche füllen es in Flaschen, werfen eine Rosine hinein, lassen es gut zugemacht einige Tage stehen, und bekommen dann ein sehr angenehmes, moussirendes Getränk, welches auch in entzündlichen und chronischen Krankheiten als Hausmittel mit Nutzen gebraucht wird.

Anmerk. des Uebers.

2) Der Saft der Moosbeeren (Vaccinium Oxycoccos), die in Rufsland so häufig wachsen, giebt mit Wasser gemischt ein kühlendes, angenehm säuerliches Getränk, welches auch in entzündlichen Fiebern, nicht allein von dem Landmanne, sondern auch von der höheren Klasse gebraucht wird.

Anmerk. des Uebers.

3) Gurkenlake, oder das Salzwasser, worin in Wasser eingemachte Gurken gelegen haben, wird häufig in Rufsland unter dem gemeinen Volke als kühlendes Abführmittel, und um den verlorenen Appetit wieder zu erwecken, mit Nutzen angewandt.

Anmerk. des Uebers.

IV.

Beschreibung des Milzbrandes (Splenitis gangraenosa), auf die vorhergehenden Beobachtungen über diese Krankheit gegründet.

Da diese eigene Art des Milzbrandes unter Menschen noch bis jetzt von niemandem beschrieben worden ist, und da ich nur allein bei der Erscheinung derselben gegenwärtig war, auch alle von ihr befallenen Kranken unter meiner Leitung behandelt wurden, so hielt ich es für meine Pflicht, die von mir über diesen Gegenstand gemachten Beobachtungen niederzuschreiben.

1. Verlauf der Krankheit. Ohne bemerkbare Vorläufer äufserte sich die Krankheit zuerst durch das Gefühl eines ungewöhnlichen Brennens in der Herzgrube, mit einem zuweilen unausstehlichen Schmerze im linken Hypochondrium, der sich aber allmählig über den ganzen Bauch bis zur rechten Seite verbreitete. Darauf entstand Uebelkeit, mitunter auch Erbrechen einer grünlichen Flüssigkeit; die Zunge war im Anfange der Krankheit trocken, ohne Durst, der Appetit unterdrückt, das Athemholen beschwerlich; der Puls frequent, aber nicht so schnell, wie man nach dem Verlaufe der Krankheit hätte erwarten sollen, dabei immer hart, zuweilen klein, zuweilen voll; die Stuhlausleerungen natürlich, der Urinabgang sparsam und von rother Farbe; mitunter gesellte sich dazu ein Gefühl, als ob sich eine heifse Flüssigkeit in der linken Seite hin und her bewege. Nach einigen Tagen, und bei einem der Verstorbenen sogar in einigen Stunden, zeigten sich Zeichen eines fauligen Zustandes; drückender Schmerz in den Seiten, Meteorismus, Kollern im Unterleibe, grofser Durst, vermehrte Uebelkeit, dann unaufhörliches Erbrechen, gelbe Farbe der Haut und der Bindehaut des Auges, das Gesicht fiel ein, der Puls wurde schnell, es entstanden Krämpfe mit Kälte der Extremitäten, und zuletzt machte der Tod dieser Scene ein Ende. Bei einem günstigen Ausgange ver-

minderten sich bald alle jene Zufälle, es blieben nur Uebelkeit und ein unangenehmes Gefühl im linken Hypochondrium zurück, die aber auch bald verschwanden.

2. Zeichen nach dem Tode. Die Leichen gingen bald in Fäulnifs über, und auf der linken Seite, in der Milzgegend, zeigte sich bald nach dem Tode ein schwarzblauer Fleck. Bei der anatomischen Untersuchung ergab sich folgendes: Die Milz, die weich, locker wie ein Badeschwamm, und voll von schwarzem, flüssigen Blute war, hatte auf ihrer hinteren Fläche einen in die Substanz dieses Eingeweides eindringenden Brandflecken; das Bauchfell, der Magen und die dünnen Gedärme zeigten Spuren der Entzündung; die Leber war von hellgelber Farbe, die Gallenblase in einem entzündlichen Zustande und mit einer flüssigen Galle angefüllt.

3. Bemerkungen über das Wesen der Krankheit. a) Bei dem diesmaligen Erscheinen der Krankheit war dieselbe nicht contagiös, sondern epidemisch. Dieses bestätigt sich dadurch, dafs im Verlaufe von drei Wochen in einer Familie nur zwei Personen von ihr befallen wurden, von denen nur eine ein Opfer, die andere aber gesund wurde. — b) In ihrem Entstehen trug sie den Charakter der Milzentzündung [1]), wich aber bald einer gegen sie angewandten entsprechenden Heilart, und nur

---

1) John Abercrombie (Pathological and practical researches on the diseases of the stomach, the intestinal canal, the liver, and other viscera of the abdomen; by John Abercrombie, Edinburgh 1828. S.) hat nie eine acute, idiopathische Entzündung der Milz gesehen; nach seiner Meinung entzündet sich dieses Eingeweide aufserordentlich selten, und vielleicht auch nie; — Eiterung der Milz sah er nur einmal; — eine Erweichung oder Veränderung der Substanz der Milz hält er für eine Folge einer verborgenen Entzündung; — die gewöhnliche Anschwellung, oder Verhärtung, oder Erweichung der Milz, entsteht und verschwindet schnell.

Anmerk. des Uebers.

bei zwei Individuen, die übrigens von einer schwächlichen Körperconstitution waren, nahm sie einen typhösen Charakter an. — c) Im Anfange der Krankheit bot dieselbe keine Gefahr drohenden Symptome, welches man dem allgemeinen Charakter aller Leiden der Milz zuschreiben konnte, vielleicht auch der Eigenthümlichkeit in Brand überzugehen, analog anderen Krankheiten, welche in Brand übergehen, und bei denen dann kurz vor dem Tode die schmerzhafteren Zufälle nachzulassen scheinen. Nach der Versicherung der Umgebung der drei Verstorbenen zeigten sich bei denselben in den ersten Tagen die nehmlichen leichten Symptome, als bei den übrigen 11 Kranken, und erst in den letzten Lebensstunden drückte sich die ganze Gefahr ihres Zustandes, und ihr Leiden, durch einen äufserst grofsen Schmerz in der Milzgegend und in dem ganzen Unterleibe, durch Anschwellung jener Gegend, die wegen des unausstehlichen Schmerzes keine Berührung gestattete, durch unaufhörliches Erbrechen einer grünen Elüssigkeit, und durch heftige Krämpfe aus. — d) Dafs die Krankheit in der Folge einen typhösen Charakter annahm, beweist nicht allein der Gang derselben, sondern auch die Leichenöffnung. — e) Im Anfange der Krankheit deuteten alle Erscheinungen auf Leiden des venösen Systemes. — f) Nervenleiden hatten sich bei keinem der Kranken gezeigt; es erschienen indessen bei den Verstorbenen kurz vor dem Tode Krämpfe, die man aber dem secundären Leiden des Rückenmarkes zuschreiben mufs. Einer der Verstorbenen, der nur 24 Stunden litt, hatte schon vom Anfange der Krankheit an Krämpfe gehabt, woraus sich analogisch schliefsen läfst, dafs Krämpfe zu Gefahr drohenden Symptomen der Krankheit gehören. — g) Die ersten von der Krankheit Befallenen litten aufserordentlich viel, und einer von ihnen nur kurze Zeit hindurch; bei den später Ergriffenen hingegen verlief die Krankheit leichter. Kam dieses etwa daher, dafs ihnen keine nöthige Hülfe gereicht wurde, oder war das Wesen der Krankheit selbst

die Ursache davon? Ueberhaupt erscheint die sibirische Seuche sehr oft in dieser Gegend unter mancherlei Gestalten sporadisch, und rafft dann auch öfters einige Menschen weg. Sollte man daraus nicht den Schluss ziehen können, dass diese neue Geissel der Menschheit schnell verlaufenden Naturerscheinungen unterworfen sei, ohne den Charakter der Pest und anderer epidemischen Krankheiten, die ganze Landschaften verheeren, an sich zu tragen, und dass sie deshalb bald hier, bald dort erscheinen, — oder auch, dass dieses Uebel noch nicht jenen Grad der Intensität erreicht habe, um das Vermögen zu besitzen, seine verderbliche Wirkung auf grosse Strecken zu verbreiten? Möglich ist es aber auch, dass die Ursache der so schnellen Abnahme der Krankheit, wenigstens im gegenwärtigen Falle, einzig und allein der anhaltenden Kälte zuzuschreiben sei. — h) Bei Rindern wurde diese Krankheit nicht beobachtet. — i) Auch die Hausthiere blieben von ihr verschont.

4. Die Ursachen der Krankheit. Es war unmöglich, die Ursache der Krankheit zu ergründen, daher verweisen wir auf das schon oben darüber Gesagte, um der Wiederholung auszuweichen.

5. Die Behandlung. Im Anfange der Krankheit wurden antiphlogistische Mittel gebraucht. Grösstentheils waren Aderlässe, im Falle der Noth auch Blutegel an die leidende Seite, und ein säuerliches Getränk mit Zusatz von oxygenirter Salzsäure, zur Beschwichtigung der Krankheit hinreichend. Beim Eintritte eines typhösen Zustandes, der sich nur in zwei Fällen ereignete, zeigte sich das Inf. Acor. Calam. mit so viel Salzsäure, bis es einen angenehmen säuerlichen Geschmack bekam, und mit einem Zusatze von Kampher, 8 Gran auf 10 Unzen Flüssigkeit, sehr wirksam. Andere Arzneien waren nicht nothwendig.

Die Häuser, in welchen die Kranken lagen, wie auch jene, in denen sie erkrankten, wurden durch Mineral-

räuche-

räucherungen gereinigt. Allen Einwohnern wurden, nach Umständen, saure Speisen und Getränke anempfohlen.

Auf diese Art wurden folgende Kranke behandelt: 1) Der Bauer Stephan Tscherwonow, 28 Jahre alt, schwacher Leibesbeschaffenheit, empfand den 29. Januar ein unausstehliches Brennen unter der Herzgrube, wozu sich nach und nach ein brennender Schmerz im ganzen Unterleibe, der am heftigsten in der Milzgegend war, ferner Trockenheit der Zunge bei wenig Durst, Beängstigung und Uebelkeit gesellten. Der Puls war klein, zusammengedrückt, häufig, hart; der Stuhlgang natürlich; der Urin roth und sparsam. In einigen Stunden nach dem Erscheinen der Krankheit wurde ein Aderlafs von 16 Unzen angestellt, und innerlich verordnet: ℞ Aquae fontanae libram unam, Acidi muriatici oxygenati q. s. ad gratum acidulatum. Syrupi Vaccin. oxycocci unciam unam. M. D. S. pro potu. — Den 30sten empfand der Kranke noch einigen Schmerz in der linken Seite, weshalb 16 Blutegel auf diese Stelle gesetzt wurden. — Den 1. Februar: Grofse Schwäche, gelbe Farbe der Haut und der Augen, starke Uebelkeit, drückender Schmerz in der linken Seite, Kollern im Unterleibe, und ein sehr schneller Puls. Es wurde verordnet: Inf. Acori calami libram unam, Camphorae ope Spiritus Vini solutae gr. x., Acid. muriat. oxyg. q. s., Syr. Vacc. oxycocci ℥ j. M. D. S. Alle Stunden einen Efslöffel voll zu nehmen. — Den 2. Februar nahmen diese Zufälle wieder ab, und es trat von jetzt an Besserung ein. — 2) Mit einem eben so guten Erfolge wurde die Bäuerin Matrona Markowa, bei der sich die Krankheit ganz auf dieselbe Art äufserte, behandelt. — 3) Die Bäuerin Agaphia Korabelnikowa, 21 Jahre alt, von ziemlich starker Leibesconstitution, beklagte sich den 29. Januar über brennenden Schmerz unter der Herzgrube, der sich bis zum linken Hypochondrium hinzog, und sich später über den ganzen Unterleib verbreitete. Zu diesem Schmerz gesellten sich Uebelkeiten, grofse Beängstigung, und ein

harter und schneller Puls. Es wurde ihr ein Pfund Blut gelassen, und ein saures Getränk mit Salzsäure, wie oben, gereicht. Die krankhaften Erscheinungen nahmen bald ab, und den 3. Februar verschwanden sie vollkommen.

Noch vier Bäuerinnen und vier Bauern litten fast auf ähnliche Art, und wurden eben so, mit dem erwünschten Erfolge, behandelt.

IV.

Beobachtung eines St. Veitstanzes mit seltenen Erscheinungen.

Von

Dr. W. Plath,

praktischem Arzte in Hamburg *).

Fanny Christens, jetzt im vierzehnten Lebensjahre, das zweite Kind gesunder Aeltern, die aufserdem noch drei jüngere, gesunde Geschwister hat, ward ziemlich leicht ge-

*) Dieser wichtige Fall ist vor vielen anderen der Aufbewahrung werth, weil die Erscheinungen des Nervenübels sich zu dem Grade steigerten, wo ein gewisser dämonischer Anstrich nicht ausbleibt, und namentlich die Seele in einen noch wenig erforschten Zustand geräth, ähnlich dem, wie ich ihn in verschiedenen Formen der «Tanzwuth» beschrieben habe. Was die angeführte seltsame Erscheinung betrifft, so bin ich fest überzeugt, dafs eine Art von Bauchreden, und nichts weiter im Spiele gewesen sei. Dergleichen Kranke haben in den Anfällen und in dem Zustande ihrer Verzuckung eine Art von Bewufstsein, das sich auch hier ganz deutlich offenbarte, von dem wir aber bei unserer noch immer sehr mangelhaften Kenntnifs der menschlichen Seele keine wissenschaftliche Rechenschaft geben können, die man denn aber, weil sie doch gegeben

boren, von ihrer Mutter genährt, und überstand die Zahnperiode ohne bedeutende Beschwerden. Sie ward gegen das Ende ihres ersten Jahres vaccinirt, litt im fünften Jahre an den Masern, und im sechsten am Keuchhusten. Beide letzten Krankheiten verliefen leicht, und ohne eine bemerkbare Störung der Gesundheit zu hinterlassen. Auch späterhin befand sie sich wohl, und entwickelte sich körperlich und geistig auf ganz normale Weise, wobei indefs ein gewisses Ueberwiegen der intellectuellen Fähigkeiten nicht zu verkennen war.

Im Herbste 1829 erlitt sie eine dem Anscheine nach unbedeutende Contusion der linken grofsen Zehe, die wohl schwerlich mit ihrer späteren Krankheit in ursächlichem Zusammenhange stand; doch kränkelte sie während des Winters und Frühlings, und kam im Mai 1830, von welcher Zeit an das Beginnen ihres späteren Leidens sich herschreibt, in die ärztliche Behandlung des Hrn. Dr. Skobel. Die Symptome in jener Zeit scheinen die eines entzündlichen Gehirnleidens gewesen zu sein; wenigstens ward sie mit Blutegeln am Kopfe, Vesicatorien im Nacken, und wahrscheinlich auch mit Calomel behandelt. Im ferneren Verlaufe der Krankheit stellten sich allmählig unwillkührliche Bewegungen einzelner Extremitäten ein, die Abends

---

werden soll, von jeher entweder durch eine plumpe Annahme von Betrug, oder durch gelehrten oder auch rohen Aberglauben zu ersetzen gesucht hat. Dafs die Kranken in diesen Zuständen ungewöhnliche und ganz unbegreifliche Fertigkeiten entwickeln, nicht nur in den äufseren, sondern auch in den inneren Theilen, ist bekannt. Man vergleiche z. B. nur meine Beschreibung des Tigretier in meiner Tanzwuth. Auf den mangelhaften Erfolg der stethoscopischen Untersuchung möchte ich um so weniger Werth legen, weil selbst die gesunden Bauchredner nicht einmal von dem Mechanismus ihrer Fertigkeit Rechenschaft geben können, und diese noch in dichtes Dunkel gehüllt ist, so dafs jene Untersuchung keinen festen Boden finden konnte.

meist zu der nämlichen Zeit eintraten, anfangs nur eine Hand befielen, späterhin aber sich schnell weiter verbreiteten, und länger anhielten. Im August 1830 kam sie in die Behandlung des Hrn. Dr. Fricke, und ward, bei stetem Fortschreiten ihres Uebels, im Januar 1831 in das Freimaurer-Krankenhaus gebracht, woselbst Hr. Dr. Bülau sie einige Zeit behandelte. Nach ihrer Entlassung aus dem Hospital ward Hr. Dr. Kunhardt zugezogen, aus dessen Behandlung sie endlich im Anfange December 1831 in die des Berichterstatters überging.

Der Zustand war jetzt folgender: Die Kranke erschien in hohem Grade abgemagert, und für ihr Alter ziemlich klein; ich fand sie bei dem ersten Besuche in den convulsivischen Bewegungen, die seit etwa einem halben Jahre ihren höchsten Grad erreicht hatten, so dafs sie sehr constant von 7 Uhr Morgens bis gegen 11 Uhr Abends, also an 16 Stunden, ohne alle Unterbrechung anhielten. Diese Krämpfe, welche zum Theil tonischer, zum Theil clonischer Art waren, schienen so ziemlich den ganzen Körper zu beherrschen, doch war das System der Bewegungsnerven am deutlichsten afficirt. Hände und Arme waren unaufhörlich in kurzen, aber heftigen Zuckungen, die Finger über die eingeschlagenen Daumen so fest zusammengeschlossen, dafs sich die Hände nur mit grofser Mühe öffnen liefsen. Der Rücken und die unteren Extremitäten waren ausgestreckt, und letzte meist von tonischen Krämpfen ergriffen. Die Fufszehen stark gegen die Planta pedis gezogen. Kopf und Hals waren in unaufhörlicher Bewegung, die bald rotirend, bald vor- und rückwärts, bald in seitlicher Richtung statt fand. Die Augenlieder waren weit geöffnet, der Augapfel starr gerade aus und etwas aufwärts gerichtet, die Pupille träg und fast unempfindlich gegen den Reiz des Lichtes. Der Mund war leicht geschlossen, und die Gesichtsmuskeln nicht afficirt. Die Brust hob und senkte sich höchst unordentlich; lange und kurze In- und Exspirationen wechselten mit Seufzen, Stöhnen und trocke-

nem, krampfhaftem Husten ab. Der Puls war an beiden Handwurzeln gleich, klein und gespannt, mäfsig frequent, und mit dem Herzschlag gleichzeitig. Letzter bot weder an Stärke, noch an Ausbreitung, noch an Rhythmus irgend eine Abnormität dar. Doch schien die Gegend vom Herzen bis zur Milz, und besonders die letzte, ziemlich empfindlich zu sein, in sofern die Kranke, schon bei mäfsigem Druck auf dieselbe, zusammenfuhr, und das Gesicht schmerzhaft verzog, auch während der freien Zeit über Schmerz in dieser Gegend klagte. Eine ähnliche sehr circumscripte empfindliche Stelle, etwa von der Gröfse eines Schillingstückes, fand sich am inneren Rande der rechten Scapula, indem auch bei deren Berührung das Kind deutliche Zeichen von Schmerz gab. Die Temperatur des Körpers war übrigens ganz normal, die Haut rigide und trocken, der Kopf etwas wärmer, und das bleiche Gesicht überflog oft eine leichte Röthe. Der Stuhlgang erfolgte alle drei bis vier Tage, war sehr consistent, und von gewöhnlicher Farbe. Von Würmern war nie eine Spur gewesen. Der Urin ging häufig, und während der Krämpfe stets unwillkührlich ab, und erschien etwas heller, als bei Gesunden. Die Kranke hatte, nach Aussage der Aeltern, seit etwa anderthalb Jahren keine festen Speisen zu sich genommen, und genofs nur während der nächtlichen Intervallen viel schleimiges Getränk, Milch, und selten etwas Fleischbrühe.

Die beschriebenen Krämpfe, welche sich wohl am füglichsten in die Categorie des Veitstanzes bringen liefsen, mit dem Unterschiede, dafs, allem Anscheine nach, wenigstens damals keine Besinnlichkeit dabei statt fand, dauerten, wie gesagt, meistens in gleicher Stärke bis gegen 11 Uhr Abends fort, nahmen dann allmählig ab, und gingen in ruhigen Schlaf über, der einige Stunden anhielt. Dann erwachte die Kranke, fühlte sich überaus matt und angegriffen, trank häufig, schlief abwechselnd kurze Zeit, und hatte gegen Morgen die freiesten Intervallen, bis end-

lich, meistens genau um 7 Uhr, nachdem sie häufig noch so eben mit voller Besinnung gesprochen, einzelne Zuckungen des Kopfes und der Extremitäten, und ein Erstarren des Blickes und der Gesichtszüge, den neuen Eintritt der Krämpfe verkündigten, die alsdann sehr schnell wieder die gewöhnliche Intensität erreichten. Der ganze Zustand erschien übrigens so, dafs man beim ersten Anblicke zweifeln mufste, ob die Kräfte auch nur auf acht Tage zur Ertragung desselben ausreichen könnten.

In Hinsicht der bis dahin angewandten örtlichen Mittel, erhellte aus den vorhandenen Recepten und den Aussagen des Pharmaceuten, dafs die Kranke nach und nach so ziemlich alle in ähnlichen Fällen gebräuchlichen krampfstillenden Mittel genommen, und zwar nicht nur ohne Nutzen, sondern auch ohne dafs überhaupt irgend eine Einwirkung auf den Krankheitszustand hervorgetreten wäre, indem selbst das Opium, in verhältnifsmäfsig bedeutenden Gaben, weder den Schlaf vermehrt, noch die Krämpfe vermindert hatte.

Unter diesen Umständen beschränkte sich in der ersten Zeit das ärztliche Thun auf Beobachtung des interessanten Falles, und auf tägliche Anwendung eines Clysma von Valeriana und Chamillen, in Folge dessen die Functionen des Darmkanales sich etwas vermehrten. Späterhin ward ein fruchtloser Versuch mit der Aqua amygdalarum amararum concentrata und Digitalis gemacht, und darauf das Strychnin in sehr kleinen Gaben verordnet; letztes Mittel hatte übrigens die Kranke, wie ich später erfuhr, schon im Hospital in bedeutenden Gaben, und zwar ohne Erfolg genommen. Zu bemerken ist noch, dafs für jetzt die regelmäfsige Anwendung von Arzneien nicht möglich war, da es während der Krämpfe niemals gelang, der Kranken auch nur einen Tropfen beizubringen, und also nur die wenigen Stunden der Nacht dazu benutzt werden konnten.

Um diese Zeit nun, nämlich gegen Mitte Januar 1832,

war es, wo jene vielfach besprochenen, höchst räthselhaften Töne, anscheinend in der Nähe der Kranken, nach und nach sich bemerkbar machten; nämlich ein Klopfen und Kratzen in verschiedener Stärke und verschiedenem Zeitmaafse, vollkommen so, als ob erstes mit dem Knöchel des Fingers an den Wänden des Bettes, letztes mit den Nägeln an den Einlagebrettern desselben geschehe. Nachdem nämlich Ref. während einiger Tage an den übrigens heiteren und unbefangenen Hausgenossen ein gewisses verstörtes und trauriges Wesen bemerkt hatte, ward ihm, auf dringendes Forschen, die Ursache desselben eröffnet, und jene Erscheinung selbst am 15. Januar Abends zuerst von ihm wahrgenommen. Die Töne erschienen so auffallend in der Nähe des Bettes, waren so sehr den Bestandtheilen desselben entsprechend, dafs man nicht umhin konnte zu vermuthen, sie würden von dem Kinde selbst mit den Händen oder Füfsen unter der Bettdecke hervorgebracht; ein Irrthum, dessen unmittelbare Beseitigung durch Hinwegnahme der Bedeckungen durchaus keine Schwierigkeit hatte, so dafs in der That die Sache für den ersten Augenblick etwas Unheimliches mit sich führte. Dafs hier der Verdacht eines absichtlichen Betruges entweder von Seiten der Kranken oder ihrer Hausgenossen, so wie nicht minder der Gedanke an eine mögliche subjective Täuschung sehr nahe liegen mufste, bedarf wohl kaum der Erwähnung, und Ref. ist sich selbst das Zeugnifs schuldig, mit hinreichendem Zweifel gewaffnet an die Erforschung dieser räthselhaften Erscheinungen gegangen zu sein, obgleich weder die Localität des Hauses und der Nachbarhäuser, noch der Charakter der Bewohner derselben irgend einen Grund darbot, eine absichtliche Täuschung zu vermuthen. Der Vater des Kindes ist ein unbescholtener Mann von schlichtem Verstande, bei der Logenverwaltung des Stadttheaters angestellt, und scheint sein gutes Auskommen zu haben; die Mutter, eine ganz gebildete, aber einfache Frau, durch musterhafte Ordnungsliebe ausgezeichnet, war früher

im Dienste einer vornehmen Frau. Sie konnten durch eine präsumtive Täuschung keine materiellen Vortheile zu erlangen hoffen, und schienen auf Celebrität durchaus keinen Anspruch zu machen. Auch möchte wohl ein hoher Grad von Einfalt und ein grofser Mangel an Menschenkenntnifs vonnöthen sein, um, bei unbefangener und sorgfältiger Beobachtung einer so einfachen Erscheinung, längere Zeit hindurch auf eine so grobe Weise hinter's Licht geführt zu werden. Dennoch schien es rathsam erst eine sorgfältige Forschung, bei Tage wie bei Nacht, unter den verschiedensten Verhältnissen des Ortes wie der Anwesenden, vorausgehen zu lassen, ehe die Sache einem und dem anderen Collegen mitgetheilt, und zur eigenen Prüfung vorgelegt ward; was denn auch treulich geschehen ist. Namentlich erhielt sogleich das Bett der Kranken einen anderen Platz, ward völlig entleert und genau besichtigt, ohne dafs, nachdem die Kranke wieder hineingelegt worden, die Töne sich verändert hätten. Die Kranke ward auf einen Stuhl im entgegengesetzten Winkel des Zimmers gebracht, und sehr bald hörte man Klopfen und Kratzen auch dort; nur dafs der Ton sich veränderte, als ob am Holze des Stuhles geklopft und gekratzt würde. Das Kind ward ferner, ohne vorherige Anzeige, in ein anderes Zimmer und Bett gebracht; und kaum war es dort, so zu sagen, warm geworden, so klopfte und kratzte es auch dort, und Ref. konnte schon damals, unbekümmert um etwanige schiefe Urtheile, an denen es auch nicht gefehlt hat, seine Ueberzeugung nur dahin aussprechen, dafs 1) die Töne an den näheren Umgebungen des Kindes zu haften schienen; dafs ferner die Töne weder vom Munde, noch von den Händen, Füfsen, Gelenken u. s. w. des Kindes selbst ausgingen, noch dafs endlich dieselben von irgend einem anderen, sei es absichtlich, sei es zufällig, hervorgebracht wurden. Diese Ueberzeugung theilten auch die meisten der Herren Collegen, welche die Güte hatten, mit mir die Kranke zu besuchen, namentlich die Hrn. Doctoren Schön,

Fallati, Schleiden, Zwanck, Kunhardt, Walter, Hahn, Rotenburg, Stammann, Röding, Lemos, von Bönninghausen, Hanemann, Mönch, Kauffmann, P. Schmidt, Grahl, Homann, Bätcke, und mehre andere, z. B. Hr. Senator Dammert, Dr. Böckel, Dr. Berkhan, welche die angeführten Erscheinungen mehr oder weniger deutlich und auffallend beobachteten.

Was die Art und Beschaffenheit jener Töne selbst betrifft, so begannen sie am 12. oder 13. Januar, nahmen eine Zeitlang an Häufigkeit und Stärke zu, verminderten sich alsdann, und verloren sich allmählig nach der Mitte März. Sie erschienen übrigens sowohl während der Krämpfe, als auch in den freien Zwischenräumen, niemals aber während die Kranke schlief. Sie liefsen sich meistens am stärksten gegen Abend hören, und konnten offenbar durch äufsere Einflüsse hervorgerufen werden, namentlich wenn man, um mich so auszudrücken, am Bette oder irgend einem anderen harten Gegenstande vorklopfte oder vorkratzte, worauf alsdann meist unmittelbar die Antwort, in gleicher Stärke, gleichem Zeitmaafse, und gleicher Anzahl der Schläge erfolgte. Merkwürdigerweise blieb oft das Vorklopfen des Einen an mehren Tagen ohne Beantwortung, während der dicht daneben klopfende Finger eines Anderen sogleich die Töne hervorlockte. Späterhin liefsen sich die Töne auch schon hervorrufen, wenn man nur davon redete, oder die Zahl der Schläge bestimmte. Auch gefiel sich dieser Geist des Klopfens nicht selten im Angeben des Taktes, wenn im Zimmer gesungen ward, oder Musik von der Strafse ertönte; er variirte ferner in der Beschaffenheit der Töne selbst, so dafs die jüngeren Geschwister der Kranken, zu ihrer grofsen Ergötzung, bald schnelles, bald langsames, bald lautes, bald leises Klopfen oder Kratzen, bald Nagen, bald Regnen, bald einen von ihnen sobenannten Tropfenfall forderten, der in der That den Fall einzelner Tropfen in ein metallenes Becken täuschend nachahmte. Auch die sehr überraschende Nachah-

mung des kreischenden Tones der Säge eines benachbarten Tischlers, die indefs nur während zweier Tage statt fand, verdient hierher gezogen zu werden.

Auffallend war es übrigens, dafs von mehren zu gleicher Zeit am Bette der Kranken Sitzenden, der Ort, von welchem der Ton auszugehen schien, sehr oft verschieden angegeben ward. So safs Ref. einst am Fufsende des Bettes, während die Mutter der Kranken zur Seite desselben safs. Es klopfte, und zwar so, dafs jeder den Ton in seiner unmittelbaren Nähe zu hören glaubte. Während wir nun hierüber sprachen, liefs sich plötzlich ein doppeltes Klopfen an beiden besprochenen Stellen des Bettes, und für beide deutlich vernehmbar, unterscheiden.

Was das psychische Verhalten der Kranken selbst, in Bezug auf jene Töne, betraf, so schien sie sich anfangs davor zu ängstigen, klagte während der freien Zwischenräume sehr darüber, und äufserte einmal: «es werde wohl schon an ihrem Sarge gearbeitet.» Indefs litt es keinen Zweifel, dafs es in ihrer Willkühr stand, die Töne hervorzurufen. So drohete sie einmal, als ihr irgend etwas nicht zu Willen geschah: «Nun soll es auch tüchtig spektakeln!» und wirklich klopfte und kratzte es bald hernach auf eine unerhörte Weise. Auch glaube ich, einigemale deutlich bemerkt zu haben, dafs die Kranke während der Krämpfe in sich hineinlachte, wenn die Töne so recht prompt und überraschend, nach gemachter Aufforderung, vernehmbar wurden. Doch liefs sich, während sie wachte und frei von Krämpfen war, nichts darüber von ihr erfragen; sie antwortete entweder gar nicht, oder brach das Gespräch kurz ab, behauptete, nichts davon zu wissen, und bat, sie nicht mit Fragen zu belästigen.

Gegen Ende Februar 1832, während die Krämpfe noch in ihrer vollen Stärke fortbestanden, verschwand das Klopfen plötzlich, und nur der kratzende Ton, wie an den Einlegebrettern des Bettes, liefs sich noch hören. Um jene

Zeit ward ein Versuch gemacht, dessen Resultat Ref. selbst bezweifeln und belächeln würde, wenn er nicht mit eigenen gesunden Sinnen, und am hellen Mittage, sich von der Wahrheit desselben überzeugt hätte. « Es wurden nämlich die genannten Bretter aus dem Bette entfernt, statt ihrer eine gewöhnliche Schiffshängematte von grober Leinwand in demselben befestigt, und die Kranke auf eine nothdürftige Unterlage, und ohne weitere Bedeckungen, darauf gelegt. » Sehr bald liefs sich das Kratzen hören, und zwar genau so, als ob an der groben Leinewand der Hängematte gekratzt werde..

Von dieser Zeit an nahm auch jener kratzende Ton bedeutend ab, liefs sich nicht mehr auf die früher gegebene Weise hervorrufen, erschien dagegen mehr auf bestimmte und specifische Einflüsse, die offenbar in das Gebiet des thierischen Magnetismus hinüberspielten (auf den mineralischen Magnet, so wie auf Metalle, reagirte die Kranke, bei verschiedentlich angestellten Versuchen, gar nicht). Der Ton erschien nämlich sehr constant, sobald ein männliches Individuum sich dem Bette näherte, oder gar dasselbe berührte; selbst wenn es auch nur der kleine sechsjährige Bruder der Kranken war. Die Nähe oder das Berühren weiblicher Individuen dagegen afficirte sie nicht. Besonders stark aber liefs der Ton sich hören, wenn man die Fingerspitzen gegen die Herzgrube der Kranken richtete, selbst in einiger Entfernung. Isolirte man sich dagegen von der Kranken, z. B. durch Bedeckung der Hand mit einem seidenen Tuche, so verschwand der Ton augenblicklich. Bei dieser Gelegenheit mufs eines Versuches Erwähnung geschehen, den Hr. Dr. Hahn anstellte. Er gab nämlich, so dafs die Kranke es hören mufste, und um sie auf die Probe zu stellen, ein seidenes Tuch für baumwollen aus, und die Folge war, dafs bei Anwendung dieses Tuches das Kratzen fortdauerte. — Doch möchte man vielleicht deshalb das Vorhandensein magnetischer Einflüsse überhaupt in diesem Falle nicht eben verneinen dürfen;

da sich bei der Dunkelheit solcher Zustände, und bei der schwer zu bestimmenden Gränze zwischen den stricte organischen Actionen und denen der Psyche, gar wohl annehmen läfst, dafs ein Irrthum der letzten die erste einigermaafsen zu modificiren im Stande sei.

Es mag an diesem Orte noch etwas angeführt werden, was indefs Ref. nur von den Angehörigen erfuhr, und deshalb nicht verbürgen will, was aber, si fabula vera, in das Gebiet der Clairvoyance hinübergreifen würde, in sofern es nicht etwa blofser Zufall war. Die Kranke rief nämlich eines Tages während der Krämpfe mehrmals mit ängstlicher Stimme: «Bernhard! falle nicht!» — Bald darauf kam Bernhard mit blutig gefallenem Gesichte nach Hause. — Ein andermal, auch während der Krämpfe, ergriff sie plötzlich eine neben ihr liegende Stickerei, und deutete, ohne dieselbe anzusehen, schnell auf eine Stelle derselben hin. Es fand sich daselbst ein unbedeutender Fehler in der Arbeit. Doch, wie gesagt, relata refero, ohne für die Wahrheit zu bürgen.

Um die Mitte März endlich, nachdem die zuletzt erwähnten kratzenden Töne schon fast ganz aufgehört hatten, exacerbirten sie noch einigemal bedeutend, und zwar beim Eintritt eines der Kranken früher unbekannten jungen Mannes, in dessen Gegenwart sie auch jedesmal wirklich befangen ward und erröthete, wiewohl sie in fortwährenden Zuckungen lag. Von ihrer Mutter befragt, ob sie den jungen Mann schon früher gesehen, erwiederte sie: «Ja! im Traume!» — Die Töne sollen übrigens schon hörbar geworden sein, wenn der besagte junge Mann sich noch aufserhalb des Zimmers befand, in welchem die Kranke lag.

Jene Zeit der Abnahme und des endlichen Verschwindens der räthselhaften Töne charakterisirte sich nun theils dadurch, dafs die Kranke von jetzt an auch während der Krämpfe mehr oder weniger sich ihrer, und ihrer Umgebungen bewufst war, wie es aus manchen kurz abgebro-

chenen Reden erhellte (und zwar merkwürdiger Weise immer in niedersächsischer Mundart, wiewohl übrigens im Hause Hochdeutsch geredet wurde), theils durch eine besondere Unruhe und Beweglichkeit während der Zeit der Krämpfe, die in auffallendem Contraste mit der grofsen Schwäche der freien Intervallen stand, und eine sorgfältige Beachtung der Kranken erforderte. Mit unbegreiflicher Schnelligkeit, besonders wenn sie sich unbemerkt glaubte, stand sie plötzlich aufrecht im Bette, balancirte auf dem schmalen Rande desselben, schwang sich mit grofser Behendigkeit und Sicherheit auf einen ziemlich hohen Bettschirm, stand plötzlich mitten im Zimmer, und war eben so schnell wieder im Bette; und diese Bewegungen geschahen jederzeit beinahe ohne alles Geräusch, während die Krämpfe noch fast in ihrer ganzen Stärke fortdauerten, und die Kranke beim Erwachen so schwach war, dafs sie kaum eine Hand rühren, geschweige denn auf den abgemagerten Beinen stehen konnte.

Hier, als am Wendepunkte der Krankheit, möchte man billig fragen, was denn in therapeutischer Hinsicht zur Beseitigung jenes Zustandes geschehen sei. — Die Wahrheit zu sagen, nicht eben viel. — Von der Zeit des Erscheinens jener Töne an wurden sogar die zuletzt gereichten Gaben des Strychnin vermindert und ausgesetzt, um den Fall in seiner ganzen Reinheit beobachten zu können; und wenn gleichwohl nur selten ein Krankheitszustand so sehr der Anwendung des Mesmerismus entsprechend scheinen möchte, als der vorliegende, so kann dennoch Ref. nicht umhin, sich zu freuen, denselben hier nicht angewandt zu haben; theils weil die späterhin eingetretene völlige Genesung alsdann nur der Kunst würde in Rechnung gebracht worden sein, theils weil der Mesmerismus eine für den praktischen Arzt nicht immer zu

erschwingende Präcision in der Zeit der Anwendung zu erfordern scheint, wenn er wahrhaft nutzen soll, und endlich weil die magnetische Behandlung, trotz ihres unläugbaren Nutzens in manchen Fällen, doch wohl auch mitunter den Verlauf solcher Entwickelungskrankheiten auf eine nachtheilige Weise zu unterbrechen und zu stören im Stande sein möchte. Der Erfolg hat die schon in der ersten Zeit allerdings etwas kühn gestellte Prognose auf eine glänzende Weise gerechtfertigt, und auf jeden Fall scheint es Gewinn, dafs diese Kranke weder dem Mesmerismus, noch der Homöopathie anheimgefallen ist.

Dennoch mufs hier ein Umstand angeführt werden, der auf die von jetzt an bemerkbare Verminderung der Krämpfe nicht ohne Einflufs zu sein schien, und wobei vielleicht feine magnetische Einwirkungen statt fanden. Nachdem nämlich die Mutter, eine gesunde Frau von mittleren Jahren, sich eines Tages zu der Kranken ins Bette gelegt hatte, bemerkte sie, dafs die Zuckungen während jener Zeit an Stärke abnahmen, und bei regelmäfsiger Anwendung dieses einfachen Mittels sistirten im Laufe des vorigen Sommers wirklich nach und nach die Krämpfe täglich um Mittag während einer bis anderthalb Stunden, so dafs ruhiger Schlaf eintrat; auch war überhaupt eine Abnahme ihrer Intensität nicht zu verkennen, wiewohl sie noch regelmäfsig Morgens 7 Uhr eintraten, und erst Abends gegen 9 Uhr völlig aufhörten. Um jene Zeit bekam die Kranke auch dickflüssige Nahrungsmittel zu geniefsen; feste Speisen dagegen nahm sie nicht. — Im August entstand eine freiwillige, sehr starke Salivation, die fast zwei Monate anhielt, und dann einem serösen Durchfalle Platz machte, der häufig eintrat und ziemlich lange dauerte, ohne die Kranke merklich anzugreifen. Zu erwähnen ist noch, dafs schon seit längerer Zeit der unfreiwillige Abgang des Urins aufgehört hatte, so wie überhaupt, auch während der Krämpfe, jetzt weit mehr Besinnlichkeit statt fand, so dafs schon im vorigen Herbst die Kranke sich

häufig mit ihren Angehörigen unterhalten haben soll. Nur gegen Fremde beobachtete sie fortwährend grofse Zurückhaltung, und erst im Februar dieses Jahres gelang es mir, ihr Rede abzugewinnen. Sie begann jetzt auch mitunter am Tage sich mit kleinen Handarbeiten, so viel es die immer schwächer werdenden Zuckungen erlaubten, zu beschäftigen; klagte aber häufig über ziehende Schmerzen im Kreuze und im Leibe. Da sich gleichzeitig die Brüste zu wölben begannen, und überhaupt der Körper an Gröfse und Umfang merklich zugenommen hatte, so konnten diese Schmerzen wohl als Vorläufer der Pubertätsentwickelung betrachtet werden, und sie erhielt eine Zeitlang leichte Eisenmittel und Tinctura Hellebori nigri, jedoch ohne deutlichen Nutzen, in sofern bis jetzt die Catamenien sich nicht eingestellt haben.

Die anscheinend günstige Einwirkung des vorhin bemerkten Zusammenliegens mit der Mutter, wodurch übrigens letzte weder eine Abnahme ihrer Kräfte, noch sonstige Beschwerden verspürte, gab Veranlassung, im Anfange des letzten Sommers einen Versuch mit einem jungen Hunde zu machen, dem zu den Füfsen der Kranken, im Bette, sein gewöhnlicher Platz angewiesen ward. Das Thier magerte ab, verfiel in Zuckungen, und starb endlich; während der Zustand der Kranken sich auffallend besserte.

Während des vergangenen Sommers wohnte die Kranke längere Zeit auf dem Lande, und der Genufs der freien Luft, so wie die Anwendung von Bädern aus Branntweinstrank, beseitigten den letzten Rest der früheren Beschwerden, so dafs sie jetzt ein vollkommenes Bild der Gesundheit darbietet. Appetit und Schlaf, Lebhaftigkeit des Geistes und Heiterkeit des Gemüthes, frisches Ansehen bei wirklich schönen Zügen, lassen wenig zu wünschen übrig; und nur die, nach einer mehr als dreijährigen Unthätigkeit zurückgebliebene Zartheit der Haut unter den Fufssohlen erinnert sie, bei den bekannten Vorzügen des Ham-

burgischen Strafsenpflasters, noch bisweilen an ihre überstandenen Leiden.

Bei Betrachtung des beschriebenen Krankheitsfalles dürfte man nun wohl über die Natur desselben und die erregenden Ursachen, schwerlich in Zweifel sein. Offenbar gehört er in die Klasse der sogenannten Entwickelungskrankheiten, bei denen das harmonische Verhältnifs des Nervensystems gestört erscheint, so dafs die sympathischen Geflechte ihre natürlichen Gränzen überschreiten, und ein temporäres Uebergewicht über das Cerebralsystem erlangen. Er erinnert übrigens lebhaft an einen Fall, den Ref. vor etwa sechs Jahren beobachtete, wo ganz ähnliche stürmische Bewegungen die Geschlechtsentwickelung begleiteten, nur dafs statt des Veitstanzes, eine vollkommene Starrsucht (Catalepsis) sich ausbildete, mit jener merkwürdigen Flexibilitas cerea, wobei die Kranke in jeder ihr gegebenen Stellung oft zu halben Stunden und länger verharrte. Auch hier erfolgte gänzliche Genesung bei exspectativem und temporisirendem Verfahren.

Bei weitem schwerer möchte die Beantwortung der Frage sein, wie jene oftbesagten Töne entstanden? — Dafs bei hysterischen Krämpfen häufig wundersame Laute vernommen werden, ist bekannt, und in vielen Büchern zu lesen. Doch finden sich bei den Beobachtern, so viel ich weifs, keine Nachrichten von so auffallenden Tönen, die der Materie des menschlichen Körpers so wenig entsprechen, und die man in der That hinreichend zu würdigen nur im Stande ist, wenn man sie selbst gehört hat. Sehr charakteristisch und vollkommen den Eindruck bezeichnend, den die Art der Töne auf den Beobachter machten, wiewohl nichts erklärend, ist das Wort eines sehr achtungswerthen Collegen, welcher sagte: «Sie scheint die Töne durch den Einflufs des Willens auf das todte Holz hervorzubringen.» — Dafs weder Mund noch Hände, noch Füfse, oder sonstige äufsere Theile dabei wirksam waren, ist schon oben bemerkt. Es bleibt also, wenn ja

das

das Unerklärliche gedeutet werden soll, nur übrig, eine Art des willkührlichen oder unwillkührlichen Bauchredens, oder Brustredens anzunehmen (wiewohl auch das Hörrohr hierüber keinen Aufschluſs gab), oder auch die Sache so lange auf sich beruhen zu lassen, bis es vielleicht der Urheberin der Töne selbst gefallen möchte, wofern sie es kann, mehr Licht in diese Erscheinungen zu bringen. Bis jetzt freilich sind alle Versuche, sie dazu zu bewegen, fruchtlos gewesen. Sie erklärt kurzweg, nichts davon zu wissen.

Nachträglich ist zu bemerken, daſs am 20. November 1833 sich zum erstenmal die Catamenien ganz normal einstellten. Gegen die Mitte December überstand die Kranke das Scharlach, und genieſst jetzt wieder einer ungestörten Gesundheit.

V.

Schriften über Volkskrankheiten.

1. De Influentia morbo anni MDCCCXXXIII. Commentatio qua Viro Excell. Exper. Carolo Gottlobo Kuehn P. P. O. Doctoratus in medicina impetrati semisecularia gratulatur interprete Justo Radius Societas medica Lipsiensis. Lipsiae, die XXIX. M. Augusti, Anni MDCCCXXXIII. 4. IV et 24 pp.

Der gelehrte Verf. hat in dieser Abhandlung ein treues Bild der Influenz von 1833 entworfen, zum Theil nach eigenen zahlreichen Beobachtungen, zum Theil nach fremden, brieflichen und litterarischen Mittheilungen. Diese merkwürdige Epidemie ist uns allen noch in frischem Andenken, und viele haben an sich selbst empfunden, mit welcher Gewalt sie die Organismen ergriff, gesehen, welche

ernste Complicationen sie eingehen, zu welcher Entzündlichkeit, welcher Nervosität sie sich steigern konnte. Noch kennen wir nicht ihren ganzen Umfang, und erwarten namentlich über ihren Ursprung ähnliche Nachrichten, wie die von Kollmann über ihre Vorgängerin von 1831 aus Java gegebenen (s. Bd. 26. H. 4. S. 389 d. A.). Die vorliegende Beschreibung aber, die nicht wie viele andere im Tone der Oberflächlichkeit gegeben, auf wahren wissenschaftlichen Werth Anspruch macht, ist sehr verdienstlich, und noch in späteren Zeiten werden gelehrte Aerzte dem Verf. dafür Dank wissen. Es sind von ihm in der Schilderung des einfachen Uebels drei Grade angenommen worden, von denen sich der leichteste von einem gewöhnlichen Katarrh kaum unterschied, und den Kranken nicht eben beschwerlich fiel, der zweite und dritte aber die bekannten nervösen und Fieberzufälle hervortreten liefs. Die inflammatorische und die gastrische Form der Grippe, so wie die mancherlei örtlichen Entzündungen, welche häufig genug vorkamen, und die anfänglichen ängstlichen Abmahnungen von Aderlafs als ungegründet zeigten, schildert der Verf. der Natur gemäfs, so wie die mancherlei gefährlichen Complicationen und Uebergänge, bei welcher Gelegenheit sich Ref. eines seltenern von ihm beobachteten Falles erinnert, wo nach Beseitigung eines ganz ernsthaften entzündlichen Brustleidens die Grippe in ein tägliches Wechselfieber überging, und ihn nöthigte, die Kur mit Chinin zu beschliefsen. Was bis dahin über die Verbreitung der Influenz bekannt geworden war, hat der Verf. mit seiner gewohnten Genauigkeit aufgezeichnet. Manche interessante Notiz ist unterdessen noch hinzugekommen, weshalb wir wohl wünschen, dafs es dem Verf. gefallen möge, bei Gelegenheit noch einen Nachtrag zu seiner schönen und gehaltvollen Arbeit zu liefern, deren aufmerksame Berücksichtigung wir unseren Lesern angelegentlich empfehlen. Die statistische Herausstellung der während der Grippe so ungünstigen Sterblichkeitsverhältnisse, welche

in früheren Zeiten wegen mangelhafter Todtenlisten nicht so auffallen konnten, würde den grofsen Einfluſs der Influenzepidemieen auf den Gesundheitszustand der Völker recht anschaulich machen, würde auch mit Zahlen beweisen, daſs hinter den bloſsen Katarrhen sich ein noch mächtigeres Agens verbirgt. Am Schlusse steht ein Verzeichniſs der bis dahin über die Influenz von 1833 erschienenen Abhandlungen und Notizen, und beigegeben ist ein Verzeichniſs der Mitglieder der medicinischen Gesellschaft zu Leipzig, welcher anzugehörenRef. sich zur grofsen Ehre schätzt. Mit keiner geeigneteren Schrift konnte sie dem hochverdienten und berühmten Jubelgreise, dem Hrn. Prof. Kühn, ihren Glückwunsch abstatten.

---

2. Der Katarrh und die Folgeübel vernachlässigter Katarrhe, nebst einer historischen Skizze der Influenza (la Grippe). Von Dr. Ad. Richter. Wien, Verlag von F. Tendler. 1833. 8. IV u. 54 S.

Der versprochenen historischen Uebersicht wegen wurde Ref. auf dieses Schriftchen aufmerksam, und faſste von Hrn. Dr. R., der sich eine so schwierige Aufgabe gesetzt, eine recht vortheilhafte Meinung. Die Ankunft des Büchleins zerstörte indessen alle Illusionen, vereitelte alle Hoffnungen auf eine gediegene Untersuchung, zu denen der Titel berechtigt hatte. Was der Verf. eine historische Skizze nennt, ist nichts weiter, als eine ziemlich langweilige Wiederholung vereinzelter Ansichten von Blumenbach, A. F. Hecker, Metzger, Most, Vogel, Wittwer u. a. über die Influenzen von 1780, 1782 und 1803, ohne alle Spur von gründlichem Studium des Gegenstandes. Diese Skizze ist im zweiten Abschnitt enthalten; im ersten giebt der Verf. eine allgemeine Darstellung der Katarrhe, die zum Zweck haben soll, « die Men-

schen vorsichtiger zu machen, und ihre volle Aufmerksamkeit auf ein Leiden zu lenken, das vernachlässigt, oder verkehrt behandelt, zur unheilbaren Lungensucht führt.» Wir wissen auch aus diesem Abschnitt nichts irgend Bemerkenswerthes hervorzuheben, und halten dafür, dafs das Schriftchen ohne Schaden für die Wissenschaft füglich hätte ungedruckt bleiben können. — Eine historische Darstellung der Influenzen ist der Gegenstand der vorjährigen Preisaufgabe für die Studierenden hiesiger Universität. Möchte irgend eine gediegene Arbeit zum Vorschein kommen, und den Ueberblick über die so verschiedenartigen Influenzepidemieen einigermaafsen erweitern!

---

3. Das epidemische Katarrhal-Fieber, auch die Grippe und Influenza genannt, die Wichtigkeit des Hustens und Schnupfens, so wie deren Verhütung und Heilung. Eine Abhandlung für Nichtärzte von Dr. J. C. F. Rolffs, Kreisphysicus u. s. w. Köln, bei H. A. Arend. 1833. 8. VI u. 30 S.

Der Verf. bringt zuvörderst dem nichtärztlichen Publikum die Influenz von 1782 in Erinnerung, beseitigt bei dieser Gelegenheit die ganz ungegründete Annahme einer zwanzigjährigen Periode in der Wiederkehr der Influenzen, die von Himly ausgegangen, bekanntlich von Most vertheidigt wurde, und belehrt dann seine Leser in populärer Schreibart über die Symptome und den Verlauf der Grippe, die Bedeutung derselben, so wie über die Ursachen, die Verhütung und Heilung der Katarrhe. Wir begegnen hier überall den allgemein angenommenen, bewährten Grundsätzen über diese Krankheit, und glauben, dafs das Schriftchen des Hrn. Dr. R. manchen nichtärztlichen Leser von seiner Nichtachtung der Katarrhe zurückgebracht haben wird.

---

4. Diss. inaug. medico-litteraria exhibens Loimographos seculi XIII. et XIV. auctore Carolo Bernt, Bohem. Pragens. Vindobonae 1831. 8. pp. 45.

5. Diss. inaug. medico-litteraria exhibens Loimographos seculi XIV. et XV. auctore Joann. Duftschmid, Austriaco-Lincens. Vindobonae 1832. 8. pp. 89.

Diese beiden Wiener Dissertationen sind Ref. erst vor kurzem zu Gesicht gekommen. Sie verdienen jedenfalls der Vergessenheit, welche den Inauguralabhandlungen schon im Augenblicke ihres Erscheinens droht, entzogen zu werden, weil sich in ihnen ein wohlzubeherzigender Gedanke des Hrn. Prof. Jos. Bernt realisirt, den er selbst in der Vorrede der erstgenannten Abhandlung seines Sohnes ausspricht. Er hält es nämlich für zweckmäfsig, die Pestlitteratur des Mittelalters bis auf die neueren Zeiten herab aus dem Staube der Bibliotheken hervorzuziehen, und einer sorgfältigen Kritik zu unterwerfen. Allerdings würde bei diesem Unternehmen manches Schätzbare zu Tage gefördert werden können, und den Doctoranden würde eine Reihe interessanter Gegenstände zu Gebote stehen, deren Bearbeitung nicht über ihre Kräfte hinausginge. Indessen hat der berühmte Vorredner wohl für diese Art Arbeiten zu enge Gränzen gezogen, denn die Beschäftigung mit den bloſsen Büchern, welche doch immer nur das Material zu wissenschaftlichen Untersuchungen liefern, verliert gar zu leicht die höheren Zwecke des Studiums aus den Augen, und wenn er sogar seinen Schülern den Rath giebt, nur die ärztlichen Schriftsteller zu berücksichtigen, die übrigen historischen Quellen aber bei Seite liegen zu lassen, so ist nicht gut abzusehen, wie dabei eine gründliche Erforschung der einzelnen Pestepidemieen gedeihen soll, auf die es doch wesentlich ankommt. Denn oft haben gerade die Aerzte die mangelhaftesten Nachrichten über Epidemieen, und oft bekommen ihre hingeworfenen, zusammenhanglosen Aeufserungen über einzelne derselben nur durch

die Berücksichtigung der gleichzeitigen Schriftsteller ihre Deutung. Die Pest in Athen, die Thucydides beschrieben, würde uns unbekannt sein, wenn wir uns auf Hippokrates verlassen wollten. Ueber die grofse Pest unter Antonin, im zweiten Jahrhundert, giebt Galen so ganz mangelhafte Andeutungen, dafs wir durch ihn eine ganz schiefe Ansicht von derselben erhalten würden. Aehnliche Beispiele könnten aus dem Mittelalter in grofser Zahl angeführt werden. Die englischen Aerzte haben bis nach der fünften Schweifsfieberseuche über diese merkwürdige Krankheit nichts bekannt gemacht, und was die deutschen Aerzte von der Schweifsfiebersenche in Deutschland haben drucken lassen, ist keinesweges von so erheblichem Werthe, dafs ein genügendes Bild derselben danach entworfen werden könnte. Viele, und nicht unwichtige Epidemieen, sind in ärztlichen Schriften sogar unerwähnt geblieben. Die Gründe anzugeben, warum die Aerzte ihren wissenschaftlichen Beruf in den Epidemieen so selten erfüllt haben, würde hier zu weit führen, man glaube aber nur der Versicherung des Ref., dafs die Sache sich so verhält, und so leuchtet es denn auch ein, dafs ein litterarisches Studium der Pestepidemieen, wie der Hr. Vorredner es verlangt, ein ziemlich unfruchtbares sein werde. Hier mufs eine Angabe die andere ergänzen, alle historischen Denkmäler müssen aufgesucht und sorgsam verglichen werden, man darf keine einseitige Auswahl treffen wollen, die nur zum Nachtheil der Wahrheit ausfallen würde.

So viel von dem Standpunkte dieser Arbeiten. Die ärztlichen Schriftsteller, von denen Hr. C. Bernt spricht, sind folgende: 1) Leonardus Augustus aus Bergamo, lebte um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts in Cremona, und schrieb ein ungedrucktes Repertorium de peste in drei Büchern, welches dem Verf. nicht zu Gesicht gekommen ist, bei dem grofsen Rufe des Mannes aber wahrscheinlich wichtige Angaben enthält. 2) Angelus Camerinensis, Leibarzt Bonifacius VIII. zu Ende des drei-

zehnten Jahrhunderts, und hinterliefs ein ungedrucktes, in Wien ebenfalls nicht vorhandenes Werk über Schutzmittel gegen die Pest. — 3) Arnoldus de Villanova. Die Lebensgeschichte dieses berühmten Mannes hat der Verf. in der gewöhnlichen Verwirrung vorgetragen; am wahrscheinlichsten ist es, dafs er 1313 starb, worüber Astruc's Histoire de la faculté de Montpellier hätte nachgesehen werden können. Eigenes Studium der Werke des Mittelalters vermifst Ref.; der Verf. beschränkt sich fast nur darauf, mancherlei Stellen aus bekannten litterärhistorischen Werken anzuführen. Damit sind wir nun schon am Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Und in welcher Fülle sind wichtige Nachrichten über die Pest aus diesen beiden Handschriften noch auszumitteln! Man vergleiche nur vorläufig Webster und Schnurrer! — 4) Nicolaus de St. Sophia. Wichtiger ist ohne Zweifel der hier weggebliebene Galeazzo di St. Sophia, dessen Ansichten Ref. in seinem schwarzen Tode gewürdigt hat. Die Schriften von Nicolaus über die Pest sind noch ungedruckt. — 5) Caesar Pallavicinus, aus Cremona; seine Schriften sind noch nicht gedruckt. — 6) Gentilis Fulginas. Ueber diesen berühmten Arzt, der in Perugia ein Opfer des schwarzen Todes wurde, ist der Verf. ausführlich, und liefert einen Auszug aus seinen Schriften. Man vergleiche hierüber, so wie über die beiden folgenden Aerzte, die Mittheilungen des Ref. a. a. O. — 7) Guido de Cauliaco, und 8) Raimundus Chalin de Vinario, einer der geistreichsten Männer des vierzehnten Jahrhunderts, dem der Verf. wohl hätte ein redenderes Denkmal setzen können, als dies in einem blofsen Auszuge aus seinem Pestbüchlein möglich war. — Es ist nicht ersichtlich, warum der Verf. den berühmten Valescus von Taranta weggelassen hat, der noch während der letzten Nachwehen des schwarzen Todes, 1382, in Montpellier als Arzt auftrat, und den Nachkommen überlieferte, was sich im funfzehnten und sechzehnten Jahr-

hundert in unzähligen Pestschriften wiederholt hat. Anderer nicht zu gedenken.

Der zweite Verf., Hr. Dr. Duftschmid, hat sich in der Chronologie nicht eben nach dem Titel seiner Dissertation gerichtet, worauf es denn auch bei dieser Art Arbeiten weniger ankommt, sobald nur die einzelnen Artikel mit Sorgfalt ausgearbeitet sind, wie denn dies hier wohl geschehen ist. Wir wollen auch hier die aufgeführten Aerzte einzeln durchgehen: 1) Nicolaus Bertrucius, ein Lombarde, nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Seine in den gangbaren Litteraturwerken verzeichneten Schriften waren noch im sechzehnten Jahrhundert beliebt. Der Verf. giebt bei ihm, wie bei den folgenden, einen Auszug aus den die Pest betreffenden Stellen, ohne sich jedoch auf Kritik einzulassen. — 2) Guilelmus Placentinus de Saliceto, der berühmte Veroneser Chirurg aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert. — 3) Joannes Michael Savonarola (starb 1462), ein berühmter Lehrer in Ferrara, bei dem sich vortreffliche Aeufserungen über Pestansteckung und Disposition dazu finden. — 4) Antonius Guainerus, aus Padua, wo er gegen 1440 starb. — 5) Thomas de Garbo, ein Florentiner des vierzehnten Jahrhunderts, von dem Herr Prof. Bernt ein Consiglio contro la pestilentia, enthalten in dem sehr seltenen Schriftchen von Marsilius Ficinus: Contro alla peste, Fiorenza, 1576. 8. besitzt. Der Verf. liefert davon einen Auszug. — 6) Valescus de Taranta. Sein Geburtsjahr ist nicht 1382, wie hier steht, sondern in diesem Jahre begann er die Heilkunst auszuüben; 36 Jahre später (1418) kam er mit seinem Philonium zu Stande. — 7) Albicus Sigismundus, aus Mährisch Neustadt, ein berühmter Lehrer der Medicin in Prag, 1404 Doctor in Padua, Leibarzt Kaiser Wenzel's, und 1411 Erzbischoff von Prag. Aufser den gedruckten, im Lindenius renovatus verzeichneten Praxis medendi, besitzt die Wiener Bibliothek einige ärztliche Manuscripte

von diesem merkwürdigen Manne, aus denen der Verf. eine Stelle hat abdrucken lassen. — 8) Joannes Baverius sive de Baveriis, aus Imola, ein Arzt in Bologna um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts. Eine recht vollständige und gute Litterarnotiz. — 9) Capellutus Rolandus, ein Augenzeuge der Pest von 1460, und 10) Albertinus, ein Professor in Bologna, in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, von dem nur noch einige, von dem Verf. nicht gesehene Handschriften existiren. — Hätte es Hrn. B. und D. gefallen, die wissenschaftlichen Ansichten dieser Schriftsteller über die Pest in geeigneter Form darzustellen, so würden sie leicht haben zeigen können, dafs diese vieles Wahre und Interessante enthalten, die vornehme Verachtung der Latinobarbaren also, in der sich viele der Geschichte unkundige Neuere gefallen, durchaus ungegründet ist, wie Ref. dies bei einer anderen Gelegenheit hinreichend erwiesen hat. Die blofsen Auszüge geben keinen lebendigen Ueberblick, die Materie mufs bearbeitet, beherrscht werden.

---

6. The black Death in the fourteenth century, from the German of J. F. C. Hecker, M. D., translated by B. G. Babington, M. D. London, A. Schlofs. 1833. 8. XII u. 205 S.

Babington's Uebersetzung des schwarzen Todes ist in diesen Annalen bisher noch unerwähnt geblieben, verdient aber unter den Schriften über Volkskrankheiten, ihrer vortrefflichen Ausführung und einer nicht unwichtigen Zugabe wegen, eine eigene Stelle. Sie liest sich, ungeachtet die Gedanken des Verf. wörtlich wiedergegeben sind, durchweg wie ein englisches Original, und hat sich vorzüglich wohl deshalb einer sehr günstigen Aufnahme in England zu erfreuen gehabt. Nur über eins möchten

wir mit dem Uebersetzer rechten — seine Unbekanntschaft mit dem, was die allgemeine philosophische Naturanschauung von der kosmischen Beziehung der Organismen, von dem Leben des Universums lehrt, Begriffe, die in Deutschland jedem denkenden Naturforscher geläufig, in England aber durchweg so unbekannt geblieben sind, dafs Hr. B. in der Vorrede versichern konnte, sie wären von Osten gekommen, und erst von dem Verf. wieder ins Leben gerufen worden. Wer mit dem abgeschlossenen Geiste der englischen Bildung vertraut ist, dem wird diese Aeufserung erklärlich scheinen, die uns freilich sehr auffallend und abweichend von der allgemeinen Ueberzeugung vorkommen mufs. Die erwähnte Zugabe ist ein beträchtlicher Theil von Kay's Schrift über den englischen Schweifs, in der Ursprache. Das Original ist in Deutschland nicht vorhanden, und deshalb Ref. bei der Ausarbeitung seiner historischen Monographie über jene Krankheit sehr wohl zu statten gekommen. Eine englische, sehr gelungene Uebersetzung des Geifslerliedes hat Ref. mit vielem Interesse gelesen; eben dieses Lied ist eines der denkwürdigsten Ueberbleibsel des Mittelalters.

Die Leser werden sich wohl noch eines abenteuerlichen Gutachtens der Pariser Facultät über den schwarzen Tod erinnern, das Ref. aus Muratori's Sammlung mitgetheilt hat. Unterdessen sind demselben durch die Güte des Herrn Professor Fuchs in Würzburg aus den Handschriften der Königl. Bibliothek in Paris zwei wichtige Actenstücke zugekommen, die so durchweg den Geist des Mittelalters athmen, dafs sie als werthvolle historische Documente betrachtet werden können Wir glauben daher der Beistimmung unserer Leser gewifs zu sein, wenn wir sie bei dieser Gelegenheit zur öffentlichen Kunde bringen. An die Astrologie wird man sich um so weniger stofsen, da es genugsam einleuchtet, wie wenig selbst die gegenwärtige Generation, die so gern sich selbst lobpreist, vor noch viel schlimmerer Bethörung sicher ist. War es mög-

lich, dafs Hahnemann's Falle so viele anlocken konnte, dafs das Unglaubliche unter uns wirklich wurde, so halte man doch die scharfen Urtheile über einen, an sich edeln Irrthum des menschlichen Geistes zurück, der in einem von dem Glanze der Wissenschaften noch nicht erleuchteten Zeitalter auch in die Ueberzeugung der Weisesten übergegangen war.

I.

Compendium de Epidemia per Collegium facultatis medicorum Parisiis ordinatum 1348. —

(Duo exstant hujus compendii codices in Bibliotheca regia Parisiensi:

a. Nro. 7082. Chartac. 4to. Saec. XIV. — Fol. 45 — 50. — Ex bibliotheca Sti Victoris. — Incomplet. — Explicit S. II. T. II. c. II.

b. Nro. 7026. Chartac. 4to. Saec. XVII. — Fol. 49 — 81. — In margine folii 49 legitur: Ex duobus manuscriptis exscriptum, alterum ex Bibliotheca S. Victor. Parisiens., alterum ex Bibliotheca viri doctissimi et medici peritissimi domini Renati Morelli. — Explicit incipio Summae secundae; rursus incepit c. c. II. Tr. II. S. II.

Ambo isti codices solliciter comparati textum subsequentem praebuere.) —

Prooemium.

Visis effectibus, quorum causa latet etiam ingeniosissimos intellectus, mens humana in admirationem deducitur, et, cum ei insit apprehensionis boni verique innata cupido (nam omnia bonum appetunt et scire desiderant, ut secundum philosophum apparet evidenter), denique post hujusmodi admirationem anima prudens, tam ordinato appetitui

non resistens, sed de sui perfectione sollicita, effectuum mirabilium causas reperire totis conatibus elaborat. — Sic etiam plures modernos sapientes astrologos ac medicos circa causas epidemiae ab anno Dom. millesimo CCCmo quadragesimo quinto currentis audivimus hoc fecisse. — Verum quia ex ipsorum declaratione adhuc quam plurima dubitationis materia exurgebat, idcirco nos omnes et singuli magistri de Collegio facultatis medicorum Parisius ad mandatum illustrissimi principis et domini nostri, serenissimi domini Philippi Francorum regis incitati, utilitati etiam publicae intendere cupientes, causas praesentis epidemiae universales et remotas, particulares et propinquas, nec non et salubria remedia, quantum ipsius rei natura humano intellectui se subjicit, clarissimorum philosophorum antiquorum dictis et etiam modernorum sapientum, tam astrologorum, quam medicorum, certioribus sententiis innitentes, Deo nobis ministrante, praeposuimus sub brevi compendio declarare; et si non omnia, quae vellemus, elucidare possumus, cum de his certa et omnino perfecta cognitio inveniri non possit, ut innuit Plinius libro suo libr. 2. capit. 39. sic dicens: Tempestatum rerumque quasdam statas esse causas, quasdam vero fortuitas, aut adhuc rationis incompertae, manifestum est; — nihilominus tamen ad deficientium supplementum per haec, quae dicentur, viam habere poterit quilibet sedulus perscrutator. —

Hujusmodi autem compendii duas summas ponemus, in quarum prima de causis hujus pestilentiae, unde provenerit, inquiremus, sine quarum prima notitia nullus ipsam poterit artificialiter medicari. — In secunda remedia praeservativa et aliqua curantia subjungemus. —

Primae summae erunt tria capitula. — Nam ista epidemia a duplici provenit causa, quarum una est remota, quae superior est et coelestis, altera vero propinqua, quae inferior est et terrestris, a prima dependens causaliter et effective. — Primum igitur Capitulum erit de causa prima,

secundum de secunda; — tertium erit de prognostione et signis, quod erit annexum utrique.

Summae secundae erunt duo tractatus; — primus erit de remediis praeservativis per diaetam, secundus de remediis curativis et praeservativis per medicinalia. —

Primo erunt quatuor capitula. — Capitulum primum erit de electione aëris et ipsius rectificatione. — Capitulum secundum erit de exercitio et balneo. — Tertium de cibis et potibus. — Quartum de somno et vigilia, inanitione et repletione, et accidentibus aliis.

Tractatus secundi vero erunt tria capitula. Capitulum primum erit de remediis universalibus. — Capitulum secundum de remediis particularibus et appropriatis. — Capitulum tertium erit de antidotis. —

Summa prima.

De causis, prognosticatione et signis. —

Capitulum I. De causa universali et remota.

Dicamus ergo, quod remota et primana causa istius pestilentiae fuit et est aliqua constellatio coelestis. Anno namque domini MCCCXLV fuit maxima conjunctio trium superiorum planetarum, scilicet 20. die, mense Martii in aquario, prima hora post meridiem; — quae quidem conjunctio, cum aliquibus conjunctionibus et eclipsibus prioribus, corruptionis pernecabilis ipsius aëris circumdantis causa existens mortalitatem nec non et alia multa signavit, de quibus, quod ad nostrum non spectat praepositum, nunc taceamus. Quod autem ita sit, testatur Aristoteles libro suo de causis proprietatum elementorum circa medium, dicens: quod mortalitas gentium et regna vacua fiunt apud conjunctionem stellarum duarum, Saturni scilicet et Jovis. — Propter permutationem ipsorum de triplicitate ad triplicitatem accidunt accidentia magna et hoc est inventum apud philosophos magnos antiquos et Albertus de

Colonia libro suo de causis proprietatis elementorum tractatu 2. capitulo 1. dicit, quod conjunctio duarum stellarum, scilicet Martis et Jovis, inducunt magnam pestilentiam in aëre et potissime quando in signo calido et humido, sicut tunc fuit, conjunguntur. — Nam Jupiter, planeta calidus et humidus a terra et aqua vapores malos elevavit; Mars vero, cum sit intemperate calidus et siccus, vapores elevatos ignivit; idcirco per aërem multiplicia fuerunt fulgura, scintillantes pestiferi vapores et ignes, praesertim quia Mars, planeta malevolus, choleram generans atque guerras, a sexta die Octobris anni quadragesimi septimi usque in finem Maii anni praesentis fuit in Leone una cum capite Draconis, quae omnia, quia sunt calida, multos vapores attraxerunt et ob hoc et hyems non fuit frigida, ut deberet. Mars etiam, quia fuit retrogradus, plures ab aqua et terra vapores attraxit, qui aëri conmixti ipsius substantiam corrumpunt et est, quia Jovem aspexit aspectu malo, scilicet quarto; — ideo dispositionem seu qualitatem malam in ipso aëre naturae nostrae inimicam et repugnantem causaverunt. — Et inde etiam generati sunt venti validi, quia secundum Albertum quarto metheororum Jupiter habet in proprietate sua elevare materiam ventorum fortium, qui ut plurimum meridionales existentes caliditatem et humiditatem superfluam in istis inferioribus induxerunt. — Humiditas tamen in nostra regione caliditatem superavit. — Et hoc de causa universali et remota sufficit. —

Capitulum II. De causa particulari et propinqua.

Quamvis pestilenciales aegritudines fieri possint a corruptione aquae et ciborum, sicut accidit tempore famis et sterilitatis, ab aeris tamen corruptione aegritudines hujusmodi procedentes periculosiores esse censemus; aër enim malus nocibilior est cibis et potibus eo, quod velociter penetrat ad cor et pulmonem cum sui malicia; — credi-

mus, eam praesentem epidemiam seu pestem ab aëre corrupto in sui substantia et non solum in qualitatibus alterato immediate provenire. — Quod sic intelligi volumus: aër enim simplex de sui natura purus et clarus existens nec putrescit nec corrumpitur, nisi propter aliquid, quod ei de vaporibus malis permiscetur; — igitur multi vapores corrupti a tempore conjunctionum praedictarum a terra et aqua ipsarum virtute fuerunt elevati et in ipso aëre sparsi multiplicatique in aëre, — ex sequenti flatu ventorum autem meridionalium grassorum et turbidorum propter extraneos vapores humidos, quos secum deferunt vel detulerunt, ipsum aërem in sui substantia corruperunt: Qui quidem aër sic corruptus, necessario penetrans ad cor conflatu attractus, corrumpit substantiam specie, quae est in ipso, et putrefacit quod circumdat ipsum deinde humiditate, unde causatur caliditas egressa a natura, corrumpens principium vitae. — Haec est causa immediata epidemiae currentis. —

Insuper isti venti meridionales, in tantum apud nos multiplicati, potuerunt vel possent forsitan in futurum suo impetu vapores malos, putridos et venenosos aliunde ad nos transducere seu transduxisse, ut puto, a paludibus, lacubus, profundis vallibus, nec non a mortuis corporibus non sepultis nec combustis, quod pernecabilius esset, et sic causa Epidemiae fore posset; et fortasse hujusmodi corruptio potuit et poterit evenire una cum causis aliis propter putrefactiones in interioribus terrae coarctatas, quae quandoque motum terrae inducunt et de facto nuper induxerunt et sic nocentem faciunt et fecerunt aërem et aquam putrefaciendo. — Quorum omnium constellationes praedictae causae universales et remotae fuisse poterant.

Capitulum III. De prognosticatione et signis.

Mutationes temporum maxime generant morbos. — Antiqui enim concordati sunt et maxime Hippocrates, quod, si in quatuor anni temporibus aër corrumpitur vel

tempora suam consistentiam non servaverunt, in illo anno generantur pestilentiae et mortales passiones. — Quia igitur per experiencias didicimus, quod jam duorum tempora temporaliter se non reddiderunt (fuit namque hyems praeterita minus frigida quam deberet et multum pluviosa, ver ventosum et maxime pluviosum, aestas etiam longe minus calida, quam deberet, et maxime humida, in diebus suis et horis multum inaequalis et aër saepe perturbatus, post modum clarificatus; — apparitio futurae pluviae, absque hoc quod pluerit; — autumnus etiam multum pluviosus et nubilosus), unde totus iste annus apud nos aut plurima ejus tempora sunt et fuerunt calida et humida, ideo aër est pestilencialis: aër enim calidus et humidus non in temporibus anni sed in tempore pestilentiae. — Quare pestilentiam hic futuram, cujus causa est ex radici inferiori, maxime quia obedit malae impressioni coelesti, possumus universaliter forum dare, praesertim quia conjunctio praedicta fuit in signo occidentali. — Idcirco si futura hyems fuerit pluviosa multum et minus debito frigida, epidemiam circa hyemis finem vel in tempore veris timemus fore venturam. — Quod si fuerit, longa erit et periculosa; quando enim est mutatio in uno tempore, minus durare consuevit; quando vero in pluribus temporibus, prout fuit, sicut lucide patuit, longior et periculosior rationabiliter esse debet, nisi tum in contrarium qualitates futuri temporis permutentur. — Unde si hyems esset borealis vel frigida et sicca forsitan posset hujusmodi pestilentia retardari. — Quia diximus, futuram pestilentiam fore valde periculosam, volumus non intelligere, quod sit adeo periculosa, sicut fuit in partibus meridionalibus vel orientalibus. — Constellationes enim et aliae causae praedictae partes illas magis quam nostras inspexerunt. — Ista tamen cum indiciis astrorum secundum decimum Ptolomaei inter necessarium et possibile sunt reponenda; — amplius quia visae fuerunt exhalationes et inflammationes quam plurimae, veluti draco et sidera volantia; color etiam coeli icteritius et aër subrubeus

rubeus propter fumos adustos frequentius solito apparuit, fulgura etiam et corruscationes intensae, multae et frequentes, tonitrua etiam magna et venti adeo impetuosi et validi, ut plures multum terrenum commoverent, a partibus meridionalibus venientes (qui omnibus aliis deteriores existunt, cite putrefacti corpora magis disponentes), praesertim terrae motus fortes et multitudo piscium, bestialium et aliorum mortuorum in littore maris, nec non in pluribus partibus arbores pulvere coopertae; — quidam etiam se vidisse fatentur ranarum et reptilium multitudines ex putrefactione generatorum; — quae omnia magna in aëre et terra protendere videntur. Haec autem omnia multi sapientum, quorum digna existit memoria, certis experimentis inquirentes praedixerunt. Nil mirum igitur si epidemiam evenire futuris temporibus timeamus. —

Sed hic est advertendum, quod per haec, quae diximus, non intendimus excludere aegritudines, quod secundum praesentis anni constitutionem juxta sententias aphorismorum Hippocratis sunt venturae; annus enim multorum vaporum et plurimae humiditatis et plurimorum morborum: rursus, quia maxima particula generationis aegritudinum est passiva corporis praeparatio, unde nulla causa est apta agere sine patientis aptitudine, diligenter est advertendum, quod licet propter necessitatem conspirationis omnes periculum incidat aëris corrupti, aliquoties non tamen omnes de aëris corruptione infirmantur; sed plures qui ad haec scilicet fuerint praeparati: qui enim infirmantur, non evadunt, nisi paucissimi. — Corpora autem praeparata magis ad hujus pestilentiae impressionis susceptionem sunt corpora calida et humida eo, quod putrefactioni magis sunt obnoxia, corpora etiam malis humoribus repleta et opilata, quorum superfluitates non consummuntur nec expelluntur, ut oportet. — Malo etiam regimine utentes, exercitio coituque superfluo et balneo, ac rari ac debiles, ac multum timentes: infantes quoque ac mulieres et juvenes grossa corpora habentes et colorem rubeum vel cole-

ram rubeam plus aliis sunt custodiendi. — Sicca autem corpora habentes, superfluitatibus munda, utentes bono ac convenienti regimine tardius a pestilentia laeduntur. — Amplius promittere nolumus, quod Epidemia, quando a voluntate divina procedit, in quo non est aliud consilium, nisi quod ad ipsum humiliter recurratur: consilium tamen medici non deserendo. — Altissimus enim in terra creavit medicinam; — unde sanat solus languores Deus, qui de fragilitatis solio produxit in largitate sua medicinam. — Benedictus Deus gloriosus et excelsus, qui auxiliari non desinens, cunctam curandi doctrinam cum timentibus explicavit. Et haec de tertio capitulo et de tota prima summa sufficiant. —

Summa secunda. De remediis.

Summae vero secundae erunt duo tractatus; primus, qui regimen praeservativum duabus completur intentionibus; — prima est per diaetam quae in debita sex rerum non naturalium administratione consistit, secunda per medicinalia, quae per phlebotomiam, purgationes et alia antidota nobis innotescit; — primus igitur tractatus erit de remediis praeservativis per diaetam juxta sex rerum non naturalium debitam exhibitionem, cujus erunt quatuor capitula. —

Tractatus primus.

De remediis praeservativis per diaetam.

Capitulum I. De praeservatione corporis humani ab hujusmodi epidemia per aëris electionem et ejus rectificationem.

Oportet ab hujusmodi epidemia volentem praeservari, eligere aërem purum et clarum, prout erit possibile, nullis vaporibus corruptis permixtum, siccitati pertinentem. — Circa cujus electionem duae cadunt considerationes, una

est de aëris electione penes locum habitabilem, alia est de ipsius rectificatione penes sui substantiam et naturam. — Quarum ad primam Itali consilio intendimus, qui dicit: discedant habitantes a loco, in quo haec contingunt, si possibile est. — Semper autem sit habitatio extra ventos, quia per eos transeunt putredines, vel in domibus paucae humiditatis, quas aër multus non pertransit; — ex quo patet, quod istis temporibus nebulosis et suspectis meliores sunt bassae mansiones. Eligatur domus quae sit talis: distans a locis paludosis et foetidis et aquis malis stantibus et fossatis, cujus fenestrae a parte venti septentrionalis sint aptae, dum tamen hujusmodi venti per loca putrida et infecta non transeunt; et fenestrae meridionales oppositae sint fermatae, neque ante solis ortum apperiantur nec prius igne facto. Sint etiam fenestrae vitreatae vel de telo cereato, ut aër libere cameram non ingrediatur, nisi septentrionalis flaret purus et clarus vel circa meridiem, scilicet aëre per calorem solis depurato. — Habitationes vero in nemoribus minus consulimus; quae si in eis fiunt, portas apertas nemore a parte septemtrionali, coopertas a parte meridionali magis, quam alias, approbamus. — Quantum ad rectificationem aëris penes sui substantiam et naturam, est considerandum, quod si aër non sit purus et clarus, sed foetens et nebulosus, elegatur habitatio in camera et aëris malicia corrigatur igne facto de lignis siccis et odori feris. — Ligna autem ad hoc magis convenientia sunt de Junipero, fraxino, vite et fore maxime quercu juvene et spinis; — et praesertim in hyeme, in qua fiant suffumigationes aërem rectificantes de ligno aloës, ambra, musco, quoad divites et potentes, vel cum costo, storace calamista, olibano, majorana, mastice, fistite (?) et tamarisco et confinealibus. — De istis enim simplicibus mixtis vel singularibus fiant in hyeme suffumigationes aërem rectificantes, quae sint aromaticae, stipticae et jucundae, non vehementer calidae et inter ista cyperus et tamariscus magis ratione stipticitatis rectificant aërem ad

malas qualitates transmutatum. — Possunt etiam fieri trocisci ad fumigationem faciendam, quorum descriptionem ultimo capitulo reponemus. Fiantque hujusmodi fumigationes in solis ortu et occasu et media nocte; unde satis convenientes fieri possunt de olibano vel granis juniperi. Assa etiam aërem purificare dicitur, prohibere et removere foetorem aëris et ejus corruptionem. — Dicitur etiam malicia aëris removeri appositione frustri coctani (ac?) retenti super carbones accensos ..... quousque comburatur. — In aestate vero vel in tempore calido aëris malicia cum frigidis corrigitur et camera vel locus aspertionis et habitationis aqua rosata et aceto, vel aqua frigidissima cum aceto aspergatur et sternantur in ea frondes, folia et flores frigidi, sicut herbae virentes salicis, rosae centifoliae, folia vitis et similia. — Odorentur aquam roseam et acetum vel teneant spongiam infusam in aceto. —

Capitulum II. De exercitio et balneo.

De exercitio et balneo duae sunt considerationes; — prima quidem est de exercitio; unde non assueti exercitio isto tempore epidemiali nullatenus incipiant exercitari. — Assueti, si aërem habeant clarum, non minus solito, sed exercitentur, quod in eo necessitas attrahendi multum aërem non augeatur. — Si autem ad extra aërem clarum non habeant, sed densum et infectum, domo non exeant sed per cameras et aulas se exercitent panlative. Qui autem autores omnino exercitium prohibeant, de superflno vel regimine curativo in actuali morbo est exponendum. —

Secunda consideratio circa balneum habet locum; ipsum quidem credimus esse cavendum universaliter cum aqua calida, quoniam corpus nimis rarificat et humectat. — Quod si qui concedant, exponantur in multum assuetis; rarius solito tamen fiant; vel saltem intelligendi sunt in corporibus repletis grossis humoribus et compactis, quibus ante purgationem solet balneum hujusmodi convenire ad humores aliqualiter subciliandos, ut sint ad expulsionem magis apti. —

Capitulum III. De cibis et potibus.

Circa cibos et potus est considerandum, quod necessarium est, abstinere a cibo et potu superfluis et ab humidis, qui adducunt in epidemiam. — Sint igitur cibi subtiles id est facilis digestionis, boni sanguinis generativi; cujusmodi est panis de bono frumento bonae messis, bene coctus, sufficienter fermentatus, unius diei vel duorum ad plus, cum pauco furfure vel ordeo. — Carnes sint animales, agni edulini, vitulini, caprolini, cuniculi juvenes, pulli, gallinae, perdices, fasiani, sturni, capones et consimiles; omnes tamen assatae magis quam elixatae. — Mutones juvenes si eligi debeunt, per unum diem persaliantur. Elixatae etiam hujusmodi carnes condiantur cum speciebus aromaticis, specialiter cum cinnamomo et aceto; et omnes salsae ex speciebus laudabilibus condiantur, sicut sunt zinziber, gariofili, jujubae, cardamomum, nux muscata, galanga, muscus maris et specialiter crocus et cinnamomum cum aceto vel agresta. — In aestate tamen cum paucioribus speciebus et debiliori salsa cum aceto et agresta, in hyeme vero cum salsa fortiori condiantur. — Possunt etiam condiri carnes perdicio et gelatinis et speciebus antedictis. — Omnes autem aliae carnes isto tempore evitentur, quae sunt durae digestionis, humores grossos et inelectos vel flatulentos generantes, sicut sunt bovinae, specialiter antiquae, salsae multum, vaccinae, porcinae et aprinae et omnes aves in aqua degentes. — Amplius omnes pisces bonum est vitare et maxime bestiales et limosos, quia sunt citae putrefactionis; si tamen eis uti contingat, sint pisces squammosi de aquis mundis, dulcibus, petrosis et currentibus. — De marinis sint rogeri, solae, pleyces et consimiles et assati comedantur, ut plurimi, cum salsis specierum praedictarum et aceto et agresta. — Potagia de pluribus carnium laudabilium cum speciebus aromaticis et cum aceto vel agresta artificialiter praeparata (sint). Semel tamen in ebdomada pisis et lentibus uti possunt; resistunt enim putrefactioni propter siccitatem com-

plexionis ipsorum. — Uti etiam possunt boraginibus, spinartiis, bledis novellis de petrocillo et acetula et aliquando caulibus bene coctis et cum bonis carnibus praeparatis; raro tamen et in parva quantitate, quia sanguinem generant aquosum et putrefactioni praeparatum. — Ova etiam recentia cocta et comesta cum aceto vel agresta multum sunt juvativa. — Lacticuna etiam bonum est vitare, nam quod interdum caseus in fine comestionis potest fieri: in parva tamen quantitate lac et acetosum competit via medicinae, ut inferius adnotatur. — Praeterea quoque fructus omnis qualitatis sunt vitandi, quia sanguis inde generatus faciliter obedit putrefactioni, nisi sunt acetosi et stiptici, et tales sunt mala granata, pomum citrinum, citrangens, limones et his consimiles; — in hyeme vero et autumno pira, mespila, berberis, corneliae corneae, coctana et similia. — Concedunt etiam aliqui fructus de nucibus eo, quod veneno resistunt; debent tamen nuces assari, ut cortex exterior removeatur. — Rursus nocivum est, isto tempore mensam prolongare cum diversitate ciborum vel poculorum; nec debet cibus secundus recipi, nisi primo digesto. Circa potum est considerandum, quod isto tempore sitim tollerare est nocivum. — Sit autem potus vinum subtile, odoriferum, bene maturum et clarum et ab omni malo sapore alienum, juxta summentium consuetudines et vini fortitudinem lymphatum, hyeme tamen minus quam in aestate. Si autem aliqui antiquiores vinum prohibeant, hoc est, vel quia apud eos non erat tantus usus vini sicut nunc, vel quia vina habebant fortiora, vel hoc est, quia in regimine curativo et de alia aegritudine pestilentiali, proveniente magis a caliditate quam a putrefactione, loquebantur. — Amplius autem qui debent mane hinc equitare vel ita agere in tempore nebuloso et malo, vel ad infirmos infectos vel per loca suspecta transire, bibant modicum vini odoriferi cum modico panis assi, et si sit parum aceti, bonum erit; vel cum aliquo fructu convenienti ut pomis citri, vel aliquo apparato electuario cordiali, cujus

descriptio inferius reponetur. — Circa potum aquae est considerandum, quod aqua debet eligi bene munda et clara, de fonte mundo et claro, non suspecto, super lapides currente, vel fluvialis bene currens, cujus fundus sit mundus, non limosus nec tenosus sed petrosus. — Quae, si talis non habeatur, sed timetur, quod aliquam habeat maliciam, per decoctionem rectificetur. — Amplius non habentes vinum vel ipsum bibere non assueti aquam mundam, limpidam, decoctam cum pauco aceto bibant vel ptisanam ordeatam. —

Capitulum IV. De somno et vigilia, inanitione et repletione et accidentibus animae.

Quantum natura somno juvetur, bonum est perpendere; de nocte igitur conveniens est dormire. Somnus vero meridianus evitetur; nisi quod illi, qui sunt assueti, aliquantulum dormire possunt, post cibum acceptum longo intervallo; nocivum enim est consuetudinem ad contrarium permutare. Repletio autem et inanitio superfluae evitentur; — procuretur, quod ante comestionem feces cibi prioris ab intestinis expellantur, et venter ut erit possibile, laxus teneatur cum juribus carnium vel pureta pisorum et cicerum et interdum cum colatura de floribus cassiae fistulae, tamarindis et manna, si fuerint constipati: Si fuerint nimis repleti, evacuentur, sicut in capitulo de medicaminibus latius dicetur. — Coitus quoque venerei non sunt tempore epidemiali exercendi, nisi ab illis, quibus est permissum, si sint bonae complectionis et habitudinis, etiam semine multum abundantes, in quibus adhuc non competit, nisi raro. — De accidentibus animae est notandum, quod, quia nonnunquam infirmitas corporis ex accidentibus animae contingere potest, ira caveant et tristitia nimia quoque sollitudine; — sint bonae spei et fortis imaginationis; — cum Deo faciant pacem, quia inde mortem minus timebunt. — In gaudio vero et laetitia, quantum plus

poterunt, vivant et licet gaudium quandoque humectet corpus, saepius tamen et cor confortat. —

Expletus est igitur tractatus primus summae secundae ac incipit tractatus secundus, cujus sunt tria capitula. —

Tractatus secundus.

De remediis medicinalibus, tam praeservativis, quam curativis.

Capitulum I. De remediis universalibus.

Corpora sicca habentes seu desiccata a superfluitate vivendi, bono utentes regimine, evacuatione non indigent; sed praeservatio est solum per debitum regimen in aliis non naturalibus, quod ex summa prima patet manifestum. — Corpora vero humiditatibus repleta, cujusmodi scilicet istis opibus plurima corruptioni praeparata cito evacuentur; unde, si appareat a causa sanguinis mutatio, imminutioni absque mora insistendum est et qui semel phlebotomiam consuevit bis faciat, si virtus tolerare queat. — Fiat autem prima minutio de hepatica vel mediana juxta hominum consuetudinem et suorum medicorum consilium. — Praesertim consulimus, quod isti plebeji et agricultores, qui delicate non vivunt, phlebotomiam de mediana non omittant. — Corpora vero malis humoribus plena aliis a sanguine medicinis illis humoribus affermatis purgentur, (quod industriae medicorum particulariter operantium relinquatur, cum non possit una medicina omnibus purgandis corporibus appropiata componi), praevia his praeparatione cum syrupis diurnis, acetosis, opilationum appertivis, cum Zuccaro vel melle rosato clarificatis. — Quia tamen aliqui confectiones de melle prohibuerunt, dicimus, quod intellexerunt de his quae ministrantur via cibi. — In medicinis quoque istis temporibus cordiales basim confortantes nullatenus omittantur. —

Amplius quia in tali Epidemia consueverunt oriri apostemata in emittoriis perniciosa propter conversionem sub-

stantiae eorum ad substantiam venenosam corrumpentium imbrium et adducentia malam qualitatem ad cor; ideo succurratur eis, quando incipiunt apostemare, cum phlebotomia de brachio uno vel de duobus, si appareant apostemata super diaphragma, vel de saphenis si appareant sub diaphragmate. — Et forsitam bonum esset, apponere ventosam super locum apostematosum, ne forte malicia ad intra trahatur aut ..... medicus purgare cum medicina edulcente humorem putrefactum. — Deinde intendere opportet ad confortationem cordis cum epithematibus ad extra (vel confert epithema de succis cocciosolae) vel cum syrupis et aliis medicaminibus ad intra, in quibus omnibus sit infragratio et odoramentum sicut acetositas citri et Roob pomorum vel citrinorum et granata acetosa valde. —

Capitulum II. De remediis particularibus et appropriatis.

Medicinarum praesenti Epidemiae in regimine praeservativo appropriatarum quaedam cadunt in genus ciborum et medicamentorum simul, sicut acetum et lac acetosum, acetula et similia: quaedam vero in genus medicamentorum tantum ingrediuntur, sicut bolus armena, terra sigillata, agaricus, Theriaca et similia. — Et inter illas de aceto primitus est dicendum: aceto enim in cibo et potu uti in tempore epidemiali est nocumenti ipsius securatio. — In omni igitur comestione tempore epidemiali aceto est utendum; nec solum via cibi, verum etiam via medicinae; — utraque enim qualitate putrefactioni et corruptioni resistit. — Unde aliqui volunt, quod panis cum aceto modico condiatur; proficit enim mane summere bolum panis in aceto intinctum, vel in aqua et aceto, vel in vino et aceto. — Quia acetum ipsi stomacho affert quandoque nocumentum, corrigatur ejus malicia cum cinnamomo vel cum aqua masticis, quod ipsius reprimit maliciam, ipsum stomachum confortando. — Sed quia etiam ipsis membris pectoralibus nocet, idcirco diatragantum, penidia (?) vel Zucharum

rosatum et hujusmodi lenientia post ipsum exhibeantur vel sit acetum passulatum. — Habentes etiam pectus debile et stomachum ipso minus utantur. — Si etiam in eo radices casparis condiantur, via medicinae specialiter esset juvamentum, et non solum acetum vini est juvamentum, sed etiam acetum mali, granati, aqua limonum et similia. —

Amplius est considerandum, quod utentes grossis cibariis et juxta malas aquas habitantes, fortes et qui vinum paucum vel nullum bibunt, quandoque alliis uti possunt et specialiter in hyeme, quoniam calefaciunt humores frigidos et incidunt grossos, removent etiam aquarum maliciam, medicamenta modificant et sunt Theriaca ad omne genus veneni. — Caveant tamen ab eis habentes caput debile et delicate viventes, qui ut plurimum corporalia sustinent incommoda, quia allium omnem aegritudinem commovet, ad quam corpus est paratum. Amplius lac acetosum plurimum convenit, specialiter in regimine curativo et in aestate: est enim frigidae et siccae complexionis, de quo dicit Avicenna: quod . . . . minutatim incisa et mane comesta, lacte sorbito, maliciam removet venenorum. — Amplius acetosa confert apostematibus Epidemiae quae subito interficiunt, morbillis atque variolis: sed omnem . . . . modum exhibitionis in praeservativo regimine et curativo. —

De remediis aliis praeservativis, quae sola in genus medicamentorum ingrediuntur, quaedam sunt simplicia, quaedam composita. De simplicibus vero primitus est dicendum et primo de bolo seu de luto armenico. — Experimento enim habemus, quod mirabiliter confert epidemiae et plures quidem sanati a pestilentia magna erant consuetudine bibendi ipsum cum vino subtili; et nunquam visus est aliquis utens ipso assidue, qui non liberaretur ab Epidemia auxilio Dei et potentia ejus. — Et si bibatur in febre actuali pestilentiali, cum Julep et ptisanna et aceto vel cum vino subtili et aqua rosarum mane exhibeatur, ut perducat id ad cor, et sit dosis ejus 3 j vel 3 j ß ad plus

cum ℥ j boni vini. — Amplius terra sigillata in tempore pestilentiali magnum praestat juvamentum; habet enim proprietatem mirabilem laetificandi et confortandi cor cum Theriacitate manifesta, propter quod cunctis obviat venenis sive ante venenum sive post assumta; naturam enim sustinet et confortat ad ipsum expellendum. — Unde etiam quod sit proprietas illuminandi saepius et reparandi. — Medicinae vero laxativae, quibus debent corpora purgari, non careant, ut plurimum agarico: est enim medicina familiaris, mundificans ab humoribus grossis omnia membra interiora, habens etiam proprietatem theriacalem cum virtute confortandi cor et laetificandi. — Smaragdus est etiam insignis medicina contra omne venenum. —

De compositis autem medicinis ad hanc intentionem est Theriaca magna post decem annos suae confectionis, de qua omni quindena vel mense scilicet ℥ j vel circiter cum duabus unciis vini boni odoriferi, purgatione universali primitus facta, exhibeatur: post cujus receptionem non recipiatur cibus usque celebrata in omnibus membris digestione, cum completur in spatio 9 horarum; multum enim resistit putrefactioni in tempore Epidemiali: in agris vero cum aqua buglassi. Idem etiam de methridato est dicendum. — Electuarium etiam dyanthos valens contra timores et tristes curas debilium spirituum, cardiacis syncopis atque convalescentibus subveniens, reliquias humorum nocivorum et cibi corrupti, venenosi corrigens, a peste epidemiali et acre venenosa, nec non a febre correptis (?) praeservat. — Approbantur etiam plurimum pillulae de aloe, mirrha et croco. — Dixerunt enim quidam antiquorum, quod nunquam viderunt aliquem utentem hac medicina, qui non liberaretur et praeservaretur ab Epidemia et nunquam fuit inventa medicina sibi comparanda, sic laudabilis et experta: et sit earum dosis ℈ ij vel circiter ℥ j et cum vino recipiantur in sero bis vel ter in septimana. Ipsarum vero recepta in sequenti capitulo cum antidotis describetur. — Amplius syrupus de succo acetosae et

acetositates citri et malorum granatorum acidorum plurimum conveniunt in febre pestilentiali et praesertim in aestate venenosa. —

Sed naturae summum studium adhibeatur, in confortatione cordis et membrorum principalium, in quibus est minera virtutum; specialiter cum cordialibus medicinis, quae a tota specie veneno resistunt et odorent aromatice, in quibus sunt aromaticitas et confortatio. — Praeservari igitur volentes odorentur in aestate aromatica frigida, ut rosas, sandalos, venuphar (?), acetum, aquam rosarum, trociscos de camphura, cum quibus etiam cor epithemetur, et ponent fructum: in hyeme vero aromatica calida ut lignum aloes, ambram, gallam muscatam, pomum ambrae et similia et utantur electuariis et trociscis, quorum omnium descriptiones in sequenti capitulo apparebunt. — Habeant insuper potentes vestes scallatas vel sericas et camisiae eorum cum aromaticis conserventur. — Amplius iter agentes per aërem nebulosum et foetidum quanto minus poterunt de aëre attrahant meatusque aëris quanto plus poterunt obturent. Poma etiam odorifera artificialiter composita secum deferant, sine quibus nec medicus nec alius ad infirmos de hujusmodi pestilentiali morbo accedere praesumat ullo modo. — Est etiam summopere observandum, ut sani ab omnibus aegritudinibus malum odorem habentibus elongentur; sunt enim hujusmodi morbi contagiosi, ex attractione enim aëris corrupti et venenosi ab infirmis respirati infirmant assistentes. Exinde est, quod morinntur omnes ut plurimum de eadem domo et maxime illi, qui sunt de genere infirmorum vel qui eis sunt affines; tales enim magis eis assistunt. Fugiant igitur ab eis, quia ex hoc plures mortis periculum incurrerunt. Et hic finem imponimus de remediis particularibus et appropriatis. —

Capitulum III. De Antidotis.

Antidotorum describendorum quaedam in modum pil-

lularum, quaedam in modum trociscorum formantur, alia vero ad modum pomorum et electuariorum conficiuntur.

Descriptio pillularum ab antiquis approbatarum in praeservatione epidemiae. ℞. Aloes cicotrin. ℥ j, Myrrh., Croc. orient. āā ℥ ß. — Conficiantur c. succ. meliss., bussigloss. vel acetos. — Posset etiam addi istae receptae vel minui propter complexionum hominum et naturarum diversitates, quae sagacitatibus particularium hominum relinquantur.

Descript. trociscorum aërem rectificantium si in ignem mittantur: ℞. Bdelli clar., Sem. nasturt., allii, storac., croc. bysantin., azari, thuris, lign. aloës Ind. āā ʒ iij, camphor. ʒ ß, lap. cancr. ʒ ß. Terant. c. aqua rosar., confic. et f. trocisc. ad quantitat. avellanae, de quibus j vel ij in ignem mittantur.

Descript. trociscorum de camphura, qui per os possunt assummi: ℞. Fol. ram. ℥ ß, spodii ʒ ij, Santal. citr. ʒ ij ß, croc. ʒ j, liquirit. ʒ ij, lign. aloës, cardam., amidi, camphur. āā ℈ ij, Zuccari albi ʒ iij. Confic. c. mucilaginib. Psyllii et aqu. rosar. — Alii trocisci per os summendi: ℞. Cinnam., gariofil., spic. nard., lign. aloës, mastic., gall. muscat., cardamom. maj., cortic. citri āā ad pondus unius aurei, musc. gr. X. Ex his omnibus cum vino bene redolente aspersis fiant trocisci. Isti receptae addantur pro juvenibus et colericis farmaca confortantia sicut santali, olibanum et ruta cum aliquibus frigidis seminibus et tollantur medicamenta calida. — Alii trocisci pro foeminis: ℞. Semin. citrull., Cacumen., endiv., lactuc., portul., rosar., santalor., aloës: omnium ad part. aequal., cass. fist. part. iij, granor. hord. in p. j ß praedictor. et fiant trocisci cum succo aurantiorum macianorum. Dosis ipsorum sit ʒ j cum vino malorum granatorum acetosorum et ter vel quatuor in septimana et vel plus vel minus secundum quod videbitur medico expediri et administretur in mane. —

Descriptio pomi ambrae pro rege et pro regina. Fiat de ambra sola, pura et optima: ipsa enim habet vehementem proprietatem lactificandi et confortandi simul et est ad hoc potentior propter fortitudinem suae aromaticitatis et ideo est confortativa substantia, cujuslibet spiritus et membrorum principalium et multiplicativa ipsorum. — Quia cum ambra est res chara, ideo potest componi id pomum satis conveniens et minus charum, cujus descriptio sequitur: ℞. Lapid. puriss. ℥ ij, Storac. calamit., gumm. arab., myrrh., Thur., aloës āā ʒ iij, ros. rubr. select. ʒ j Sandal. mosc. (?) ʒ ij nuc. musc., gariofil. marit. āā ʒ j been utriusque, blacc. bysant., Karab., calam. aromat., Sem. basilic., majoran., saturej., menth. sicc., radic. gariofil. āā ʒ ß spic. nard. ℈ j, cinnam., galang., cardam. maj. āā ʒ ß ligu. aloës ℥ ß ambr. ʒ j, musci ʒ j ß, camphur. ℈ ß olei nard., ol. muscatell. āā q.s. et adde modicum. cer. alb. —

Item alia descriptio hujus confectionis analepticae. ℞. Musc., gall. muscat. āā ʒ j, pulver. oliban., menth. sicc. calam. aromat., radic. gariofilat., zedoar., ocym., majoran., Saturej. āā ʒ ß ligu. aloës pond. gr. iij. Confic. c. ol. praedict. et aqua rosar. vel fiat sola ex confectionibus analepticis et gall. muscat. cum musco. —

Item alia descriptio pomi odoriferi, quam fecit Joannes Mesue et valet in febre adurante et syncopali et pestilentiali, cujus permixtio est talis: ℞. fellis, Sandal. rubr. et aloës ad partes aequal., rosar. part. ij, camphur. p. ß, bol. armen. p. IV. — Omnia praeter camphuram terantur subtilissime et cribellentur et agitentur conterendo cum aqua rosarum per hebdomadam unam, denuo immisce eis camphuram et fiant indiu sicut poma cum glutine gummi arabici et aqua rosarum. — Conserventur autem ne tollatur virtus eorum in vase vitreo et liniatur saepius aqua rosarum permixtis camphura et santal. muscat. — Possent tamen huic receptae a causa calida addi odorifera de illis, quae posita sunt in descriptionibus prioribus pro illis, qui essent sub latitudine sanitatis, ad praeservandum.

Descriptio electuarii cordialis, quod praeservat ab aere venenoso et a febre et apostematibus pestilentialibus, cujus permixtio est: ℞. Cinnam. j ß; lign. aloës ind., flor. anth., cubeb., piper. long., ... āl. āā ℈ ij; nucis muscat., gariofil., galang., been utriusque, doronic., cardamom. maj. āā ʒ ß; spic. nard., fol. Zedoar., croc. orient., sem. basilicon., meliss., menth. sicc. āā ℈ j omnium; margaritar. hyacinth., Smaragd., corall. rubr., carabae āā ℈ ß; rosar. rubrar. elect., omnium santalor., oss. de corn. cerv., spod., limatur. ebor. āā ʒ ß, sem. acetulae, quatuor semin. frigid. major., medull. semin. citrinor. āā ℈ j; serici tinct. in Kermes minutim incisis. ℈ j; ambrae gris. ʒ ß; musc. ℈ j; camphur. gr. vj; pinear. modice fistucatarum, passularum enucleatarum āā ʒ j ß; conserv. rosar., conserv. citrinor., conserv. bugloss. āā ʒ ß, conserv. citri minutim incisae ʒ ij; Zuccari camphorati ℔ ij. Conficiantur cum aqua rosar. et buglossi et cooperatur tota massa cum foliis auri puri. —

Item alia permixtio electuarii cordialis. ℞. Diarrhod. Abbat. confect. c. camphur ʒ ij; pulver. laetīt. Galen., pulver. diamargarit. āā ʒ j ß pulver. c. musc., pulver. dyanth. c. musc. āā ʒ j ß, pulver diatragacanth. frigid., pulver. trium sandalor. āā ʒ j ß et fiat electuar. c. conserv. et aqu. praedictis et cum zuccar. camphorae. — Et haec de Antidotis in Summa sufficiant. — Caetera vero quae circa curam actualis morbi contingere possunt industriae relinquimus particularium operantium medicorum, finem huic operi imponentes, cujus compilationem foelicitare dignetur ille, qui est deus benedictus de thesauris suae largitatis cuncta felicitans. —

Explicit compendium de Epidemia Parisius compilatum anno 1348 mense Octobris.

II.

Tractatus quidam de Epidemia compositus a quodam practico Montepessulano anno 1349. —

[Codex hujus tractatus chartaceus, seculo XVII exaratus in regia bibliotheca Parisiensi (Mscpta lat. in 4to. Nro. 7026.) exstat qui, ut in eodem notatum, viri clar. Renati Moretti medici Parisiens. et professoris regii ann. 1642 florentissimi et celeberrimi fuit.]

Florenti studio medico Parisiensi ac toti Universitati ejusdem salutem. —

(1.) Cum enim quilibet sedem gravem a deo sibi datam, ut cognoscat causam istius epidemiae, debet contemplari diligenter, ubi curam christianis valeat adhibere; — super quod quidam practicus de Montepessulo suam intentionem brevem, quam potuit, declaravit, supplicando humiliter, si quid perniciosum vel male probatum ut scriptum inveniatur, imbecillitati suae non imputetur; sed qui melius scribet, melius scire dicat, sic, quod posteris in exemplum sub ea veni. —

(2.) Videndum est primum, quid sit epidemia et quare sic dicitur. — Epidemia enim dicitur ab ἐπι quod est supra et δημος quod est continens vel aër, qui corruptus est: dicitur pestis in continente idest in aëre. Omnes enim corruptiones aëris reducuntur in causas coelestes, de qua peste loquitur beatus Gregorius dicens: et sanata est plebs romana a peste inhumana, quia tunc temporis haec aegritudo dominabatur. — Est autem epidemia corruptio continentis id ist aëris, necans quasi subito creaturas. —

(3.) Notandum est ...., quod anno Domin. millesimo trecentesimo quadragesimo quinto facta fuit conjunctio Saturni et Martis et Jovis, facientes triplicitatem et existentes in aquario: cujus conjunctionis Saturnus fuit dominus, casus effectus durabit quamdiu altissimo placuerit.

Quan-

Quantum autem est ad corruptionem reducendam in causam coelestem, et est notandum, quod Mars est planeta malevolus, generans coleram et guerras; — fuit a sexto die Octobris usque ad finem Maji in domo solis, scilicet in Leone, una cum capite Draconis et respiciens ibi Jovem naturae humanae amicabilem malo aspectu; et hoc fuit causa quare hyems non fuit frigida; et quia Mars fuit alienus retrogradus, ideo plus abstraxit de vaporibus a terra et aqua aërem corrumpentibus. —

(4.) Cum igitur haec epidemia secundum aliquos habeat solo aëre, solo flatu, sola conversatione circa aegros plures occidere, dicimus, quod aëre inspirato ab infirmis et a sanis aspirato ipsos laedi et necari, maximo illo tunc, quando sunt in agone; sed non subito, sed per intervallum et paulatim illa necatio posset esse. Sed major fortitudo hujus epidemiae et quasi subito interficiens est, quando .... spiritus aëreus egrediens ab oculis aegroti repercusserit ad oculum sani hominis circumstantis et ipsum aegrum respicientis, maxime quando sunt in agone; tum tenius (?) illa natura venenosa illius membri transit de uno in alia, occidendo alium. — Unde quicunque viderit speculativum Euclidis de speculis comburentibus concavis et reflexis, non mirabitur, sed concedet, hanc epidemiam naturaliter et a proprietate et non miraculose posse evenire et de aegro ad sanum transire et ipsum necare, quum miraculum est, quando ratio vel causa naturalis, quare hoc fit non habetur; — sed natura aërea et subtilis egrediens et reflexa ex duobus speculis mediante calore et claritate solis immediate accenditur et quasi subito agit contrahendo aërem diaphanum virtute claritatis simpliciter generatae ex radiis solaribus et speculis, ex quibus claritatibus aedificia et domus et castra et arbores juxta illa loca sita comburuntur et destruuntur: cujus exemplum in libro Euclidis potest haberi. — Sic etiam virtute corruptionis aëris impressio fit in corporibus humanis et citius in eis, quam in aliquo alio alibi, propter materiam mollem primam, ex

qua componuntur; unde igitur nos simus creati in fine Limosialis terrae. —

(5.) A quo veneno praecavendo nostros christianos conservari contra aegros, modum eis admovemus, quo corruptio in nostris corporibus primo et principaliter dupliciter accidit, scilicet aut cum humore grosso et crudo aut etiam ventoso et sine humore. Et ista causa ultima nequior est et fit, quando Mars est retrogradus, quia tunc attrahit ex vaporibus humidis illud, quod est plus subtile, et reducit ad naturam ventosam et venenosam et aërem; quale principium hujusce humidi erat jam venenum. — Cujus humiditatis venenosae abondantis in vegetantibus et animalibus talis causa habetur, quare illa est: fuit autem conjunctio planetarum praedictorum in Aquario; ideo pluviae abondantes ultra modum adfuerunt a tribus annis circa, ex quibus terra fuit putrefacta et vegetantia adaquata et animalia ruminantia intoxicata. — Unde, si fuissent calores in isto climate, sicut in primo climate, tanta copia aliunde venenosorum fuisset, quod vix quis remaneret, qui terram colnisset, (Nam qui evadere possit!) sicut accidit in India et Alexandria.

(6.) Sed cum Saturnus de natura et proprietate sua minus noceat, cum fuerit orientalis, secundum Ptolomaeum in sentilogio suo, multum timere debemus in partibus septentrionalibus, in quibus Saturnus dominatur, quia per frigiditatem suam vegetabilia non fuerunt decocta super terram, sed cruda et viscosa. — Sic eduntur; — quibus comestis necesse est infirmari et mala humiditate viscosa et ventosa in stomacho malo decoqui et in epate sanguinem adaquari et infirmari et invenenari. — Et pelagus similiter necesse est, ex quo generatur communiter aposthema ventosum et haec est causa, quare plura aposthemata generantur in dextro latere, quam in sinistro: et tunc est homo epidemicus. — Quae humiditas et venenositas aliunde terminatur et ascendit inde per venam organicam ad cerebrum, et aliquando vero vadit ad pulmo

nem et moratur ibi in canalibus pulmonis, cujus pulmonis motus cessat et non potest ventilare supra cor ad infrigidandum cum; — et tunc cor calefit et fit febris pestilens. —

(7.) Et ex illa febre moventur humores terminantes per aposthemata aliquando exteriora, aliquando interiora; quae sunt aliquando humorosa et aliquando ventosa. Et tunc cerebrum compatiens cordi propter suum motum et suam spongiositatem attrahit humiditatem ventosam et venenosam a pulmone: quam cerebrum mittit aliquando per aures et tunc sentitur strepitus magnus, quasi frangatur ostium et est prima ventositas, quae non potest exire: tunc autem aegri cito moriuntur post. Et aliquando cerebrum expellit hanc ventosam et venenosam materiam per nervos opticos concavos ad oculos et tunc aeger est in agone, tenens oculos, quasi non possent moveri de loco ad locum; et ibi prima ventositas recipit proprietatem mirabilem, quae sic stans et permanens continue fit spiritus ille toxicus et quaerit habitaculum in aliqua natura, in quam possit intrare et quiescere. Et quem spiritum visibilem si quis sanus aspexerit, suscipit impressionem morbi pestilentialis et intoxicatur homo citius, quam ab aëre aegroti: abstractio, quod illud venenum diaphanum citius in profundum penetrat, quam aër grossus. Exemplum de basilisco, qui quando respexerit fortiter aliquem sanum ipsum respicientem, statim spiritus visibilis et aërcus et venenosus egredicns ab oculis basilisci, transiens in objecto, scilicet in oculo respicientis basiliscum, statim et subito intoxicat praedictum hominem vel alias mutatum (?) sic quod ipsum mori opportet. Et de proprietate ejus est semper respicere membra clariora, scilicet oculos; unde capientes basiliscum accendunt lucernam et ponunt supra caput suum et tenent ante oculos suos aliquam materiam; et tunc basiliscus delectatur respiciens lucernam et non oculos capientis, capitur et occiditur. — Sic quoque mustela se ipsam muniens de foliis rutae, ut conservet sibi oculos,

audacter praedictum serpentem invadit et occidit. — Sic etiam legitur in libro Aristotelis ad Alexandrum de quadam domicella, nutrita ex veneno per quandam reginam, quam illa regina misit Alexandro, ut occideret Alexandrum solo visu et concubito suo; quam domicellam videns Aristoteles novit per oculos suos, ipsam esse venenosam; unde docuit Alexandrum, quod custodiret se ab ea et sic fecit: unde fecerunt concumbere advenam cum ea et protinus mortuus est. — Sic enim concludimus, quod summum debemus nos praecavere a conspectu aegroti laborantis et ab anhelitu ejusdem: hoc autem est causa, quare ita cito moriuntur conversantes circa aegros laborantes ex epidemia. —

(8.) Ex cujus radice prima fuerunt humiditates viscosae et putrefactae et conversae in aërem putrefactum cum proprietate corporum coelestium, scilicet Saturni, Martis et Jovis existentium in aquario et inprimentium naturam et proprietatem eorum in elementis et elementa in elementis, scilicet congelandi humores et humiditates ratione Saturni, qui primo ibi dominatur sicut dominus: et praeter ea dissolvendi in viscositatem vel humorem ratione Martis, et postea frangendi per caliditatem et humiditatem ratione Jovis, et postea corrumpendi ratione signi Aquarii: ex quibus duo elementa corrupta sunt maxime, scilicet aër et aqua, ex quibus necessario omnia animalia et vegetabilia nutriuntur, per consequens corrumpuntur. —

(9.) Nec potest evadere, nisi solus ille, qui non fuerit plethoricus nec vacuus sed mediocris inter illa duo. — Sola autem duo genera hominum vocantur ad haec apta, scilicet colericus citrinus et sanguineus; — non tamen plethorici et fortes evadunt, sicut dixit Avicenna; nec isti ita cito inficiuntur ab illa humiditate viscosa, sicut alii, propter fortem digestionem, quam facit earum stomachus. Qua humiditate viscosa abondante in cibis vel alimentis, ex quibus nutriuntur et existente in stomacho debilis caloris, statim a modico calore elevatur et facit maximas

ventositates infrigerantes stomachum ex qua humiditate et frigiditate constipantur tot homines. — Illam igitur ventositatem et aquositatem atrahit hepar ad se et tunc sanguis subniger et fit pelagus et non decoquitur et currit cum sua cruditate ad pulmonem vel convertitur ibidem, scilicet juxta hepar, in aposthemate ventoso vel humoroso, vel intus vel extra et tunc fit pulsus rarus et debilis et levis motus et debiliter percutiens et non tardus, ut est homo epidemicus; — vel si non fit aposthema juxta hepar, currit illa humiditas ventosa ad pulmonem, credens penetrare ad cor, sic ut venenum infrigidat pulmonem, quare cessat motus ejus, ut diximus, et tunc cor calefit subito et ardet et frigescit extra et fit febris pestilens. Et tunc illa ventosa humiditas rapitur ad cerebrum per motum et spongiositatem cerebri, quam expellit cerebrum, cum fuerit sic repletum, quod possit plus, ad oculos vel ad aures et citius ad oculos propter naturam diaphanam, quam aspetit illa ventosa humiditas, scilicet ut fiat aër diaphanus quam tunc si quis sanus aspexerit, statim laeditur et quasi subito necatur. Exemplum etiam de oculo valde laeso et infirmo, quod si sanus oculus aspexerit, statim lacrimatur et est a contraria proprietate illud. — Et quanto plus conjunctio fuerit nobilior, tanto plus venenum sibi nocet. — Sed verum est quod corpora laesa a peste quanto plus appropinquant conjunctioni inficientis, scilicet aëris circumstantis vel aegri infecti et continentis aëris extranei, tanto citius provenit (?) et quanto plus recedunt longe a similitudine, tanto plus secura sunt et adhuc forte evadunt, sicut dixit Avicenna. —

(10.) Praeservatio ab Epidemia. — Cum igitur medicus vel sacerdos vel amicus aliquem infirmum visitare voluerit, moneat et introducat aegrum, suos oculos claudere et linteomine operire, et tunc tractet, audiat et palpet audacter necessaria, sic agendo, tenendo spongiam aceto infusam juxta nasum, si calor fuerit; si autem frigus adsit, rutam vel cinnamomum in manu teneat et juxta na-

sum continue applicare jubemus et caveat ab infirmi anhelitu. — Sed ad illius humidi ac venenosi et putrefacti et frigidissi et ventosi destructionem, adaquantis et subjugentis nostrum sanguinem et stomachum infrigidantis, ponemus duas species nobiliores ad hoc, quod in natura possint reperiri, licet vulgus eos reputet, cum tamen sit possibile secundum naturam praeservare a praedicto nocumento, priusquam in actu epidemicus fiat homo: quia nihil creavit Deus carens regimine et ingenio ac ratione, quibus medetur; creatura ipsa enim est veritas omnis quaerentis sapientiam. —

(11.) Primo igitur necessarium est, conservare et sanare stomachum ab illo crudo et viscoso humore per medicinam in eo gradu sibi contrariam, sicut est piper nigrum, quod ad hoc proprium est; et contra ventositatem ab illo humore generatam per medicinam in eo gradu sibi contrariam, sicut est cuminum. — Ex quibus duabus speciebus, quae diximus fortius operantur, solum compositum elicimus, ex quibus fit pulvis, quo uti jubemus in omnibus cibariis et condimentis et salsis via medicinae et non cibi, quia aliter ultra modum calefaceret et fieri posset febris: cavendum est autem valde, ne initio temporis febris generetur ex quacunque causa. — Pulvis enim dictus a proprietate stomachum mirabiliter confortat et orificium nervosum ejusdem, quod miro modo in isto casu necessarium est, et canales pulmonis aperit et contenta in eadem pulmone consumit et grossos ventositates adtenuat ratione cumini, quod fortius operatur adhuc quam alia medicamenta, excepta ruta. — Sed ruta habet plurima vitia, cur ea non utamur in casu illo. — — Item etiam eo electuario, quod dicitur diatritum pipereum, ad modum castaneae, mane uti jubemus tempore hyemis et veris. — Pulvis praedictus sic fit: ℞. Piper. nigr., Cumin. elect. $\overline{aa}$ ℥ j f. p., de quo utatur sanus vel lapsus et pinguis et plethoricus. — Sed macelentes et colerici, non repleti utantur praedicto pulvere ponendo de pipere minus per

medicinam et duplex pondus de cumino. Item ante nasum teneatur semper aliquid vel chirotheca vel manus vel aliud, scilicet cuminum, ne aër subintret pulmonem subito. —

(12.) — Item pejor est repletio potus quam cibi; item nocet mutatio loci et aëris et motus corporis violentus et comestio omnis joustae et herbarum, quia generat carnes panchymeras et frigidas; item nocet omne, quod corpus infrigidat, sicut nimius coitus et ira et tristitia et cet. — Juvat etiam semel in hebdomada septem vel novem pilulas de aloë sumere secundum consilium periti medici. — Notandum, quod aër non inficit nisi corpora malis humoribus repleta et corpora rara et debilia, quae duo aër corruptus statim subintrat et corripit: ideo docet Avicenna I. Canon. tract. III. c. 4. de praeservatione a pestilentia, corpora repleta purgare cum pilulis de aloë etc. — Item post aliqua existimamus aspositum procurare generationem pediculorum esset valde utile pro certo. — Item vitare pisces bonum est et omnes fructus, nisi sumantur via medicinae. — Item caveat visitator ab odore et foetore axillarum aegroti, dum expandit brachia foras; quia illud est venenum toxicum. —

(13.) Item quia epidemia abondat in duabus villis distantibus a longe et in locis mediis harum non abondat, ratio est propter aspectus et radios planetarum, qui percutiunt illa loca et radiis et aspectibus sicut intuitus oculorum in objecto. Sicut quando Saturnus aspicit Martem malo aspectu et Mars Jovem, naturae humanae amicabilem malo aspectu, tunc radius eorum, ubi percusserit, occidit: et per consequens omnes villae et civitates necessarie nostram habebunt epidemiam propter motum planetarum praedictorum continuum, nisi altissimus voluerit, donec cursus zodiaci planetarum dictorum completus fuerit ab oriente, ubi inceperunt agere, ad meridiem et a meridie usque ad occidentem et ab occidente videlicet ad septentrionem et a septentrione usque ad orientem.

(14.) Item in primo gradu arietis dum sol fuerit ascen-

dens, in mense Martis futuri, est conjunctio Saturni et Martis et solis et sol est dominus: quare dicunt Astrologi, quod tantus calor erit, quod non potest dici, et tot guerrae ratione Martis, quod terribile erit, et mortalitas maxima aliunde ruminantium, maxime arietum et ovium, nisi Deus voluerit. —

Explicit tractatus de Epidemia editus Anno Dni 1319 die Sancti Yronis. —

VI.

A. W. Otto, Zweiter Nachtrag zu dem Verzeichnisse der anatomischen Präparatensammlung des Königl. Anatomie-Institus zu Breslau. Bresl. 1833. 8. 52 (48) S.

Wie der erste, 1830 erschienene Nachtrag, so enthält auch dieser zweite Eintausend neun Präparate kurz aufgeführt, den Zuwachs der Jahre 1830 — 33, durch welche nun die ganze Sammlung (im September 1833) bis auf die bedeutende Zahl von 10,000 herangewachsen ist. Von diesem letzten Tausend gehören 59 Präparate zur physiologischen, 366 zur vergleichenden Anatomie und 575 zur pathologischen Anatomie des Menschen und der Thiere. Dafs die beiden letzteren Abtheilungen vorzugsweise bereichert worden, wird eben so begreiflich als gerechtfertigt dadurch, dafs jeder Vorsteher einer gesammt-anatomischen Sammlung im Anfange wohl am meisten bemüht ist, gerade den für die physiologische Anatomie des Menschen bestimmten Theil zu einer gewissen Vollständigkeit zu bringen, weil dieser für den Unterricht der studirenden Mediciner der wichtigste und der Vollständigkeit hier noch am ersten durch Fleifs nahe zu kommen, für vergleichende und pathologische Anatomie dagegen das Material unerschöpflich und zugleich nur allmählig zu erwerben ist.

Dieser zweite Nachtrag enthält, wie der erste, die Präparate nicht in der wissenschaftlichen Ordnung des Hauptverzeichnisses, sondern nur in der zufälligen Folge, in welcher sie zuwuchsen, aufgeführt und dadurch schwer zu übersehen. Es ist aber dieser kleine Uebelstand mehr für den Leser, als für den Beschauer der Sammlung, in welcher auch das Neue, wie der Hr. Verf. wenigstens in der Vorrede zum ersten Nachtrag berichtet, alsbald an passender Stelle einrangirt wird, vorhanden, und er läfst sich nicht füglich vermeiden, wenn der Zuwachs immer zeitig mit Nummern versehen, der vorhandenen Sammlung einverleibt und somit der öffentlichen Benutzung übergeben werden soll, was doch auch sehr wünschenswerth ist. Ueberdies verspricht der Hr. Verf. in der Vorrede zum zweiten Nachtrag die Bekanntmachung eines neuen Verzeichnisses, sobald die so eben, durch die liberale Vorsorge der vorgesetzten Hohen Ministerien, beginnende Einrichtung einer neuen Anatomie es gestatten werde, die Sammlung neu zu ordnen und mit einer Anzahl theils schon vorbereiteter, theils schon ausgearbeiteter Präparate, für welche es jetzt noch an Platz fehle, zu vermehren.

Schon die bloſse Zahl 10,000 setzt, bei dem geringen Alter und den nur mäfsigen Hülfsmitteln der Breslauer Sammlung, so wie der zum Erwerben ausländischer Thiere sehr ungünstigen Lage Breslaus, in Erstaunen. Denn wenn auch unter dieser Zahl gar viele Präparate sind, deren Zubereitung an sich weder viel Mühe noch grofse Kosten erfordert (wie z. B. viele Concremente, bloſs macerirte Knochen u. s. w.), so weifs doch jeder, der einmal selbst eine anatomische Sammlung angelegt hat, wie unendlich viele und verdrieſsliche Mühe die Beaufsichtigung (während der bisweilen Monate lang dauernden Zubereitung) und die Einrangirung selbst der unbedeutendsten Sachen dem Sammlungsvorsteher macht; und, was die Hauptsache ist, das Auffinden jener zahlreichen Abnormitäten setzt ja eine sehr grofse Zahl von untersuchten Leichen voraus;

wie viel Zeit aber diese Leichen in Anspruch genommen, sieht man hinterher der fertigen Sammlung und den Katalogen nicht an; auch darf man nicht vergessen, dafs in allen Verzeichnissen gröfserer Sammlungen verhältnifsmäfsig eben so zahlreiche Präparate minoris operae aufgeführt werden. — Aber unsere Bewunderung für den Eifer und die Thätigkeit ihres Vorstehers wächst noch weit mehr, wenn wir sehen, dafs von dieser Zahl ein verhältnifsmäfsig sehr ansehnlicher Theil in schwierigeren und gröfseren, vorzugsweise Geduld und Kosten erfordernden Präparationen besteht. So findet Ref. z. B. bei einer flüchtigen Durchmusterung dieses zweiten Nachtrags einige 60 Skelete: darunter einige abnorme menschliche, die meisten dagegen thierische, aus allen vier Klassen der Wirbelthiere, und theils normale, theils abnorme; namentlich auch eine Anzahl Skelete von gröfseren Säugethieren (asiat. Elephant, Eisbär, Baribal, Urs. longirostr., Löwin, Leopardin, Hyäne, Zebra u. s. w.), von denen Jedermann weifs, wie viel Geld und Mühe sie kosten. Ferner mehr als 90 Injectionspräparate, von Menschen, von Wirbelthieren (besonders Vögeln) und Wirbellosen, worunter sehr viel ganze Thiere; eine sehr beträchtliche Anzahl von theils partiellen, theils vollständigen Anatomieen von Thieren, namentlich auch viele Nerven- und Gefäfs-Präparate von Evertebraten; ausgearbeitete Gehörorgane, Wachs- und Gyps-Präparate, u. s. w.

Wohl wenige lebende Anatomen möchten in allen drei Haupttheilen der Anatomie, namentlich aber in der vergleichenden und pathologischen Anatomie zugleich so viel gearbeitet, so viel selbst untersucht haben, als der allverehrte Hr. Verf. Das Verzeichnifs der Breslauer Sammlung macht es erklärlich, wie Derselbe z. B. in seinem Lehrbuche der pathologischen Anatomie neben der gröfsten Belesenheit auch noch einen ungewöhnlich grofsen Schatz von eigenen Erfahrungen niederlegen konnte. Mag man manchmal in der pathologischen Anatomie, wo am ersten

eine Meinungsdifferenz möglich ist, von den Ansichten des Hrn. Verf. abweichen, — vor seiner reichen und mühsam erworbenen Erfahrung wird sich jeder mit Achtung beugen. Die Breslauer anatomische Sammlung ist nun eine der bedeutendsten unter allen vorhandenen geworden, und wenn hieran gewifs die Thätigkeit der Mitarbeiter und Gehülfen Otto's, insbesondere des trefflichen Barkow, bedeutenden Antheil hat, so gebührt doch vor allen dem Eifer des Vorstehers die lebhafteste Anerkennung.

Als einige durch Seltenheit oder Instructivität ausgezeichnete pathologisch-anatomische Präparate hebt Ref. aus: Nr. 9009. Eine Niere, welche aufser der gewöhnlichen Arterie noch eine zweite grofse aus der Art. sacralis media erhält. — 9113. Ein krankes Schultergelenk; nach spontaner Luxation ist die Pfanne und der Oberarmkopf zerstört worden, und es hat sich ein sehr merkwürdiges neues Gelenk gebildet, indem auf einer länglichen Erhabenheit des Schulterblattes der Oberarmknochen mit einer entsprechenden Aushöhlung sich bewegt. — 9287. Eine verschlossene Vena iliaca von einem Menschen, der auf derselben Seite ein sehr starkes Oedem des Fufses hatte. (Verschliefsung von Venen, als eine sehr häufige Ursache localer Wassersuchten, wird noch nicht von allen Aerzten und Autoren genügend beachtet.) — 9336. Ein Stück der Schenkelvene, von einem Zweige der Arteria profunda femoris durchbohrt. — 9371. Eine Taube im Schornstein getrocknet und so von Motten zerfressen, dafs nur die Schafte sämmtlicher Federn übrig geblieben und in Ansehung ihrer Stellung sehr deutlich sind. — 9572. Ein Eckzahn, der durch einen Rappierhieb in seiner Wurzel zerbrochen und mit geringer Verschiebung wieder zusammengeheilt ist. — 9688. Ein Backzahn, aus dessen cariöser Krone ein verhältnifsmäfsig grofses Schwammgewächs hervortritt. — 9690. Ein Stück des Mediannerven, von einem starken Zweige der Arteria interossea durchbohrt. — 9958. Ein neugeborenes Lamm, welchem aus einer Oeff-

nung unten am Halse das Herz vorhängt; es hatte mehrere Tage nicht blofs gelebt, sondern war auch auf die Weide getrieben und zuletzt getödtet worden. — Mehr mag Ref. nicht entlehnen, da dieses Verzeichnifs sonder Zweifel bald neben seinen beiden Vorgängern in den Händen aller Anatomen von Fach und sehr vieler für pathologische Anatomie sich interessirenden Aerzte sein wird, und da man auch wohl hoffen darf, dafs der Hr. Verf. selber die interessantesten der hier aufgeführten Präparate für eine Fortsetzung seiner höchst lehrreichen «Seltenen Beobachtungen» und zur reicheren Ausstattung des schon so lange von Vielen schmerzlich erwarteten zweiten Bandes seines Lehrbuchs der pathologischen Anatomie benutzen werde.

Phoebus.

VII.

Correspondenznachricht über ein epidemisches Schweifsfieber.

Wir haben im vorigen Hefte d. A. S. 123 eine sehr interessante Notiz des Hrn. Dr. Seidlitz in St. Petersburg über den noch bestehenden Morbus cardiacus der Alten mitgetheilt, die wie ein volltönender Anklang die geehrten Leser von der höheren Bedeutung historisch-pathologischer Untersuchungen überzeugt haben wird. Unterdessen ist uns eine neuere nicht minder wichtige Nachricht von unserm Hrn. Prof. Fuchs in Würzburg zugekommen, deren Inhalt mit dem vom Herausgeber entworfenen Bilde des englischen Schweifses in einem lebendigem Zusammenhange steht. Wir lassen die Worte des Herrn Einsenders ohne Veränderung folgen:

Würzburg, den 19. Juni 1834.

Ich habe Ihnen ein dem Historiographen des englischen Schweifses gewifs interessantes Ereignifs in unserer Gegend anzuzeigen. — Anfangs Mai bildete sich in dem fünf Stunden von hier entferntem Dorfe Sulzfeld am Main, Landgerichts Kitzingen, eine Epidemie aus, die durch ihre schnelle Tödtlichkeit Schrecken verbreitete; denn mehr als zehn Individuen starben in den ersten Tagen der Seuche, vier, sechs, zwölf bis zwanzig Stunden nach ihrem Befallenwerden. — Die Krankheit trat ohne Vorboten ein; die Patienten beklagten sich über unbeschreibliche Mattigkeit, Angst und Beklemmung der Brust, zugleich erschien über den ganzen Körper ein fliefsender, dünner, geruchloser Schweifs. — Mit Zunahme und Anhalten des Schweifses sanken die Kräfte mehr und mehr, wurde die Respiration immer beschwerlicher, seufzend und unterbrochen; — das Herz und die Carotiden pochten heftig, der Radialpuls war klein und sehr frequent, die in Schweifsen zerfliefsende Haut fühlte sich warm an, doch beklagten sich manche Kranke über ein Gefühl von Kälte in den unteren Extremitäten. — Die Zunge war weifslich belegt und mehr trocken, der Durst heftig, die Efslust verloren, der Bauch weich und schmerzlos, der Stuhl retardirt, und der Harn sparsam und weifslich. — Nach drei, vier bis 12 Stunden gesellten sich hierzu leichte Convulsionen, und der Tod erfolgte ohne die geringste Hauteruption in bis zum letzten Momente fortdauerndem Bewufstsein. — Wo die Zufälle gelinder waren, erschien nach 18 bis 20 Stunden rother Frieselausschlag an verschiedenen Körpertheilen, der einige Erleichterung zu bringen schien; — allein nicht selten sank er sogleich nach seinem Erscheinen wieder zurück, und die Kranken starben in Convulsionen oder Ohnmachten in 24 Stunden. — Bildete sich hingegen der Friesel am Ende des zweiten Tages besser aus, so fühlten sich die Kranken viel erleichtert und nur der profuse Schweifs dauerte noch fort, die Aengstlichkeit,

Brustbeklemmung u. s. w. steigerte sich vorzüglich in den Abendstunden u. s. w.; — doch gingen auch von Kranken dieser Art noch manche am 5ten bis 6ten Tage der Krankheit durch Zurücksinken des Exanthemes zu Grunde. — So viel über die Symptome dieser Epidemie, die vorzüglich Leute in den Blüthenjahren befiel, ohne Spuren eines Contagiums verlief, deren Causalmomente in der Witterungsconstitution, und nicht in endemischen Verhältnissen begründet schienen, und die in Sulzfeld schon nach drei bis vier Wochen, in denen sie aber fast die Hälfte aller Befallenen tödtete, sehr an Heftigkeit nachliefs, und Ende Mai verschwand. — In Izhofen, einem Städtchen im Rezatkreise, soll es aber vor, während und nach der Sulzfelder Seuche gleichzeitig mit Blattern analoge Fälle gegeben haben, und auch hier in der Stadt bemerkten wir im Mai vorzüglich in rheumatischen und Catarrhal-Fiebern eine ungewöhnliche Tendenz zu profusen Schweifsen, hin und wieder mit Friesel, der zuweilen lethal wurde. — Ich habe den Physicus von Kitzingen und die benachbarten Aerzte um genauere Nachricht über die Epidemie gebeten, und werde Ihnen, sobald ich diese Notizen erhalte, genaueren Bericht abstatten. —

Aehnliche Epidemieen von so geringer Ausdehnung und Dauer sollen in dortiger Gegend nicht eben selten vorgekommen sein. Die bekannteste ist die von dem vor kurzem verstorbenen Dr. Sinner beschriebene, die der Herausgeber in seiner historischen Monographie des englischen Schweifses gebührend berücksichtigt hat.

H.

VIII.

Medicinische Bibliographie.

Die Homöopathik, der gesunden Vernunft, so wie dem Staats- und Privatrechte gegenüber. gr. 8. Quedlinburg, Hanewald br. 18 Gr.

Journal für Geburtshülfe, Frauenzimmer- und Kinderkrankheiten; von A. E. v. Siebold. Fortges. von E. C. J. v. Siebold. 12n Bds 3s Stück. Mit 2 Taf. Abbild. Neues Journal 6r Bd. 3s Stück. gr. 8. Frankfurt, Varrentrapp. br. 1 Thlr. 6 Gr.

v. Muchar, A., das Thal und Warmbad Gastein, dargestellt für Aerzte, Körperkranke etc. Mit 2 lithogr. Ansichten u. 1 Karte. gr. 8. Grätz, Damian. n. 1 Thlr. 16 Gr.

Pfennig-Encyclopädie der Anatomie, oder bildliche Darstellung der gesammten menschlichen Anatomie nach Rosenmüller, Loder, Carl Bell, Gordon, Bock etc. Gestochen von J. F. Schröter; mit Text von Th. Richter. 1ste Lief. gr. 4. Leipzig, Baumgärtners Buchh. n. 7 Gr.

Rau, W., Grundlinien einer Pathogenie. gr. 8. Frankfurt, Sauerländer. 20 Gr.

Ritter, G. H., von den wahren Mitteln und dem einzigen, sichern Wege, die meisten Krankheiten zu verhüten, sie in der Geburt zu ersticken, und der Verkürzung des Lebens auszuweichen. Herausgeg. von H. A. Peez. gr. 12. Mainz, Kupferberg. br. 20 Gr.

Beckstein, der Wasserkatechismus, oder Lehre von der heilsamen Wirkung des kalten Wassers. 8. Berlin, Lüderitz. br. 8 Gr.

Carus, C. G., Lehrbuch der vergleichenden Zootomie. Durch 20 Kupfertaf. erläutert. Zweite, verbess., umgearb., verm. und mit durchaus neuen Tafeln versehene Auflage. 2 Theile. gr. 8. Leipzig, E. Fleischer. 6 Thlr. 16 Gr.

Galette, J. Fr., der Zahnarzt für das schöne Geschlecht. Zweite, verb. Aufl. 12. Mainz, Kunze. br. 12 Gr.

Granville, A. B., Gesundheitskatechismus, oder einfache Regeln zur Erhaltung der Gesundheit und Erreichung eines hohen Alters für Personen jeden Standes. Nach der dritten Auflage aus dem Engl. übers. 8. Stuttgart, W. Löflund. br. 16 Gr.

Lawrence's, William, Vorlesungen über Chirurgie und chirurgische Therapeutik. Deutsch bearbeitet von Fr. J. Behrend. 4tè Lief. gr.8. Leipzig, Kollmann. br. 16 Gr.

Lee, R., Untersuchungen über das Wesen und die Behandlung einiger der wichtigsten Krankheiten der Wöchnerinnen. Aus dem Engl. übers. und mit Zus. vers. von C. Schneemann. gr.8. Hannover, Helwing. 1 Thlr. 18 Gr.

Lux, J. J. W., Zooiasis, oder Heilungen der Thiere nach dem Gesetze der Natur. 1r Bd. 2s Heft. gr.8. Leipzig, Kollmann. br. n. 1 Thlr.

Universal-Lexicon der praktischen Medicin, von Andral. Frei bearb. von mehreren deutschen Aerzten. 1r Band. 8te Liefer. Lex.-8. Leipzig, Franke. br. 8 Gr.

Winter, Chr. F. C., Abhandlung über die Magenerweichung. Eine von der Societät der Wissensch. zu Göttingen gekrönte und von dem Verf. aus dem Lat. übersetzte Preisschrift. gr.8. Lüneburg, Herold und Wahlstab. br. 16 Gr.

Copland, J., encyclopädisches Wörterbuch der praktischen Medicin. A. d. Engl. von M. Kalisch. 1r Band. 3s Heft. gr.8. Berlin, Mittler. br. 16 Gr.

Funke, K. F. W., Homöopathie und Allopathie. Unpartheiische und freimüthige Würdigung ihrer Mängel und Vorzüge. 8. Leipzig, Friese. br. 16 Gr.

Hager, M., die Brüche und Vorfälle, beschrieben und durch Beispiele erläutert. Mit 2 Kupfertaf. gr.8. Wien, Beck. br. 2 Thlr.

Siebold, E. C. J., Abbildungen aus dem Gesammtgebiete der theoretisch-praktischen Geburtshülfe. 2te Lieferung. gr.8. Berlin, Herbig. br. n. 16 Gr.

v. Zlatarovich, Jos., Geschichte des epidemischen Katarrh's (Influenza, Grippe), welcher im Frühjahre 1833 in Wien grassirte, und über sein Verhältnifs zum stationären Genius der Krankheiten. gr.8. Wien, Gerold. br. n. 10 Gr.

I.

Zur Methodologie der Psychologie.

Bruchstück eines Grundrisses der Seelenheilkunde

von

K. W. Ideler.

§. 1.

Verschiedenheit in der Organisation der sinnlichen Erkenntnifskräfte.

Alle Naturwirkungen gelangen nur dadurch zu unserm Bewufstsein, dafs sie im Anschauungsvermögen ihnen entsprechende Veränderungen hervorbringen, welche als Erscheinungen unter der Form von sinnlichen Vorstellungen vom Verstande zu Begriffen verknüpft werden. Jede Erscheinung ist also schon durch die Organisation des Anschauungsvermögens bedingt, folglich nicht mehr streng objektiver Ausdruck des durch sie bezeichneten Gegenstandes. Wenn einerseits unsre Kenntnisse nicht weiter als die Summe der uns bekannten Erscheinungen reichen, und jede durch diese nicht angekündigte Naturthätigkeit so gut als gar nicht für uns vorhanden ist; so wird andrerseits auch noch der Werth jener Kenntnisse durch die subjektiv verschiedene Auffassung der Erscheinungen gar sehr ver-

ringert. Denn die eigenthümliche Empfänglichkeit der einzelnen Sinne, so wie ihr gemeinsames Verhältnifs zu einander, artet sich bei jedem Individuum anders; folglich spiegeln sich die Naturwirkungen in dem Bewufstsein eines jeden unter veränderten Zügen ab, vereinigen sich zu einem besonders gestalteten Gesammtbilde der umgebenden Welt, und begründen dadurch eine eigenthümliche Denkweise. Im gewöhnlichen Leben tritt diese Verschiedenheit der individuellen Anschauung nicht so grell hervor, weil dabei nur die allgemeinsten Wirkungen der Naturkräfte auf den Menschen in Betracht kommen; sobald aber ihre inneren, wesentlichen Beziehungen zu einander, welche in versteckten Erscheinungen nur leise angedeutet sind, durch wissenschaftliche Forschung zu Tage gefördert werden sollen, nimmt der Widerstreit unter den Beobachtungen kein Ende, zumal in dem organischen Reiche, dem dunkeln Gebiete vielfach verschlungener und tief verborgener Grundkräfte, welche unter tausendfältigem Wechsel der Verhältnisse in unendlichen Modifikationen der Erscheinungen sich mehr verhüllen, als offenbaren. Wir müfsten auf die Hoffnung zu ihrer Erkenntnifs Verzicht leisten, wenn nicht eben durch die verschiedene Empfänglichkeit der Sinne dafür gesorgt wäre, den Gegenständen mannigfache Seiten der Betrachtung abzugewinnen. Denn gerade durch die eigenthümliche Organisation seines Anschauungsvermögens wird jeder in den Stand gesetzt, in gewisse Erscheinungsreihen tiefer und inniger einzudringen, über welche ein anderer mit seinen Sinnen nur oberflächlich hingleitet. Wenn also die Natur in mannigfachen Sprachen zum menschlichen Geiste redet; so ist es eben seine Aufgabe, den Schlüssel zu allen in einer philosophischen Grammatik aufzusuchen, um der babylonischen Sprachverwirrung im Gebiete der Wissenschaften ein Ende zu machen.

Wohl mit Recht stellen sich diese Bemerkungen an den Eingang vorliegender Schrift, deren Verfasser sich auf einen Kampfplatz wagt, den noch kein Sieger behauptet

hat, ohne seinen Nachfolgern zu unterliegen. Wenn es mein ernstes Bestreben sein mufs, nicht den Streit der Partheien neu anzufachen, vielmehr darauf zu sinnen, wie ihre Versöhnung zu Stande gebracht werden könne; so kann ich diesen Vorsatz nicht besser ankündigen, als durch die Anerkennung, dafs jeder vermöge seiner eigenthümlich gearteten Sinnesweise genöthigt ist, den gemeinsam behandelten Gegenstand von seiner Seite anzusehen. Nur darf er sich nicht unterfangen, von seinem persönlichen Standpunkte aus alles übersehen und beurtheilen zu wollen, wenn er es versäumt hat, oder nicht befähigt ist, aus seinem individuell beschränkten Kreise herauszutreten, um sich die Anschauungen anderer innig anzueignen. Da im Menschenleben sich so mannigfache Systeme von Kräften verweben, deren jedes in einer besonderen Reihe von Erscheinungen stärker ausgeprägt ist; so versteht es sich von selbst, dafs die Forschung dasselbe nach allen Richtungen durchdringen, und dafs die Arbeit unter viele vertheilt werden mufste, weil dieser sich besser in den chemischen, jener leichter in den dynamischen Verhältnissen zurecht zu finden weifs, während ein dritter fast nur für die logische Zergliederung der Gedankenformen, ein vierter blofs für die sittlichen Angelegenheiten des Gemüths einen regen Sinn hat. Wie sollte auch einer alles dies umfassen können, da in jeder dieser Richtungen der Verstand eine unermefsliche Fülle von Thatsachen antrifft, welche auch die ausgedehnteste Fassungsgabe überbieten. Soll aber die organische Einheit jener Lebenssphären festgestellt werden, wie sie in steter Wechselwirkung zu harmonischen oder disharmonischen Verhältnissen sich gegenseitig bestimmen; so ergeht an den, welcher sich an der Lösung dieser Aufgabe versucht, die apodiktische Forderung, dafs er die wesentliche Bedeutung jeder Erscheinungsreihe hinreichend begriffen habe, um nicht die eine über die andere zu vernachlässigen. Hierüber kann kaum ein Zweifel erhoben werden; und dennoch geschieht gerade das Gegentheil, weil

Philosophen und Aerzte noch immer in dem schroffen Widerspruch sich entgegentreten, der schon seit Jahrtausenden sie entzweite. Jene, an die Thatsachen des inneren Sinnes gewiesen, diese, mit den äufseren Sinnen die physischen Lebenserscheinungen durchforschend, leben sie in zwei verschiedenen Welten der Anschauung, deren Erscheinungen der Form nach nichts mit einander gemein haben, obgleich der Verstand ihren innigen ursächlichen Zusammenhang anzuerkennen genöthigt ist. Hier gilt es also einen beherzten Entschlufs, sich entschieden von beiden loszusagen, in sofern sie als unvereinbare Widersacher auftreten, aber von beiden alle Erfahrungssätze zu entlehnen, welche inmitten des Schulgezänks ihr gutes Recht in dem gesunden Sinn unbefangener Beobachter von jeher behauptet haben.

§. 2.

Verschiedenheit in dem Verhältnifs der sinnlichen zu den höheren Erkenntnifskräften.

Das angegebene Verhältnifs bietet eine nicht geringere Zahl von Eigenthümlichkeiten der Denkweise dar, welche gleichfalls gröfstentheils auf angeborener Anlage beruhen, weil einige Köpfe sich eben so entschieden zum streng logischen, wie andere zum empirischen Verstandesgebrauch hinneigen. Die Cultur vermag hierin nichts Wesentliches zu ändern, weil sie die innere Nothwendigkeit nicht aufheben kann; sie mufs sich darauf beschränken, das natürliche Talent auszubilden, und dabei so zu zügeln, dafs es sich in seiner Richtung nicht zu weit verliere.

Der logische Verstandesgebrauch entspringt aus einem lebhaften und starken Bewufstsein der Denkgesetze, welche ihre Nothwendigkeit bei der Anwendung auf einen gegebenen Stoff geltend machen. Der Geist fühlt sich gedrungen, alle seine Vorstellungen so zu gestalten, dafs jeder Widerspruch unter ihnen ausgeglichen wird, um sie in ein System zu bringen, dessen formale Einheit das reale Prin-

cip ihres Inhalts ausdrücken soll. Der Verstand mufs daher den Stoff durchaus beherrschen und sich aneignen, daher er sein treues Gegenbild an dem organischen Leben findet, welches mit gleicher schöpferischer Kraft die aufgenommenen Substanzen in seine Natur umwandelt, und durch diese Bethätigung seines bildenden Vermögens sich in seiner Selbstständigkeit behauptet. Gleichwie das organische Leben jeden in seinen Gliederbau eingedrungenen fremdartigen Körper zu assimiliren oder auszuwerfen strebt; eben so kämpft der Geist gegen jeden verneinenden Begriff an, durch den die Ordnung und der Zusammenhang der Vorstellungen unterbrochen wird. Denn innerer Widerspruch hemmt die fortschreitende Gedankenbildung, so lange sich nicht entschieden hat, auf welcher Seite sich der Irrthum befindet; und die Logik ist so sehr ein Prüfstein selbst der realen Begriffe, dafs unter zwei sich verneinenden auch im objektiven Sinne einer nothwendig falsch sein mufs. Vergebens eifern daher die Empiriker gegen die Forderung eines wissenschaftlichen Zusammenhanges unter den Beobachtungen, welcher, wie sie behaupten, auf dem Felde der Erfahrung gar nicht gewonnen werden könne, daher man mit der Kenntnifs einzelner Thatsachen zufrieden sein müsse. Denn was an diesen objektiv wahr oder falsch, wesentlich oder zufällig sein mag, läfst sich an ihrer vereinzelten Stellung gar nicht erkennen. Eben weil in den Naturverhältnissen nicht der Grund des Widerstreits liegen kann, in welchem die Erscheinungen so häufig mit einander stehen, dürfen wir denselben nur in unserm Anschauungsvermögen suchen; und da wir uns nicht aufserhalb desselben versetzen können, um die Angemessenheit oder Nichtangemessenheit der von ihm vorgestellten Erscheinungen zu dem Wesen der Dinge unmittelbar zu prüfen, so bleibt uns nur die logische Kritik unsrer Anschauungen übrig, indem wir sie in eine wissenschaftliche Form oder Einheit zu bringen streben. Gelingt es uns damit nicht; so sind wir genöthigt, die An-

schauungen so lange mit ihren Objekten zu vergleichen, und an diesen neue Seiten der Betrachtung aufzusuchen, bis jener Widerspruch sich hebt. Es ist daher eine grofse Anmaafsung der Empiriker, wenn sie jede Wahrnehmung sofort für eine Thatsache ausgeben, als wenn sie mit ihren Sinnen die Dinge unmittelbar erfafsten, und vielleicht nur noch nicht die Mittelglieder gefunden hätten, durch welche die in ihren Beobachtungen enthaltenen Widersprüche ausgeglichen würden. Wollten sie doch nur bedenken, dafs die Thatsachen einen rohen Stoff ausmachen, der von jedem Zeitalter zu neuen Gedankenformen umgestaltet wird, und dadurch eine wesentlich verschiedene Bedeutung erlangt, und dafs der unselige Ueberflufs an halb wahren und ganz falschen Beobachtungen, welche den Boden der Erfahrung verschütten und zur Grundlage dauerhafter Wissenschaft untauglich machen, eben von der bequemen Nachlässigkeit herrührt, welche den logischen Maafsstab nicht an die einzelnen Wahrnehmungen legt, um sie so bald als möglich abschliefsen, und für einen realen Gewinn an Kenntnissen ausgeben zu können.

Indem aber der Geist in der logischen Verknüpfung seiner Vorstellungen fortschreitet, und in der Erweiterung der Begriffe immer mehr seiner selbstständigen Bildungskraft als des höchsten Ausdrucks seiner freien Natur inne wird, mifsbraucht er nur zu leicht seine Befugnifs, über die Dinge nach seinen Vorstellungen zu urtheilen. Obgleich nur ein unendlich kleiner Theil der Beziehungen unter den Naturwirkungen zu seiner Kenntnifs gelangt, läfst er sich doch durch jenes freie Selbstbewufstsein leicht verleiten, die schon erworbenen Begriffe zum Mittelpunkt aller erkennbaren Dinge zu machen. Alle Erscheinungen, welche nicht in sein System passen, werden dann entweder abgewiesen, oder verkehrt gedeutet; und so gelangt er nicht mehr auf dem Pfade der Natur in einen gröfseren Kreis von Erkenntnissen, sondern die Logik verleitet ihn zu einem folgerechten Irrthum. Dies geschieht um so leich-

ter, wenn die Empfänglichkeit seines Anschauungsvermögens sich auf eine Reihe von Erscheinungen beschränkt; und die Gefahr des Irrens wird um so gröfser, je vielfältigere Seiten der Betrachtung ein Gegenstand darbietet, je verschiedenartigere Kräfte sich in ihm durchdringen, und in ihren gemeinsamen Erscheinungen sich gleichsam hinter einander verstecken. Womit kommt man am Ende leichter zu Stande, als mit einer Theorie, wenn man nur Dreistigkeit und Gewandtheit genug besitzt, um dem Erfahrungsstoff irgend eine Form aufzuprägen. Die Leichtigkeit, mit welcher jeder sich seine Denkweise bildet, und den Kreis der ihm merkwürdigen Erscheinungen durch Hypothesen abschliefst, zeugt dafür zur Genüge. Nur jener strenge Wahrheitssinn, der mifstrauisch gegen die Täuschungen des logischen Scheins macht, und hinreichende Selbstverleugnung einflöfst, um die mühsam gewonnenen Begriffe immer wieder in den Schmelztiegel der Erfahrung zu werfen; der sich in jeder neuen Gestaltung des Denkens erfrischt und verjüngt, wie er in abgeschlossenen Systemen erstarrt: er allein ist die lautere Quelle der Wissenschaft, deren Geschichte eine stete Wiedergeburt zu vollendeterer Organisation, nicht ein Denkmal menschlicher Thorheit sein sollte, welche nur aufbaut, um zu zerstören, und zuletzt bei allem ihren Schaffen ganz irre an sich wird. Wer in der Wissenschaft, wie in der Tugend, nicht durch ernste Selbstprüfung des Geleisteten über seine Irrthümer und Gebrechen sich zu enttäuschen sucht, der hat seinen Lohn schon dahin. Den gröfsten Nachtheil zieht aber das vorherrschend formale Denken dadurch nach sich, dafs es die Aufmerksamkeit von den Anschauungen ablenkt, um sie ausschliefslich auf die Gedankenformen zu richten, welche dadurch immer inhaltsleerer werden, anstatt die Sinne durch fortgesetzte Uebung zu schärfen. Die Vernachlässigung ihrer Kultur hat dann die nothwendige Folge, dafs der Mensch mit ihnen alles wahrzunehmen glaubt, was seinen vorgefafsten Begriffen gemäfs ist, daher

nicht einmal die Anschauung ihn mehr von seinen Irrthümern überführen kann.

Die Sinnesthätigkeit trägt einen, dem freien Denkvermögen entgegengesetzten Charakter an sich, welcher sich in ihrer Bestimmbarkeit durch die Objekte ausspricht. Wenn auch die Form der Anschauungen von den Denkgesetzen ausgeht, worüber ich mich in meiner Anthropologie ausführlich erklärt habe; so ist doch ihr Inhalt vollständiger Ausdruck des Verhältnisses in welchem die Objekte zu den Sinnen stehen. Die Merkmale der Anschauungen werden daher auf Eigenschaften der Objekte bezogen, deren reale Erkenntnifs sich nicht über die Summe der an ihnen wahrgenommenen Erscheinungen erstreckt, da uns das Wesen eines Dinges, oder die erklärende Einheit seiner Eigenschaften im Verhältnifs zu andern Dingen gänzlich verborgen ist. Der Sinn mufs sich folglich den Objekten innig und auf allen zugänglichen Seiten anschmiegen, um ihnen eine möglichst grofse Summe von Erscheinungen abzugewinnen; daher das Talent der Beobachtung eine grofse Feinheit, Klarheit, Lebendigkeit, Stärke und Vielseitigkeit des Anschauungsvermögens voraussetzt. Wer dies Talent in einem ausgezeichneten Grade besitzt, und sich dadurch einen grofsen Reichthum an deutlichen Wahrnehmungen erwirbt, dem prägt sich das Bewufstsein der in ihnen ausgesprochenen Eigenthümlichkeiten und Verschiedenheiten der Dinge immer tiefer ein. Hierdurch wird seine gesammte Denkweise bestimmt, welche vor allem darauf ausgeht, seinen Vorstellungen den höchsten Grad objektiver Wahrheit zu verschaffen. Die Geschichte der vielfältigen Irrthümer, wodurch die im Beobachten oft unbeholfenen methodischen Denker ihre künstlichen Systeme unbrauchbar machten, steigert nur noch seine Liebe zur unbefangenen Anschauung; denn nicht die haltungslosen Meinungen, sondern die ewige, wahre Natur der Dinge will er kennen lernen.

Bis hierher befinden sich die Empiriker in ihrem vol-

len Rechte, welches sie aber eben so sehr, wie die Dogmatiker, zu mifsbrauchen geneigt sind. Ohne zu wiederholen, was vorher über die Nothwendigkeit der logischen Kritik aller Erfahrung gesagt wurde, welche jene durch tausendfältige Wiederholung der Beobachtung ersetzen zu können behaupten, will ich hier nur des eitlen Vorgebens gedenken, dafs die Sinne am glücklichsten auf ihrer Jagd nach neuen Thatsachen sein sollen, wenn sie, eben wie die Spürhunde, nicht an einem Lenkseil geführt werden. Dies Gleichnifs hinkt, da die Sinne nicht den Instinkt, das Gesuchte zu finden, wie die Hunde die Witterung des Wildes haben; es kann nur in sofern passen, als einer zwecklosen Jagd die Ungebundenheit des empirischen Forschens ähnelt, welches ohne Maafs und Ziel in unbegränzter Breite umherschweift, um dies oder jenes, wie es der Zufall bietet, zu erhaschen. Vergebens sucht der Geist sich des freien Denkens zu entäufsern; es dringt sich ihm wider seinen Willen auf, und gestaltet selbst unter den rohesten Händen den Stoff zu irgend einer Form. Freilich fällt diese nur allzu mangelhaft aus, wenn der Verstandesgebrauch sich nicht in seiner Anwendbarkeit auf die Erscheinungen durch rationales Denken vervollkommnet, nicht die Fertigkeit sich erworben hat, den gegebenen Stoff zu durchdringen, wenn also nicht seine formale Cultur der empirischen Forschung zur Seite geht. Wohin wir nur unsern Blick in die empirischen Schulen der Medicin werfen mögen, überall treffen wir einen Wust der ungestaltetsten Hypothesen von Geistern und Materien, chemischen Schärfen und mechanischen Reibungen, Krämpfen und Entzündungen, die niemals einem Hellsichtigen zur Anschauung gekommen sind. Um so mehr mufs man über die Naivetät erstaunen, mit welcher alle diese Fetzen eines zerrissenen Denkens für baare Erfahrung ausgeboten werden. Nothwendig rundet jeder seine Vorstellungen zu einem System, da es kein völlig zusammenhangloses Denken giebt; wenn also eine Reihe von Erscheinungen, wel-

chen man den Vorrang der ursprünglichen und wesentlichen zu geben beliebt hat, um aus ihnen alle übrigen als abhängige abzuleiten, in der Beobachtung nicht auslangt: so nimmt man die Analogie zu Hülfe, um sie dort zu postuliren, wo sie gar nicht vorhanden sind. Wir brauchen uns gar nicht weit in der psychiatrischen Litteratur umzusehen, um solche arge Verstöfse gegen die ersten Regeln der Erfahrungskritik anzutreffen. Vergebens hat man nachgewiesen, dafs in zahlreichen Fällen organische Fehler des Gehirns mit ungestörter Geistesthätigkeit zusammen bestanden; dafs in hundert und aber hundert Leichen Wahnsinniger keine Spur von Gehirnentartung gefunden wurde: dort, heifst es, war das eigentliche Seelenorgan nicht verletzt, hier hat uns nur die Unvollkommenheit unsrer anatomischen Kunst verhindert, die feineren Zerstörungen desselben zu bemerken. Oder man hat sich gegenseitig mit leeren Ausgeburten der Phantasie zum Besten, spricht von Intemperaturen und umgekehrten Polaritäten des Gehirns, weil man meint, die räthselhaften Erscheinungen erlaubten und forderten selbst eine bildliche Einkleidung. Wo solche Gespenster aus der Mitternachtsstunde der Philosophie noch ihren Unfug treiben können, da ist der Tag der Wissenschaft nicht angebrochen.

§. 3.

Einflufs der angegebenen Verschiedenheiten auf die Pflege der Wissenschaften.

Die Organisation der Erkenntnifskräfte ist darauf berechnet, dafs ihre Entwickelung nur im steten Kampf gegen den Irrthum zu Stande kommt, gleichwie die Tugend auch nur aus dem Siege über die Leidenschaften hervorgeht. So lange der Verstand nur entschiedene Wahrheiten sich anzueignen braucht, ermangelt er der selbstständig bildenden Kraft, welche, gleich dem Zeugungsvermögen, nur angeregt werden, aber in Hervorbringung eigen-

thümlicher Gedanken ihr eigenes Werk erschaffen soll. Unendlicher Reichthum an ureignen Bildungsformen erfüllt das unermefsliche Gebiet der Natur, deren schöpferische Macht keine öde Einförmigkeit duldet, und darum auch das Menschengeschlecht in allen seinen Individuen eigenthümlich organisirt hat, damit jeder für sich ein Ganzes im Kreise seiner Besonderheit darstelle. Der Verstand als Lenker des geistigen Lebens sollte nicht auf einer breit getretenen Heerstrafse einherwandeln, nicht gleich dem Instinkte der Thiere einen durch physische Bedürfnisse vorgezeichneten und beschränkten Entwickelungsgang der Vorstellungen durchlaufen, vielmehr durch das Ungewisse sich selbst Bahn brechen, da jedem sein besonderes Schicksal angewiesen ist, in welchem er sich mit eigenem Nachdenken zurecht finden soll, um sich und sein Leben eigenmächtig zu gestalten. So bleibt sich der Mensch immerdar eine Aufgabe, an deren Lösung alle Geschlechter ihre Kräfte versuchen sollen, um mit ihnen nicht in herkömmlichen Formen zu erstarren, damit jeder seiner ursprünglichen Bestimmung der freien Selbstentwickelung theilhaftig werden könne.

Freilich stellt diese Eigenthümlichkeit der individuellen Denkweise dem Fortschreiten der Wissenschaften grofse Hindernisse entgegen, weil niemand die Forschung in der Richtung fortsetzt, welche sein Vorgänger ihr gegeben hatte, vielmehr die wissenschaftlichen Bestrebungen so sehr nach allen Seiten hin auseinander weichen, dafs sich nur mit Mühe ihr Mittelpunkt finden, und von hier aus das ganze Gebiet des Geleisteten und Verfehlten überblicken läfst. Daher die Kritik sich vor allem angelegen sein lassen mufs, eine freie Stellung zu gewinnen, welche ihr diesen Ueberblick möglich macht, und sie befähigt, die verschiedenartigsten Meinungen gegen einander abzuwägen. Denn der wahre Gehalt eines Gedankens läfst sich niemals nach seiner abgeschlossenen Betrachtung bestimmen, sondern nur dadurch, dafs alle Vorstellungen in jeder mög-

lichen Richtung zusammengestellt, und mit einander verglichen werden.

Es kann nicht die Aufgabe dieser Schrift sein, eine vollständige Kritik der psychologischen Schulen, die sich an ihre Geschichte anlehnen müfste, aufzustellen; ich mufs mich begnügen, die vornehmsten derselben mit ihrem wesentlichen Charakter zu bezeichnen, und im Allgemeinen darauf hinzudeuten, welchen Einfluſs sie auf die Fortbildung ihrer Wissenschaft gehabt haben.

§. 4.

Metaphysische Psychologie.

Die Metaphysik ist ein Erzeugnifs früherer Jahrhunderte, welche dem Verstande einen nur allzudürftigen Vorrath an geprüften Erfahrungssätzen anzubieten hatten. Von der ersten Wahrnehmung einer Thatsache bis zur Feststellung ihres wesentlichen Gehaltes zu gelangen, dazu reichen oft Jahrtausende nicht aus. Denn die einfachsten Erscheinungen enthalten ein Gewebe der verschiedenartigsten ursächlichen Bedingungen, welche erst in allen Richtungen durchforscht werden müssen, ehe das Produkt ihres Zusammenwirkens verständlich wird. Die Verbrennung z. B., welche ein ganz einfaches Phänomen zu sein scheint, und daher von den ältesten Philosophen kurzweg als Wirkung eines eigenen Elementes, des Feuers erklärt wurde, hat sich bei gründlicher Untersuchung als allgemeinen Ausdruck einer so grofsen Reihe von Naturwirkungen gezeigt, dafs wir gegenwärtig weiter als je davon entfernt sind, sie als Bezeichnung eines eigenthümlichen Prozesses anzusehen, vielmehr in ihr ein System von ganz heterogenen Erscheinungen erblicken, wie grofs auch ihre sinnliche Aehnlichkeit sein mag. Nothwendig mufsten also die Erfahrungen früherer Jahrhunderte ein so roher Stoff sein, dafs die wissenschaftliche Behandlung desselben nur die unbefriedigendste Ausbeute gab, und daher für tiefere Denker nichts Anlockendes haben konnte. Sie zogen sich daher

meistentheils ganz aus dem Felde der Erfahrung zurück, und überliefsen es den Praktikern, sich mit den dürftigen empirischen Kenntnissen, so gut oder schlimm es gehen mochte, zu behelfen. Ja sie gingen so weit, den Sinnen als Erkenntnifsquellen einen vollständigen Krieg anzukündigen, und zu behaupten, dafs die Erscheinungen als ein Spiel des Zufalls nie auf höhere Gesetze zurückgebracht werden könnten. Jedes von der Erfahrung nicht gezügelte Denken versetzt sich nothwendig aufser der Natur, um sich an den willkührlich geschaffenen Vorstellungen zu üben, denen sich wenigstens der Vortheil abgewinnen läfst, dafs der Geist, da er nicht auf ihren Inhalt zu merken braucht, sich ausschliefslich mit ihrer Form beschäftigt, und in künstlicher Spaltung, Gliederung und Zusammenstellung der Begriffe der Gesetze inne werden kann, welche ihn dabei leiten. In diesem Sinne läfst sich nicht bestreiten, dafs die Metaphysik ein nothwendiges Glied in der Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes war. Dies Spiel des ungebundenen Denkens erregt das Bewufstsein der geistigen Freiheit allzusehr, als dafs es nicht eine Art von Begeisterung hätte erzeugen sollen; wie denn auch unstreitig eine nicht geringe Schwungkraft dazu gehört, sich im leeren Raume abstrakter Begriffe schwebend zu erhalten. Die trügerische Ueberzeugung angeborner Begriffe, welche man nur auszuspinnen brauche, um mit ihrem Gewebe die ganze Welt zu umfassen, gab dem Stolze, welcher vornehm auf das mühsame Haschen der Empirie nach vereinzelten Thatsachen herabsah, nur allzuviel Nahrung. Rechnet man dazu, dafs selbst die feinsinnigen und lebendig anschauenden Griechen der Versuchung nicht widerstehen konnten, mit einem kühnen Denken die Erfahrungswissenschaften anticipiren, oder selbst entbehrlich machen zu wollen; so kann man sich noch weniger darüber verwundern, wenn die in enge Zellen gebannten Gelehrten des Mittelalters, durch vorherrschendes Sprachstudium an abstrakte Formeln gewöhnt, in den Zauberpalästen der

griechischen Philosophen so einheimisch wurden, sich in ihnen so über die Wirklichkeit erhoben fühlten, dafs ihr ganzes Denken in Metaphysik ausschlagen mufste.

Der leere Schimmer gehaltloser Begriffe a priori verschwand bald auf dem Gebiet der Naturwissenschaften, in denen er nichts erleuchtete, sondern gleich Irrlichtern den Geist nur dahin führte, wo er stecken blieb. Das Bedürfnifs positiver Kenntnisse meldete sich zu laut an, als dafs ihm die Scholastik hätte genügen können; man wurde einer geistigen Arbeit überdrüssig, bei der nichts herauskam, die zu nichts führte, und die zuletzt in endlose Verwirrung und Streitigkeit verwickeln mufste. Noch ehe Baco's mächtiger Geist die wesentlichen Beziehungen des Verstandes zur Natur in einer solchen Vollständigkeit und Abstammung aus einander aufgefunden hatte, dafs er ein Organon der Naturforschung schaffen konnte, war schon die Bahn derselben nach mannigfachen Richtungen hin von den grofsen Denkern des 16ten Jahrhunderts gebrochen worden, welche die Nachwelt als die Restauratoren der Wissenschaft feiert. Baco hatte daher nur das Verdienst, die Regeln mit deutlichem Bewufstsein auszusprechen, und zum Maafsstabe der Kritik zu machen, denen jene aus dem Instinkt des Genies gefolgt waren. Hierdurch ist die Methode der Naturwissenschaften so fest gegründet, und durch die grofsen Entdeckungen der letzten Jahrhunderte zu einer so fruchtbaren Anwendung gebracht worden, dafs jedem, der nicht irgend ein Geheimnifs der Natur durch Beobachtung abgelauscht hat, sondern hypothetische Dichtungen dafür ausgeben möchte, ohne weiteres der Beruf und das Stimmrecht eines Forschers abgesprochen wird.

Könnte die Seelenlehre sich doch einer eben so unerschütterlichen Grundlage auf dem Gebiete der Erfahrung rühmen! An einem Baco hat es ihr eben so wenig gefehlt, wie der Naturwissenschaft, denn Kant vervollständigte dessen mehr auf den äufseren Sinn gerichtete Philosophie durch die Kritik der reinen Vernunft. Mögen auch

die Meinungen über seine Lehre noch sehr getheilt, und letztere keinesweges als ein Abschluſs des kritischen Geschäfts zu betrachten sein; das Verdienst wird ihm für immer unbestritten bleiben, die Wesenlosigkeit aller synthetischen Begriffe a priori, und somit die absolute Leere aller Metaphysik erwiesen zu haben. Hiernach sollte niemand mehr auf den Wahn verfallen, das Wesen der Seele, ihr substanzielles Verhältniſs zum Körper, definiren zu wollen; denn um dies leisten zu können, müſste man sich auſser dem Bereich aller Erfahrung des inneren Sinnes versetzen, welcher so wenig die innere Natur der Seele dem reflectirenden Verstande enthüllt, daſs alles, was darüber gefabelt wurde, der Psychologie den üblen Ruf einer leeren Träumerei zugezogen hat. Daſs schon Stahl die Nichtigkeit einer spekulativen Psychologie in ihrem tiefsten Grunde erkannte, habe ich in der Vorrede zum dritten Theile meiner Bearbeitung seiner Theoria medica vera, und in der Darstellung seiner Lehre von den Geisteskrankheiten [1]) nachgewiesen. Aber leider muſs die Kritik noch immer Verirrungen in das bodenlose Nebelreich abstrakter Scheinbegriffe rügen, deren man sich bedient, um den strengen Forderungen an psychologische Naturforschung auszuweichen. Namentlich sind die Aerzte noch immer sehr freigebig mit der Behauptung, die Seele sei ein einfaches, untheilbares, unwandelbares, immaterielles Wesen, als solches sie an den Krankheiten des Körpers gar nicht Theil nehmen könne, durch die sie nur auſser Stand gesetzt werde, ihren Gesetzen gemäſs zu wirken. Alle krankhaften Erscheinungen des Bewuſstseins müſsten daher als Reflexe körperlicher Anomalieen betrachtet werden, denen die Seele passiv hingegeben sei, daher sich aus der Form des Irreredens, und aus den Ausbrüchen eines durch pathologische Reize bestimmten Willens gar keine psychologische Folgerung ziehen lasse. Ueberhaupt sei die Seele

1) M. s. diese Annalen Bd. 26. S. 261 ff.

ein Ens metaphysicum, von welchem in der Medicin als Erfahrungswissenschaft nicht weiter die Rede sein könne, als insofern die Beobachtung ergebe, dafs gewisse körperliche Zustände durch Seelenwirkungen veranlafst würden, ohne deshalb weniger vollständig physisch begründet, und eigenmächtig zu sein.

Erst im Fortgange dieser Schrift kann gezeigt werden, dafs alle diese Behauptungen ihre Widerlegung in dem rein empirischen Ursprunge der Seelenlehre finden; hier nur so viel, dafs der metaphysische Sauerteig, welcher so manche unnütze Gährungen in der Medicin veranlafst, in dem System des Dualismus sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt. Was wissen wir denn von der substantiellen Verschiedenheit der Seele und des organischen Lebensprincips? Mit dem inneren Sinn schauen wir die Thatsachen des Bewufstseins als eine für sich bestehende Erscheinungswelt an; die äufseren Sinne eröffnen dem Verstande das Gebiet der physischen Erscheinungen, welche der Form nach mit jenen nichts gemein haben. Folglich ist der Geist, in sofern er in zwei nach entgegengesetzten Richtungen gelegene Erscheinungswelten blickt, ein Janus-kopf, der eben wegen seines getheilten Antlitzes nicht den ganzen Gesichtskreis mit einem Blick überschauen kann. Wenn aber auch innerer und äufserer Sinn sich nach dem Inhalt, den Merkmalen ihrer Anschauungen völlig unterscheiden; so liegt doch in diesem Gegensatz der Erscheinungen nicht der Beweis, dafs ihre Substrate, für welche wir vergebens passende abstrakte Bezeichnungen suchen, sich ihrem Wesen nach gegenseitig verneinen.

Wir entgehen daher allen eitlen Wortgefechten, wenn wir die Erscheinungen des äufseren und inneren Sinnes in reiner Absonderung zum Gegenstande empirischer Forschung machen, und sobald wir auf diesem Wege zu einem hinreichenden Vorrath an Erfahrungsbegriffen gelangt sind, ihr ursächliches Verhältnifs zu einander zu bestimmen suchen, worüber allein die Beobachtung Aufschlufs geben kann.

kann. Denn da das innere Band der Causalität auch unter den physischen Erscheinungen sich unsrer Reflexion entzieht; so bleibt uns überall nichts weiter übrig, als die Reihefolgen nachzuweisen, in denen geistige und körperliche Wirkungen sich gegenseitig hervorrufen, indem bald diese, bald jene den Vorrang behaupten. Wir müssen uns darum bekümmern, ob jene ursächlichen Verhältnisse allgemein und daher nothwendig, oder ob sie zufällig und bedingt sind, ob z. B. eine gewisse Leidenschaft jedesmal verstärkteren Herzschlag zur Folge hat, ob eine gewisse Hirnverletzung unfehlbar Störungen des Bewufstseins nach sich zieht, oder nicht. Wie aber beide, geistige und physische Erscheinungsreihen innerlich zusammenhangen, das hat noch niemand zu sagen gewufst; selbst die subtilen Definitionen des Seelenorgans, welches bald in das Gehirn, bald in die Eingeweide der Brust und des Unterleibes verlegt wurde, haben nur die Frage weiter hinausgeschoben, ohne sie zu lösen. Schon der Begriff eines Seelenorgans ist eine metaphysische Fiktion, bei der man sich den Geist als einen Künstler dachte, ohne zu begreifen, warum und auf welche Weise er ein Sklave seines Werkzeuges werden, wie letzteres ohne seine Leitung verkehrte Wirkungen hervorbringen könne.

Sogar die an sich richtige Regel, dafs die Glieder eines ursächlichen Verhältnisses in quantitativer und qualitativer Angemessenheit zu einander stehen müssen, widrigenfalls sie nicht als zu einander gehörig betrachtet werden können, ist bei jenem metaphysischen Begriff des Seelenorgans vielfältig gemifsbraucht worden. Denn man postulirte eine stetige Harmonie zwischen der geistigen Verfassung und der Organisation des Gehirns und anderer Eingeweide, als wenn beide im engsten Verhältnisse ständen, und man an den Vorzügen oder Mängeln der einen die analoge Beschaffenheit der anderen ablesen könne. Wie sehr sich daher auch die Materialisten dagegen sträuben mögen, die scharfe Zergliederung ihres Verfahrens beweist

es unwidersprechlich, dafs demselben ein erfahrungswidriger Metaphysicismus zum Grunde liegt.

Vielleicht dürfte es nicht überflüssig sein, die Abfertigung des Dualismus gegen den Vorwurf einer demoralisirenden Tendenz zu vertheidigen. Zuvörderst habe ich nur darthun wollen, dafs derselbe nicht bewiesen werden, dafs er also kein wissenschaftliches Prinzip abgeben kann, und dafs es völlig dahin gestellt bleiben mufs, ob er oder die entgegengesetzte Ansicht in der Natur des Menschen begründet sei. Es würde daher ungereimt sein, aus dem Begriffe des Geistes als immateriellen Wesens die Nothwendigkeit des Sittengesetzes zu folgern, weil der Beweis desselben dadurch von dem hohlen Wortstreit der metaphysischen Dialektik abhängig gemacht würde. Eben so wenig hat der Glaube an Unsterblichkeit, welcher über jede wissenschaftliche Begründung hinausliegt, mit ontologischen Hypothesen etwas gemein.

§. 5.

Mystische Psychologie.

Der Mensch bildet seine Begriffe nach den Erfahrungen, welche am häufigsten zu seiner Anschauung gelangen: da er nun mit den Aeufserungen seiner eigenen Denk- und Handlungsweise am genauesten bekannt ist; so setzt er bei anderen Menschen eine mit der seinigen im Wesentlichen übereinstimmende Gesinnung voraus, bis er das Gegentheil anzunehmen gezwungen ist. Im gewöhnlichen Laufe des Lebens durchkreuzen sich zwar die Leidenschaften auf die mannigfachste Weise; jedoch steigern sie sich selten bis zu verderblichen Ausbrüchen, welche den unverdorbenen Sinn mit Abscheu erfüllen. Jedes Verbrechen ist daher eine fremdartige, seltsame Erscheinung, zu deren Erklärung der Mensch den Schlüssel nicht in seiner herrschenden Gesinnung findet, welche vielmehr mit derselben in Widerspruch zu stehen, also nicht aus der menschlichen Natur zu stammen, sondern von aufsen ihr aufgedrungen

zu sein scheint. Noch höher steigt beim Menschen das Erstaunen, wenn er sich selbst durch die Gewalt leidenschaftlicher Antriebe ganz von seiner gewohnten Bahn verschlagen, und in Widerstreit mit allen seinen bisherigen Interessen versetzt sieht; denn er begreift um so weniger, wie es so weit mit ihm habe kommen können, je verhüllter das Wirken der Gemüthstriebe ist.

Dieser Widerspruch, der sich nur durch eine tiefere Erforschung des Gemüths schlichten läfst, bildet ein ethisch-psychologisches Problem, dessen Lösung das Menschengeschlecht schon seit seiner Kindheit beschäftigte. Die natürliche und enge Verbindung zwischen den religiösen und sittlichen Angelegenheiten, die sich gegenseitig begründen und erklären, bewog die Urheber des religiösen Kultus bei vielleicht allen geschichtlich bekannten Völkern, jenes Problem mit ihren religiösen Begriffen in Einklang zu bringen. Je mehr der Mensch, durch alle moralischen und physischen Uebel schmerzlich betroffen, sich unfähig fühlt, sie von sich abzuwehren; um so inniger dringt sich ihm die Ueberzeugung auf, dafs beide aus einer ihm unerreichbaren Quelle entspringen, eben so wie er alles ihm zuströmende Gute, sein Leben selbst mit allen angebornen Kräften für den Ausfluſs einer wohlthätigen Gottheit zu halten genöthigt ist. Da nun in der Weltordnung, in sofern sie sich auf den Menschen bezieht, überall das Gute mit dem Bösen zu streiten, also nicht aus einem gemeinsamen Ursprunge zu stammen scheint; so kehrt fast in allen bekannten Volksreligionen der Gegensatz eines guten und bösen Prinzips wieder, welche sich um die Herrschaft der Welt streiten, unter deren Einfluſs also das Menschengeschlecht steht. Es braucht dies hier nicht weiter an den Religionsdogmen der Indier, Aegypter, Perser nachgewiesen zu werden, da es nur darauf ankommt, an der Allgemeinheit der gedachten Vorstellungsweise ihre tiefe Begründung im menschlichen Gemüth zu zeigen. Unter wie mannigfachen Namen und Symbolen nun auch das böse Prinzip

vorstellig gemacht wurde; überall dachte man es sich als den Feind des Menschengeschlechts, der dasselbe mit allen moralischen Gebrechen und physischen Plagen heimsuche, um es als den Gegenstand seines Hasses, als das Werk seines ewigen Widersachers, des guten Prinzips zu zerstören. Dem Menschen blieb bei dieser Vorstellung seiner Abhängigkeit von ersterem nichts übrig, als entweder den Schutz des guten Gottes gegen das böse Prinzip zu erflehen, oder letzteres unmittelbar durch Opfer zu versöhnen; ja er hielt diese Weihen für um so heilbringender, je mehr er dadurch der eignen Arbeit an einer Sinnesänderung überhoben zu sein glaubte. Denn leichter giebt der Mensch das Theuerste hin, als dafs er sich zur Selbstverleugnung entschliefst. Wie geschickt sich die Priester aller Zeiten dieses Glaubens bemeistert haben, um als Vermittler zwischen den wohlthätigen und feindseligen Gottheiten einerseits, und dem Menschengeschlechte andrerseits die Hierarchie zu gründen, braucht hier nur angedeutet zu werden, um damit zu bezeichnen, wie tief jene religiöse Ansicht zu allen Zeiten ins Leben eingedrungen ist.

Selbst mit der vollkommenen Gottesverehrung, welche das Christenthum zum unvergänglichen Heil der Menschen aufstellt, hat man den Dualismus eines guten und bösen Prinzips in Verbindung gebracht; jedoch letzterem natürlich einen untergeordneten Rang angewiesen, in sofern es als ein Abfall von dem Urquell alles Guten, nicht als etwas Ursprüngliches bezeichnet wurde. Es ziemt mir freilich nicht, an den gelehrten Streitigkeiten hierüber, in so weit sie die religiöse Dogmatik betreffen, Theil zu nehmen; indefs hat jeder Unbefangene das Recht, die schreienden Zionswächter daran zu erinnern, dafs die Verketzerungssucht zu allen Zeiten das schlechteste Beweismittel religiöser Meinungen gewesen ist, und nur zu oft gehässigen Absichten zum Deckmantel hat dienen müssen. Wir wollen nicht gegen diejenigen eifern, deren religiöse Anschauung ein böses Prinzip nothwendig in sich begreift;

denn nicht umsonst sollen Jahrhunderte für die Glaubensfreiheit gekämpft und geblutet haben. Endlich sollte man nach so vielen furchtbaren Kriegen mit der Feder und dem Schwert zu der Ueberzeugung gelangt sein, dafs jeder nur seiner verschiedenen geistigen Organisation gemäfs die religiösen Wahrheiten in sich aufnehmen kann, dafs also zu allen Zeiten Rationalisten, Supranaturalisten, Pietisten einander gegenüber stehen werden, deren jeder für seinen Glauben nur vor Gott und seinem Gewissen verantwortlich ist. Laut mufs man daher gegen die Anmaafsung protestiren, einen individuellen Glauben, der allen Andersgesinnten in tiefster Seele widerstrebt, zur wissenschaftlichen Grundlage machen, und durch ihn die freie psychologische Forschung in die Fesseln abstruser Mystik schlagen zu wollen. Wie sehr unter ihr die Seelenheilkunde zu leiden gehabt hat, wie stark deren psychologische Begründung durch sie discreditirt worden ist; dies wird jedem im frischen Andenken sein, und im Fortgange dieser Schrift noch vielfältig zur Sprache kommen. Haben doch selbst streng rechtgläubige Theologen, z. B. der vortreffliche Reinhard, die Annahme eines bösen Prinzips von der Grundlegung der christlichen Moral abgewiesen [1]), und alle sittlichen Gebrechen für Ausartungen natürlicher Triebe erklärt [2]). Um so weniger dürfen wir daher Bedenken tragen, das böse Prinzip für eine Ausgeburt des religiösen Metaphysicismus zu halten, um welche wir uns nicht zu bekümmern haben, da er als Gegenstand fortwährenden Streites kein wesentliches Element des Christenthums sein kann.

Auch dann gewinnt die Lehre von einem, dem Menschen angebornen bösen Prinzip, in sofern dasselbe als psychologischer Erklärungsgrund in Anwendung kommen

---

1) Reinhard's System der christlichen Moral. Zweite Auflage. Theil 1. Seite 166.

2) Ebend. S. 164.

soll, kein besseres Ansehen, wenn man sie mit der Annahme der Erbsünde vertauscht, und diese durch die Erfahrung als unumstöfslich bewiesen geltend macht. Wahr ist es allerdings, dafs kein Mensch durch sich selbst zur sittlichen Entwickelung zu gelangen vermag, und daher in der Erziehung vernachlässigt, dem eigenmächtigen Wirken seiner Triebe überlassen, fast unfehlbar verwildert, ganz im Widerspruch mit den organischen Geschöpfen, deren Naturanlage aus angestammter Gesetzmäfsigkeit ungehindert zur vollen Entfaltung gedeiht, wenn die Aufsenbedingungen nicht allzu störend eingreifen. Denn die Kräfte des organischen Lebens stehen in einem unabänderlichen Verhältnifs zu einander, durch welches sie sich gegenseitig in den Schranken übereinstimmender Wirkung erhalten; diese Bedingung fehlt dagegen bei den Gemüthstrieben, welche sich gegenseitig den Vorrang streitig machen, und nur durch Zucht, welche die vorherrschenden zügelt, und die unterdrückten anspornt, in Einklang gebracht werden können. Dies soll die Erziehung nach deutlich erkannten Sittengesetzen leisten; und der Mensch kann sich selbst nur durch sie fortbilden, wenn er unter fremder Leitung schon zur moralischen Selbstständigkeit herangereift ist. Hierin liegt aber nicht der Beweis, dafs die leicht ausartenden sittlichen Anlagen ursprünglich verderbt sind, denn wie sollte wohl ein Keim, dem schon ein Krebsschaden angezeugt wäre, ohne vorzeitig abzusterben jemals zu irgend einer Entfaltung gelangen? Aus dem Begriff eines angebornen bösen Prinzips läfst sich gar keine praktische Folgerung für die Erziehung ableiten; sie kann nur dann ihre Aufgabe glücklich lösen, wenn sie durch empirische Erforschung der einzelnen Seelenkräfte und ihrer Bedingungen in den Stand gesetzt ist, sie ihrer Natur nach zweckmäfsig zu leiten.

§. 6.

Ethische Psychologie.

Die Bestimmung des Menschen ist sittliche Entfaltung

seiner Seelenkräfte, deren Wirkungsfähigkeit auf die Erreichung jenes obersten Ziels berechnet ist. Sittlichkeit ist also das organische Prinzip des Seelenlebens, welches, der Einheit und des Zusammenhanges in demselben beraubt, nothwendig in zerstörenden, wenigstens hemmenden Widerstreit geräth. Da nun dieser unvermeidlich ist, wenn der Mensch nicht zum deutlichen Bewufstsein seiner geistigen Kräfte und ihres Verhältnisses zu einander gelangt, in welchem sie sich gegenseitig als Zweck und Mittel zur Einheit des Wirkens bestimmen; so umfafst die ethische Psychologie seine höchste Angelegenheit, welche alle übrigen Interessen unter sich begreift.

Dies ist auch von den tiefsten Denkern aller Zeiten anerkannt worden. Und zwar begnügten sie sich nicht, einzelne sittliche Begriffe als praktische Maximen aufzustellen, welche in ihrer Absonderung und einseitigen Bestimmung zahllosen Widersprüchen unterworfen bleiben; sondern sie brachten dieselben in ein System, in welchem jeder seine bestimmte Stellung im Verhältnifs zu allen übrigen einnehmen, und dadurch in seiner wahren Bedeutung erkannt werden mufs. Sollte daher die Ethik in streng wissenschaftlicher Allgemeinheit begründet werden; so mufste sie aus einem abstrakten Denken hervorgehen, welches die reine Einheit der Begriffe nur in ihrer Form auffinden kann, aus der unbeschränkten Anwendung seiner Gesetze den transcendenten Charakter der Nothwendigkeit oder absoluten Gültigkeit schöpft, und dadurch in einen schneidenden Gegensatz zur Empirie tritt.

Nach meinem Dafürhalten hat Kant in seiner Kritik der praktischen Vernunft das Sittengesetz unter der reinsten wissenschaftlichen Form mit der vollen Strenge mathematischer Beweisführung aufgestellt, um es als ein nothwendiges, für alle Menschen unter allen Verhältnissen gültiges geltend zu machen. Die Vernunft als das Vermögen absoluter Erkenntnifs nach apodiktischen Prinzipien hat nach ihm in ihrer praktischen Anwendung nichts mit

der psychologischen Erfahrung gemein; sie schöpft aus sich selbst die Befugniſs, sittlich nothwendige Vorschriften zu ertheilen, welche in dem Grundgesetz enthalten sind: Handle so, daſs die Maximen deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung dienen können. Sollen nun jene Vorschriften nicht eine müſsige theoretische Spekulation bleiben; so ist die Vernunft genöthigt, bei jedem Menschen ein Vermögen, ihnen gemäſs zu handeln, zu postuliren. Dies Vermögen muſs folglich von allen empirischen Beweggründen, in denen die Bedürfnisse der Menschen vermöge seiner natürlichen Einrichtung sich aussprechen, unabhängig oder frei sein, und sich bloſs durch die Form des Sittengesetzes zur That bestimmen lassen, daher es den Namen der transcendentalen Willensfreiheit führt. Denn da alle Natureinrichtung, auch die der Gemüthstriebe, ein Mechanismus ist, in welchem jede bestimmende Kraft durch die frühere Wirkung einer andern bestimmt wird, folglich die Causalität aller Wirkungen eine in die vergangene Zeit endlos zurücklaufende Kette bildet; so würde der Mensch, wenn er mit seinen, der Erregung bedürftigen geistigen Kräften auch nur ein Glied jener Kette ausmachte, nie aus eigenem Antriebe eine Handlung vollbringen, sondern bei jeder That durch die Summe aller vorangegangenen Beweggründe bestimmt werden Dies würde aber dem Begriffe der Willensfreiheit durchaus entgegen sein, weil sie unabhängig von jedem psychologischen Naturmechanismus, wie er in den Neigungen und Begehrungen des Gemüths ausgesprochen ist, in dem Bewuſstsein des Sittengesetzes eine ursprüngliche Causalität finden soll. Da nun der Mensch kein reines Vernunftwesen ist, welches als solches nicht von dem Sittengesetz abweichen kann, sondern da den Forderungen desselben seine sinnliche Natur überall widerstrebt; so wird ihm dasselbe als ein Gebot, ein kategorischer Imperativ von der praktischen Vernunft vorgeschrieben, deren Stimme sich in jedem laut genug ankündigt, um von kei-

ner Begierde überschrieen zu werden. Der Mensch bedarf indefs eines Antriebes, um die Macht der Neigungen zu bändigen, und dieser ist ihm in der Achtung vor dem Sittengesetze gegeben, welche zugleich das Bewufstsein seiner Würde als vernunftbegabtes Wesen und das demüthigende Anerkenntnifs seiner moralischen Gebrechen umfafst. Aufser dieser Achtung vor dem Sittengesetz darf er sich bei seinen Handlungen durch keinen Beweggrund leiten lassen, weil, wenn sie aus Neigung hervorgegangen sind, zwar pflichtmäfsig sein können, aber nicht aus Pflicht, d. i. aus Achtung für's Gesetz entsprungen sind. Denn nur, indem er das letzte über sich, also aufser allem Bereich seiner natürlichen Neigungen gestellt hat, kann er der Heiligkeit desselben einen unbedingten Gehorsam weihen; dagegen jedes Bemühen, durch Begeisterung eine unmittelbare Liebe zum Sittengesetz einzuflöfsen, es gleichsam in vertrauliche Gemeinschaft mit den Interessen des Gemüths einzuführen, nur moralische Schwärmerei erzeugt, welche den Menschen mit dem Dünkel aufbläht, als ob er das Gute aus voller Neigung, ohne allen inneren Widerstreit vollbringen könne, welches zu thun ihm doch unmöglich ist.

In dieser Andeutung dürften die Hauptsätze, so weit sie hierher gehören, enthalten sein, welche durch ihre streng wissenschaftliche Verbindung und Ausführung Kant's Kritik der praktischen Vernunft zum Gegenstande der Bewunderung für jeden machen, der darüber mit sich einverstanden ist, dafs die innige Durchdringung der wissenschaftlichen und sittlichen Prinzipien die höchste Aufgabe der Vernunft ausmacht, weil die Trennung des Denkens von dem Wollen durch einen unheilbaren Rifs die geistige Organisation spaltet. Aber wir können uns doch nicht der Freude hingeben, dafs durch Kant die Vereinigung der Wissenschaft und Moral, nach welcher die Philosophen seit Jahrtausenden vergebens gerungen haben, völlig zu Stande gebracht worden sei; vielmehr befinden wir uns

immer noch auf dem Standpunkte der ethischen Kritik [1]), welche ihr Richteramt niederlegen mufs, sobald ein vollendetes Moralsystem aufgestellt ist. Denn die Wahrheit bedarf nur noch der Anerkennung, nicht der Prüfung. Es hat vielmehr das Ansehen, als ob der Verstand nicht einmal über die sittlichen Angelegenheiten jemals zu einem abgeschlossenen Bewufstsein gelangen sollte; denn nicht die Wahrheit, sondern nur das unermüdete Streben nach ihr ist hienieden des Menschen Erbtheil. Er fafst von jener nur so viel, als zur Sicherstellung gegen grobe Irrthümer, und zur gegenseitigen Verständigung nöthig ist, weil, wenn nichts Gemeinsames im menschlichen Denken enthalten wäre, aller geistige Verkehr sogleich seine Endschaft erreicht haben würde. Dies Gemeinsame der Begriffe, als der dem Menschen verliehene Bruchtheil der Wahrheit, gestaltet aber jeder nach besten Kräften; und wer es dabei zu einem gewissen Grade künstlerischer Vollkommenheit gebracht hat, um den als ihren Meister sammeln sich die Schüler, um von ihm die Kunstfertigkeit im wissenschaftlichen Denken zu lernen, welches immer einige Zugänge zu den Naturgeheimnissen erspäht; eben wie der plastische Künstler zwar nur einzelne Umrisse den schaffenden Naturkräften abgewinnt, aber diese doch seinen Schülern anschaulich machen, und sie zum Nachzeichnen derselben anleiten kann.

So hat nun zwar der Psychologe das rühmliche Bestreben der ethischen Philosophen nach streng wissenschaftlicher Beweisführung anzuerkennen; aber er darf sich durch die Form desselben nicht dergestalt blenden lassen, dafs er jedes einzelne in derselben enthaltene Dogma ohne Weiteres für unbestritten halte. Jedes Sittengesetz ist seiner Natur nach ein nothwendiges und überschwengliches, über den Bereich menschlicher Kräfte hinausgestellt, um sie im

1) Vergl. Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre, entworfen von F. Schleiermacher.

Streben nach einem, wenn auch unerreichbaren Ziel zur höchsten Entwickelung anzutreiben, welche sie ohne ihre Richtung auf jenes nie erreichen würden. Denn dadurch unterscheiden die Kräfte des geistigen Lebens sich wesentlich von denen des organischen, dafs jenen nicht, wie diesen, eine absolute Grenze des Strebens gesetzt ist, welche sie nicht eigenmächtig zu überschreiten vermöchten; vielmehr ist ihnen der Drang nach ungehemmter Entwickelung so ursprünglich und wesentlich eigen, dafs sie, nicht gehörig beschränkt, nur zu leicht das richtige Maafs übertreffen, wie wir dies an den Gemüthstrieben in allen Leidenschaften wahrnehmen. Das Sittengesetz soll daher, indem es das regelwidrige Hervortreten einzelner Kräfte in die Ordnung eines gemeinsamen Gleichgewichts zurückdrängt, ihr gesammtes Streben auf ein allgemeines Ziel unbegrenzter Entfaltung hinleiten; es spricht sich daher als Gebot aus, weil, um ihm zu folgen, der Mensch sich dem Vorherrschen einzelner Triebe entreifsen mufs, welches ohne schmerzliche Selbstverleugnung nicht geschehen kann. Also auch vom Standpunkte psychologischer Forschung aus lassen sich die strengen Forderungen des Sittengesetzes deutlich erkennen, und zugleich mit der Erfahrung in Uebereinstimmung bringen, welches dem abstrakten Denker, der diese ganz abweisen mufs, nicht möglich ist.

Wenn daher Kant behauptet, dafs alle materialen praktischen Prinzipien, die ein Objekt des Begehrungsvermögens als Bestimmungsgrund des Willens voraussetzen, insgesammt von einer und derselben Art sind, und unter das allgemeine Prinzip der Selbstliebe oder eigenen Glückseligkeit gehören, weil die Lust aus der Vorstellung der Existenz einer Sache, in sofern sie ein Bestimmungsgrund des Begehrens dieser Sache sein soll, sich auf die Empfänglichkeit des Subjekts gründet; so kann ihm der Psychologe hierin, in sofern dadurch die Unangemessenheit eines solchen Begehrens, als eines eudämonistischen, zum Sittengesetz bewiesen werden soll, keinesweges beipflichten.

Denn alles Begehren ist Aeufserung eines Gemüthstriebes, welcher, indem er seinen Gegenstand zu erreichen strebt, dem psychologischen Gesetz gemäfs nach freier Wirkung ringt. Nun kündigt sich aber das Streben der Gemüthstriebe, weit entfernt, immer von Lust begleitet zu sein, oft durch die peinlichste Anstrengung an, der sich unterziehen mufs, wer ein höheres Ziel erreichen, und dadurch seiner Kraft sich bewufst werden will. Dies gilt von den egoistischen Trieben nach Macht, Ehre und Besitzthum eben so gut, wie von den edleren Trieben der Religion, inneren Freiheit, Wahrheit, Liebe, welche aus innerer Nothwendigkeit den Menschen nicht rasten lassen, bis er den durch sie angekündigten Bedürfnissen wenigstens zum Theil Genüge geleistet, aber eben dadurch sich wieder sein Ziel weiter gesteckt hat, um sich zum ferneren Vordringen anzuspornen. Man verwechselt nur zu oft die Lust mit dem durch sie angekündigten Willenstriebe, indem man sich diesen durch jene erzeugt denkt, da gerade umgekehrt erst aus dem wirkenden Triebe die Lust entsteht, aber nur einen vorübergehenden Zustand desselben anzeigt, weil die bewegenden Gemüthskräfte durch den mannigfachen Wechsel von Freude und Schmerz hindurchgehen müssen, ehe sie zur vollen Entwickelung gelangen. Der Psychologe wird daher eben so wenig, wie der strenge Moralphilosoph, die Lust zum Maafsstabe, oder gar zum Zweck der Sittlichkeit machen, und damit dem egoistischen Eudämonismus huldigen; vielmehr betrachtet er sie nur als Kennzeichen eines ungehindert wirkenden Triebes, und billigt sie nur dann, wenn dieser Trieb in Einklang mit der gesammten Entwickelung des Gemüths steht, daher er sie aufserdem unbedingt verwerfen mufs.

Ueberhaupt kann der Psychologe nie in das Verfahren willigen, das Gemüth ganz auf die Seite zu schieben, und alle seine Ansprüche als aufser dem Sittengesetz abzuweisen, wenn dessen Maafsstab angelegt werden soll. Denn Sittlichkeit ist ja eben oberste Angelegenheit des Ge-

müths, welches durch die Vorschriften desselben mit sich in Uebereinstimmung gebracht werden soll, um sich nicht im Widerstreit seiner Kräfte aufzureiben. Die Forderung, alle Interessen des Gemüths zu verleugnen, um schlechthin durch das Bewufstsein der Form des Sittengesetzes sich zur That zu bestimmen, würde dem Menschen zur Aufgabe machen, aus seiner Natur herauszutreten, alle Triebe, welche schon vor aller Reflexion ihn zu den wesentlichen Lebenszwecken hindrängen, zu unterdrücken, und sich selbst in ein abstraktes Verstandeswesen umzuwandeln. Wahr ist es, der Mensch kann keine reine Freude am Sittengesetz, wie überhaupt gar keine haben, weil nie aller Widerstreit in ihm ausgeglichen wird; eben so wahr, dafs die Grenzen zwischen Begeisterung und Schwärmerei, zwischen edlem Selbstvertrauen und verblendetem Dünkel sehr zart sind. Aber darum dem Gemüth alle Theilnahme an dem, was durch seine Triebe geleistet werden soll, verweigern, und ihm die Freude daran durch die stets demüthigende Achtung vor dem unerreichbaren Sittengesetz verkümmern; das heifst nur einen Bruch unter alle seine Kräfte bringen, die im festen Zusammenhalten und Wirken sich gegenseitig steigern sollen.

Wenn ferner der Begriff der Willensfreiheit nur dadurch gerettet werden kann, dafs sie als durchaus unabhängig vom psychologischen Naturmechanismus allein durch die Form des sittlichen Gesetzes bestimmbar gedacht wird; so bleibt uns von ihr wohl kaum mehr als die abstrakte Formel übrig. Wodurch anders ist überhaupt der Freiheitsbegriff entstanden, als durch die erhebende Erfahrung, dafs des Menschen wesentlicher Vorzug vor den Thieren darin besteht, die niederen Güter und das Leben selbst freudig wegwerfen zu können, um die edleren zu erringen und zu behaupten, nicht aus kalter Berechnung, sondern weil die Triebe für Religion, Freiheit, Wahrheit und Liebe ihn nicht rasten liefsen, und ihm einen Abscheu gegen ein von ihnen entfremdetes und dadurch herabgewwür-

digtes Dasein einflöfsten. Nun haben wir allerdings zur Bestimmung des Werths der Handlungen, ob sie nämlich aus edleren Motiven hervorgingen, oder ob diese nur vorgeschützt wurden, um die egoistischen Interessen dahinter zu verbergen, eine sittliche Kritik nöthig, ohne deren Maafsstab die Geschichte das ihr einstimmig zuerkannte Richteramt nicht verwalten kann. Aber die Selbstbestimmung durch die Form des Sittengesetzes ist dazu nicht anwendbar, weil niemand den andern über sein Selbstbewufstsein zur Rechenschaft ziehen kann. Daher uns nichts übrig bleibt, als das Leben des zu Beurtheilenden im psychologischen Zusammenhange aufzufassen, und die sittliche Bedeutung seiner Handlungen nach den in ihm vorherrschenden Gemüthsinteressen abzuschätzen, wodurch wir auf den Standpunkt des psychologischen Naturmechanismus zurückgeführt werden. Ist denn aber die sittliche Freiheit nicht hinreichend erwiesen, wenn der Mensch durch die Energie der edleren Gemüthstriebe über den Zwang der animalischen Instinkte und der egoistischen Triebe erhoben, im Widerspruch mit den Interessen derselben, also unabhängig von allen äufseren Motiven selbstständig eine Reihe von Handlungen anfangen kann? Bedarf er, um sich zu diesen bestimmen zu können, nicht der vollen Kraft der Selbstverleugnung, von deren Möglichkeit der sittliche Lebenswandel abhängt, da er jene niederen Beweggründe wohl beherrschen, nie aber unterdrücken, oder gar gänzlich vertilgen kann?

Endlich wenn die Vernunft eine absolute Willensfreiheit postulirt; so weiset sie jede Einmischung der Erfahrung zurück, welche keinen Zweifel darüber aufkommen läfst, dafs die Gemüthsverfassung die gröfsten Verschiedenheiten von sittlicher Lauterkeit bis zur tiefsten Entsittlichung darbietet, an denen die Absicht oder Willkühr des Menschen den geringeren, seine Anlage, Erziehung, Lebensverhältnisse und unzählige andere Bedingungen den gröfseren Antheil haben, so dafs, über Verdienst oder

Schuld im eigentlichen Sinne zu urtheilen, niemand befugt ist. Wer hat nun Recht, der Philosoph, der, um die wissenschaftliche Form seines Systems zu retten, dem er nicht einmal bei seinen Fachgenossen allgemeine Anerkennung verschaffen kann, sich aufser allem Bereich objektiver Forschung stellen mufs, also über die natürliche Verschiedenheit des sittlichen Charakters, worauf bei der praktischen Menschenkenntnifs alles ankommt, keine Rechenschaft geben kann; oder die Erfahrung, welche sich zu letzter anheischig macht, um die der sittlichen Entwickelung förderlichen oder hinderlichen Bedingungen aufzufinden, ohne deren Erkenntnifs alle Erziehungskunst unmöglich ist? Wenn also auch das Streben der ethischen Philosophie zur wissenschaftlichen Begründung der Pflichtbegriffe nothwendig ist; so darf sie doch nicht dergestalt mit der Erfahrung in Widerspruch treten, dafs darüber der wesentliche Antheil der Gemüthstriebe an den sittlichen Handlungen verkannt wird. Denn dafs ein logisches Bewufstsein des Sittengesetzes zum pflichtmäfsigen Betragen lange nicht ausreicht, sondern mehr noch eine ethische Disciplin des Gemüths dazu erfordert wird, unterliegt keinem Zweifel, da die Menschen im Durchschnitt viel richtiger denken als handeln, und daher die Sittengesetze auf die Beurtheilung anderer ganz treffend anwenden, sich selbst aber nur zu gern Ausnahmen davon gestatten; so wie umgekehrt bei mangelhaften Pflichtbegriffen ein ganz wackerer Lebenswandel möglich ist. Denn Kopf und Herz leben leider nur zu oft im Widerstreit, der sich dadurch nicht schlichten läfst, dafs man die Ansprüche des letzten verkennt.

Wir haben es in der Seelenheilkunde vorzugsweise mit dem Gemüth zu thun, und können daher von der ethischen Philosophie nicht ihre transcendenten Formeln, sondern nur ihre, aus der Erfahrung entlehnten praktischen Sätze in Gebrauch ziehen. Das Weitere hierüber in dem Abschnitt von den Quellen der Psychologie.

§. 7.

Logische Psychologie.

Die Deutlichkeit der Vorstellungen entspringt aus dem bestimmten Bewufstsein ihrer einzelnen Merkmale, welche ihren Inhalt ausmachen, und sich dergestalt von einander absondern lassen, dafs die Aufmerksamkeit sich mit ihnen einzeln beschäftigen kann. Hierauf beruht die Möglichkeit, alle Vorstellungen rücksichtlich der Uebereinstimmung und Verschiedenheit ihrer Merkmale mit einander zu vergleichen, und sie danach unter höhere Begriffe zu vereinigen, oder zu trennen. Der Mensch kann sich daher über das Denkgeschäft von der kleinsten Gliederung seiner Theile bis zu seinem allgemeinen Zusammenhange strenge Rechenschaft geben, indem er an dasselbe den Maafsstab der Logik legt, welche, so weit von der wissenschaftlichen Form der Gedankenbildung die Rede ist, jeden Zweifel an der Richtigkeit oder Unrichtigkeit derselben zu beseitigen vermag. Aller Streit auf dem Gebiet der Kritik betrifft daher nicht die Form, sondern den Gehalt der Vorstellungen, weil, wenn in den empirischen Wissenschaften die Thatsachen, oder in den rationalen die Prinzipien festgestellt sind, die logische Verknüpfung jener, so wie die folgerechte Ableitung aus diesen, sich von selbst ergeben.

Wenn daher der Verstand das Denkgeschäft zur Aufgabe seiner Forschung macht; so ist ihm die dabei zu befolgende Methode in der Logik vorgezeichnet. Er prüft nämlich die Gesammtheit der Vorstellungen nach der wesentlichen Verschiedenheit ihrer Merkmale, und bringt sie dadurch in besondere Rangordnungen, die als solche ihrer eigenthümlichen Bedeutung nach auch allgemein anerkannt werden. Hiernach sind die Sinnesanschauungen, Gedächtnifsvorstellungen, die Gebilde der produktiven Phantasie, die Erfahrungs- oder Verstandesbegriffe, die Urtheile, und endlich die Vernunftprinzipien allgemein als wesentlich verschiedene Erzeugnisse des Denkvermögens bestimmt worden;

den; und der Streit, ob letzteres nur einen mehrfach verzweigten Stamm, oder eine Gliederung abgesonderter, selbstständiger Kräfte darstelle, hat auf die kritische Anwendung der Logik auf die Angemessenheit ihres Gebrauchs keinen wesentlichen Einfluſs. Zwar herrscht in den Bestimmungen der einzelnen Vorstellungskräfte noch nicht die Präcision mathematischer Formeln, da die für sie gewählten Definitionen bei den Schriftstellern mannigfach abweichen; indeſs liegt ihnen doch im Ganzen genommen der nämliche Sinn zum Grunde, daher sie leicht in einander übersetzt werden können, und nur bei denen störende Miſsverständnisse angetroffen werden, welche der Zergliederung des Denkgeschäfts nicht gewachsen sind.

Dies logisch analytische Verfahren schien sich daher überhaupt zur psychologischen Forschung um so mehr zu eignen, da auch die Gefühle und Willenstriebe meistentheils an Vorstellungen geknüpft sind, und mit ihnen zugleich einer Zergliederung unterworfen werden zu können scheinen. Wirklich tragen auch die meisten psychologischen Begriffe ein Gepräge, welches verräth, daſs man vom logischen Standpunkte aus alle Thatsachen des Bewuſstseins als Erscheinungen der thätigen Seele überschauen und wissenschaftlich bestimmen zu können glaubte. Denn die allgemein verbreitete Behauptung, daſs der Mensch als freies Vernunftwesen das Vermögen habe, unter widerstreitenden Antrieben des Begehrungsvermögens zu wählen, und darnach seinen Willen zu bestimmen, setzt in letzter Zergliederung voraus, daſs diese Wahl ein Werk des Verstandes, und daſs der Wille an dessen Entscheidung gebunden sei. Wählen heiſst nämlich nichts anderes, als die Gründe für und wider eine Vorstellung abwägen, welche durch die Willensbestimmung das erste Glied in der inneren Causalität einer Handlung werden soll. Folglich würde alles zweckmäſsige oder zweckwidrige Handeln in letzter Bedeutung von der Richtigkeit oder Falschheit des ihm zum Grunde liegenden Urtheils abhängen, mithin aller Wider-

streit unter den Aeufserungen des Begehrungsvermögens auf logische Weise geschlichtet werden können.

In dieser Darstellung wird aber dem Denkvermögen eine Herrschaft über den Willen beigelegt, welche mit der Erfahrung im grellsten Gegensatze steht, weil gerade umgekehrt der Verstand nur zu häufig den Antrieben des Begehrungsvermögens unterworfen, und dadurch mit sich selbst in Widerspruch gesetzt wird. Wäre nämlich der Verstand ausschliefslich Lenker des Willens; so müfste letzterem allemal unter streitenden Vorstellungen diejenige zur Richtschnur dienen, welche in logischer Beziehung den Vorzug vor den übrigen hätte. Es ist daher vom logischen Standpunkte aus einzusehen unmöglich, warum die leidenschaftlichen Vorstellungen, ungeachtet aller in ihnen enthaltenen Unklarheit und Ungereimtheit, dennoch eine solche Herrschaft über die Seele ausüben, dafs sie nicht nur den Willen antreiben, sondern auch alle ihnen widerstrebenden Begriffe aus dem Bewufstsein verdrängen, und dadurch unwirksam machen. Selbst im deutlichen Bewufstsein sittlicher Begriffe folgt der Mensch nur zu oft einem ihnen widerstrebenden Interesse, und bestrebt sich den dadurch in seinem Gemüth entstandenen Widerstreit durch Scheingründe für seine Absicht und gegen die Pflichtgebote zu schlichten. Gerade die gröfste Kraft der Begierden zeigt sich oft da, wo die Intelligenz sehr beschränkt ist; so wie oft umgekehrt eine hohe Entwickelung der letzten mit einem schwachen Willen sich paart, und daher ihre richtigsten Einsichten nicht verwirklichen kann. Ferner ist jeder Mensch vermöge seiner Gemüthsverfassung zu gewissen Handlungen sehr aufgelegt, so dafs er sich mit Leichtigkeit zu ihnen bestimmt, auch wenn sie seinen Pflichten zuwider sind, während umgekehrt es ihm schwer und nur zu oft von ihm unterlassen wird, Vernunftgeboten gegen seine herrschenden Neigungen zu gehorchen. Oft wird plötzlich ein mächtiger Trieb zu Handlungen in

ihm geweckt, die mit seiner bisherigen Gesinnung im Gegensatz stehen, zu denen er sich daher nicht durch die Richtung und Gewohnheit seines Denkens bestimmen konnte. So, wenn unerwartete Ereignisse ihn bestürmen, wenn er zum erstenmal die Gewalt eines Motivs, z. B. der Ehre, der Liebe kennen lernt. In diesen Fällen gewinnt sein Begehren dem Denken einen solchen Vorsprung ab, dafs er die folgenreichsten, über sein ganzes Leben entscheidenden Handlungen schon begangen hat, ehe er noch zur deutlichen Besinnung darüber gekommen ist. Oder unbemerkt von seinem Bewufstsein erzeugt sich in ihm ein Begehren, und wächst zu einer stillen Macht heran, welche, wenn sie schon seine ganze Gemüthsverfassung umgestaltet hat, allererst von ihm bemerkt wird, so dafs es ihm überaus schwer wird, sich davon loszureifsen. Daher die Nothwendigkeit, über die leisen Vorgänge im Gemüth zu wachen.

Vergebens würden wir in der Logik den Schlüssel zu allen diesen wichtigen Erscheinungen suchen, welche unabhängig vom Nachdenken aus selbstständigen Kräften des Gemüths entspringen. Sie widersprechen auch der angenommenen untheilbaren Einheit des Begehrungsvermögens, welches, wenn es nur als einfache Willenskraft gedacht würde, nicht den Grund zu widerstreitenden Antrieben des Willens in sich enthalten könnte. Wir müssen daher durch Erfahrung die wesentlich verschiedenen Bestrebungen des Gemüths als selbstständige Richtungen der Willenskraft aufzusuchen uns bemühen, weil nur auf diese Weise jener Widerstreit des Gemüths in sich erklärt werden kann, mit welchem es oft seine Kräfte aufreibt, und den Körper zerstört, ohne auf die Warnungen und Mahnungen des Verstandes zu achten, der bei dieser inneren Zerrüttung die Rolle eines Lehrers bei einem, seiner Disciplin entwachsenen ungestümen Zögling spielt, den er vergebens von verderblichen Verirrungen zurückzurufen sucht.

§. 8.

Empirische Psychologie.

Die im vorigen Paragraph beispielsweise angeführten Thatsachen, zu denen in der Folge noch unzählige andere hinzutreten werden, nöthigen uns durch den Beweis, dafs die Energie des Willens oft im umgekehrten Verhältnifs zu der Folgerichtigkeit der ihn bestimmenden Vorstellungen steht, eine von dem logischen Verfahren abweichende Methode für die Erforschung des Gemüths aufzusuchen. Es kann dies keine andere, als die Beobachtung sein, welche den Stoff zu den Erfahrungsbegriffen liefert. Wir stofsen hierbei abermals auf den Widerstreit, in welchem die Logik mit der Empirie verwickelt ist, weil der folgerechte Denker sich gedrungen fühlt, aus einer erkannten Erscheinungsreihe weiter zu schliefsen, und dadurch die Erfahrung zu anticipiren, welche, wenn sie wirklich angestellt wird, die vorgefafsten Begriffe nur zu oft verneint. Denn da jede Erscheinung immer nur eine Beziehung ihres Objekts zu unserm Anschauungsvermögen ins Bewufstsein treten läfst; so bleibt es, ehe wir andere Beziehungen zwischen beiden objektiv aufgefunden haben, völlig unentschieden, von welcher Art diese sein werden. Weil wir nämlich jede Erscheinung als sinnlichen Ausdruck eines Causalverhältnisses betrachten, folglich in einem Dinge so viele ursachliche Momente verknüpft uns denken müssen, als dasselbe wesentlich verschiedene Erscheinungsreihen darbietet; so können wir den inneren Zusammenhang dieser ursachlichen Momente eines Dinges nur dann in einen wissenschaftlichen Begriff bringen, wenn es uns gelingt, jene verschiedenen Erscheinungsreihen in der logischen Einheit eines allgemeinen Ausdrucks zusammenzufassen. Ein solcher ist z. B. der Satz, dafs der oberste Charakter des organischen Lebens durch das Verhältnifs von Mittel und Zweck bezeichnet wird, in welchem seine Kräfte sich gegenseitig bestimmen, weil die Erfahrung wirklich ohne

Ausnahme die Bestätigung dafür giebt. In allen Fällen, wo die Zusammenstellung der Erscheinungen keine logische Uebereinstimmung, sondern mannigfache Widersprüche herausbringt, müssen wir uns dagegen mit einer rein historischen Kenntnifs begnügen.

Auf eine solche können wir daher auch nur bei den Gemüthsregungen Anspruch machen, weil sie fast unaufhörlich in den mannigfachsten Gegensatz treten. Dieser Widerstreit ist kein logischer, welcher durch Berichtigung des Irrthums ausgeglichen werden könnte; sondern wir müssen ihn einen dynamischen nennen, weil die stärkere Kraft über die schwächere zu herrschen strebt. Denn Freude und Schmerz, welche im Gemüth mit einander kämpfen, sind oft nur zu wesentlich begründet, als dafs sie durch blofse Argumentation gezügelt werden könnten. Wir müssen daher die verschiedenen Gemüthszustände nach ihren wesentlichen Erscheinungen und Bedingungen auf dem reinen Erfahrungswege erforschen, um uns eine praktische Kenntnifs der Mittel, sie nach sittlichen Zwecken zu gestalten, zu erwerben.

Die gröfste Schwierigkeit hierbei liegt in der Beschaffenheit der Gefühle, als sinnlicher Ausdrücke der Gemüthszustände, da sie wegen ihrer Einfachheit nicht gleich den Vorstellungen in Merkmale zergliedert, folglich nicht deutlich gemacht werden können. Je reicher die Sprache, als das feinste und innigste Verständigungsmittel an Bezeichnungen für alle Modificationen sinnlicher Merkmale ist, um entfernte, selbst unbekannte Gegenstände zur Anschauung zu bringen; um so mehr verarmt sie an Ausdrücken für die Gefühle, welche sie nur mit abstrakten Namen, Freude, Hoffnung, Angst, Furcht u. s. w. andeuten kann, ohne ihre individuelle Beschaffenheit auch nur annäherungsweise zu schildern. Eben weil die Gemüthsbeschaffenheit eines jeden ganz eigenthümlich, folglich rein subjektiv ist, haben jene Benennungen für ihn auch nur einen individuellen Werth, den er anderen nicht deutlich machen kann.

Diese sinnliche Unvollkommenheit der Gefühle trägt unstreitig die Schuld der Verwirrung, welche in der Lehre vom Gemüth herrscht, auf dessen Erkenntnifs wir daher ganz Verzicht leisten müfsten, wenn sich ihm nicht dennoch eine objektiv deutliche Seite der Betrachtung abgewinnen liefse. Alle Gemüthsregungen müssen nämlich als Bestrebungen zur Erreichung gewisser Zwecke betrachtet werden; folglich haben wir nur die wesentlichen Zwecke aufzusuchen, deren Verwirklichung sich als That oder Handlung des Gemüths darstellt, um die eigentlichen Grundkräfte desselben danach zu bestimmen. Zu einer vollständigen Uebersicht der praktischen Lebenszwecke können wir aber gelangen, wenn wir das Buch der Weltgeschichte aufschlagen, um an unzähligen Thatsachen nachzuweisen, dafs der Mensch in seiner geistig sittlichen Entwickelung jedesmal beeinträchtigt wurde, wenn er einen wesentlichen Lebenszweck unbeachtet liefs. Es kommt nun noch darauf an, die verschiedenen Beziehungen, in welche die Menschen sich zu denselben setzten, deutlich zu machen, je nachdem sie dieselben mit Eifer und Beharrlichkeit verfolgten, oder wankelmüthig von ihnen wichen, um jede dieser Beziehungen in eigenthümlichen Erscheinungen als Besonderheit ihrer Denk- und Handlungsweise ausgesprochen zu finden. Es ist dies die Anwendung der goldenen Regel: an seinen Früchten sollt ihr den Baum erkennen.

Wir müssen hierbei ein zwiefaches Verfahren befolgen, ein analytisches und ein synthetisches. Vor allem kommt es nämlich darauf an, nach den wesentlichen Zwecken die verschiedenen Gemüthstriebe zu bestimmen, und sie als Verzweigungen einer Stammwurzel in ihren getrennten Richtungen zu verfolgen, damit sie, ungeachtet ihres inneren Zusammenhanges in einer gemeinsamen Einheit, doch als selbstständige Kräfte in ihrer theilweisen Unabhängigkeit von einander begriffen werden. Denn einzelne Triebe können dergestalt hervorgebildet werden, dafs sie sich der Herrschaft über das Gemüth bemächtigen, um

mit der Gesammtkraft desselben zu wirken, und die ihnen widerstrebenden zu unterdrücken. Dies gilt in einem solchen Grade, dafs nicht nur einzelne Individuen, sondern ganze Völker in der Gesammtrichtung ihrer Thätigkeit durch vorherrschende Triebe bestimmt werden. Ohne die gründliche Analyse der letzteren bleibt die Betrachtung des handelnden Lebens ein Chaos, weil die Thaten desselben einen formlosen Stoff darstellen, so lange nicht die in ihm wirkenden Gemüthstriebe unterschieden werden. Denn ob eine Handlung aus Motiven der Religion, der Ehre, der Herrschsucht u. s. w. hervorgegangen ist; danach richtet sich ihre ganze psychologische Bedeutung.

Indefs die Analyse des Gemüths erschöpft so wenig seine Erkenntnifs, dafs sie nur ein systematisches Fachwerk aufstellt, in welchem die mannigfachen Gemüthszustände nicht untergebracht werden können. Das Wirken eines Gemüthstriebes läfst sich nämlich weit weniger an seiner unmittelbaren Aeufserung durch die That, sondern weit bestimmter an dem Einfluſs erkennen, den er auf die anderen Gemüthstriebe ausübt, oder von ihnen erleidet. Wenn z. B. eine bethörte Jungfrau mit ihrem Verführer in die Fremde entflieht; so giebt diese That an sich noch keinen Maafsstab für die Stärke ihrer Liebe zu ihm. Nur wenn man weifs, mit welchem kindlichen Gefühl sie ihren Aeltern ergeben war, welches Ehrgefühl ihre bisherigen Schritte leitete, überhaupt mit welcher Innigkeit sie an ihren Umgebungen hing; dann erst kann man den Grad ihrer Leidenschaft ermessen. Wir müssen also die Triebe in ihrer Gesammtheit, in ihrem gegenseitigen Conflicte betrachten, um uns von ihrer wesentlichen Bedeutung Rechenschaft zu geben. Dies leistet die synthetisch psychologische Forschung, welche die verwickeltsten Gemüthserscheinungen deutlich macht; dagegen die analytische Abstraktion gleich dem anatomischen Messer wohl die gesonderten todten Fasern, nicht aber ihr lebendiges Zusammenwirken darstellen kann.

So tragen also die Gemüthsäufserungen den allgemeinen Charakter der Erscheinungen an sich, welche den sinnlichen Ausdruck der Veränderungen geben, welchen die Dinge an einander hervorbringen, wodurch ihr ursächliches Verhältnifs zu einander bezeichnet wird. Wenn wir hier die Gemüthstriebe als selbstständige Faktoren ansehen müssen, deren jeder die Causalität der Veränderungen der anderen werden kann; so gilt für sie, wie für alle Naturkräfte der allgemeine Satz, dafs wir an den Erscheinungen nicht erfahren, wie sie an und für sich beschaffen sind, sondern nur, wie sie sich in ihren gegenseitigen Beziehungen zu einander verhalten. Alle empirische Erkenntnifs ist daher nur ein Verständnifs der ursächlichen Beziehungen der Dinge, hier der Gemüthstriebe, welche wir durch die ihnen beigelegten Eigenschaften ausdrücken. Denn Eigenschaft eines Dinges ist nichts anderes, als das Merkmal seines aktiven Verhältnisses zu anderen Dingen.

Da nun die Verhältnisse der Dinge zu einander unendlich mannigfaltig sind, so hat die Erfahrung, welche jene in den Erscheinungen aufsucht, keine Grenzen. Zunächst sind wir freilich auf die Erscheinungen hingewiesen, welche sich aus den gewöhnlichen Verbindungen ergeben, in welche die Natur die Dinge gesetzt hat; aber da uns hierdurch nur einzelne Seiten an ihnen anschaulich werden, so bringen wir sie in ungewohnte Verhältnisse, welche uns neue Erscheinungen an ihnen offenbaren. Der Anwendung dieses Verfahrens, welches Experiment genannt wird, liegt daher schon das Bewufstsein zum Grunde, dafs wir aus den bekannten Eigenschaften eines Dinges nicht auf die uns unbekannten schliefsen dürfen, dafs also in ihnen ein mannigfaltiges Gewebe ursächlicher Bestimmungsgründe verborgen liegt, welche nicht auf einmal, sondern in der Zeitfolge unter veränderten Umständen zur Erscheinung kommen. Zur Erforschung der Gemüthstriebe ist daher insbesondere das Experiment erforderlich, und wirklich macht die Ausbeute, welche

dasselbe liefert, den Inhalt der Erfahrungsseelenlehre aus. Denn was ist das Leben jedes Menschen anders, als ein fortgesetztes Experiment, in sofern er in dem steten Wechsel äufserer Einflüsse begriffen, in seiner Rückwirkung auf dieselben zu erkennen giebt, welche Gemüthskräfte in ihm die vorherrschenden sind. Daher wir niemals die Gemüthsverfassung eines Menschen bestimmen können, ehe sie nicht thatsächlich sich offenbart hat.

Wenn daher die Weltgeschichte eine unerschöpfliche Erfahrungsquelle eröffnet, und Rechenschaft darüber giebt, wie die Entwickelung der Gemüthskräfte nach Maafsgabe ihrer Anlage und der sie begünstigenden oder hemmenden Aufsenverhältnisse unter zahllosen Modifikationen wirklich erfolgt ist: so blickt zwar in allen diesen Angaben ein Urtypus der Gemüthskräfte in ihrer gemeinsamen Verfassung durch, der es möglich macht, die allgemeinen Gesetze ihres Wirkens aufzustellen; jedoch finden diese Gesetze unter stets veränderten Aufsenverhältnissen eine so unendlich abweichende Anwendung, dafs der künftige Entwickelungsgang des ganzen Menschengeschlechts, so wie einzelner Individuen sich gar nicht im Voraus bestimmen, kaum muthmaafsen läfst. Mit Recht hat man daher die Geschichte eine rückwärts gewendete Prophezeiung genannt, weil sich wohl deuten läfst, was geschah, nicht aber, was geschehen wird, welches abgewartet sein will. Ist von der Bestimmung der Gemüthsart eines Individuums die Rede; so können wir durch ein absichtliches Experiment uns darüber wichtige Aufschlüsse verschaffen, indem wir dasselbe in Verhältnisse versetzen, in denen es seinen Charakter offenbaren mufs: aber die dadurch gewonnene Kenntnifs ist doch in enge Grenzen eingeschlossen, weil wir den Lauf der Ereignisse, die so vieles im Gemüth umgestalten, nicht vorherberechnen.

Praktische Menschenkenntnifs ist daher eine der schwierigsten Aufgaben, deren Lösung durch gewagte Schlüsse a priori allemal vereitelt wird, wenn wir auch bekennen

müssen, dafs scharfsinnige Beobachter, welche die verborgene Gemüthsverfassung an den leisesten Zeichen im Widerspruch mit einer absichtlich vorgespiegelten Denkweise errathen, sich aus reicher Erfahrung oft einen ungemein sicheren Takt erwerben, das künftige Betragen eines Menschen anzugeben. Dieser Takt entspringt aus dem deutlichen Bewufstsein, dafs die Charaktereigenthümlichkeit jedes Menschen durch die in ihm vorherrschenden Triebe bedingt ist, und daher unter allen Verhältnissen, wenn diese nicht zu mächtig seine geistige Verfassung umgestalten, sich mehr oder weniger treu bleibt. Wer dies Bewufstsein zu einer reichen objektiven Erkenntnifs gesteigert hat, dem wird mit Recht ein praktisches Genie beigelegt, durch welches sich daher alle grofsen Gesetzgeber, Herrscher, Geschäftsmänner, Weltweise, Geschichtsforscher und Dichter auszeichneten, aus deren Werken die tiefste Menschenkenntnifs geschöpft werden mufs.

Fafst man alles bisher Gesagte zusammen; so ergiebt sich daraus die Ungereimtheit der Behauptung, dafs die Psychologie eine spekulative, metaphysische Wissenschaft sei, da sie in Bezug auf die Gemüthserscheinungen in ihrem tiefsten Grunde eine reine Empirie ist. Wer sich eine solche Verwechselung der Begriffe zu Schulden kommen läfst, hat noch nicht die Elemente der wissenschaftlichen Kritik sich angeeignet, und hält nur das für Erfahrung, was er mit leiblichen Augen sehen, mit den Händen greifen kann; da doch der empirische Charakter allen Begriffen angestammt ist, die wir nicht a priori auseinander entwickeln können, sondern deren Inhalt wir als gegeben ansehen müssen.

§. 9.

Materialistische Psychologie.

Der Ursprung handgreiflicher Deutungen der Naturerscheinungen verliert sich in den philosophischen Schulen Griechenlands, auf dessen Boden schon alle Richtungen der

wissenschaftlichen Forschung in ihren unvereinbaren Gegensätzen auftraten, und dadurch bewiesen, dafs der Mensch, wenn er sich über den Zusammenhang seines geistigen Lebens mit der ihn umgebenden Welt Rechenschaft ablegen will, dabei an gewisse, überall wiederkehrende Formen der Denkweise gebunden ist. Wenn in seinem Anschauungsvermögen die physische Sinnesthätigkeit vorherrscht; so legt er die durch sie vorgestellten Verhältnisse des Naturwirkens, eben weil sie ihm am deutlichsten geworden sind, seinen Betrachtungen überall zum Grunde, und bringt sie auf höhere Begriffe oder Gesetze, die dann zugleich das verknüpfende Band unter den Erscheinungen des geistigen Lebens abgeben sollen. Umgekehrt gebiert eine überwiegende Lebendigkeit des inneren Sinnes, der die letzteren in der gröfsten Klarheit und Deutlichkeit darstellt, eine spiritualistische Ansicht, welche nicht selten alle Naturwirkungen, selbst die unorganischen aus einem Bewufstsein abgeleitet hat. Einem unbefangenen Denker, der sich in den Mittelpunkt aller dieser Verstandesrichtungen stellt, kommen die Extreme derselben unbegreiflich vor, obgleich sie sich folgerecht ergeben, wenn nicht der in ihrem Ursprunge enthaltene Widerstreit ausgeglichen, und somit erkannt worden ist, dafs die geistigen Erscheinungen schlechthin vor den inneren, die physischen Naturwirkungen ausschliefslich vor den äufseren Sinn gehören, dafs folglich keiner von beiden den anderen ersetzen kann, und der Verstand, nur aus der Quelle des einen schöpfend, allemal irre gehen mufs.

Die materialistische Denkweise mufste um die Zeit der Wiedergeburt der Wissenschaften nach der Barbarei des Mittelalters den Vorsprung gewinnen, theils weil die freie Erforschung des geistigen Lebens einem feindlichen Zusammentreffen mit den theologischen Streitigkeiten gar nicht ausweichen konnte, und daher Gefahr lief, dafs über sie das Anathem der Ketzerei ausgesprochen wurde; theils weil die Physik an der Hand der Mathematik einen festen

Boden betrat, und somit den Begriff einer Naturwissenschaft zum erstenmal verwirklichte. Wer daher auf den Namen eines denkenden Naturforschers Anspruch machte, mufste sich sein Diplom von dem Präsidium der Mechanik ausfertigen lassen, und erfüllt von den Vorzügen ihrer wissenschaftlichen Form, strebte er, dieselbe auf die heterogensten Erscheinungen in Anwendung zu bringen, indem er geringschätzig auf jede Empirie herabblickte. So erklärt es sich, dafs gerade die ausgezeichnetsten Gelehrten ihrer Zeit die Iatrophysik begründeten, und in algebraischen Berechnungen der Lebenserscheinungen hinreichende Beschäftigung und überflüssigen Stoff zu gelehrten Streitigkeiten fanden, um sich in der vollständigsten Täuschung zu befinden, dafs sie alles erklärt zu haben glaubten, wo sie nichts begriffen hatten.

Die angegebene Verkettung der Umstände, welche die mechanische Heilkunde, und durch sie eine materialistische Psychologie begründeten, will wohl berücksichtigt sein, um die Urheber derselben von dem Vorwurf der Imbecillität zu befreien. Betrachtet man freilich ihre Hirngespinnste; so kann man, anstatt an eine Widerlegung zu denken, nur der zermalmenden Kritik Stahl's achselzuckend beipflichten, der, ein Herkules, mit der Keule bewaffnet, gegen sie stritt. Denn wem könnte es wohl noch in den Sinn kommen, die Erklärung der Vorstellungen und Willenstriebe aus geradlinigen oder wirbelförmigen Bewegungen des Nervensafts oder der Markkügelchen einer Prüfung zu unterwerfen? Dafs jene Mifsgeburten eines in die gröbste Sinnlichkeit hinabgezogenen Denkens alle sittlichen Begriffe verleugnen mufsten, welche nur bei einer eigenmächtigen und ursprünglichen Causalität der Seele in ihrer Unabhängigkeit von äufseren Impulsen möglich werden, fiel den Iatrophysikern entweder gar nicht ein, oder wenn sie daran dachten, so haben sie damit einen vollständigen moralischen Indifferentismus an den Tag gelegt.

Solcher argen Mifsgriffe sowohl in theoretischer als in ethisch-praktischer Beziehung machen sich die jetzigen materialistischen Psychologen freilich nicht mehr schuldig; ja, wie schon bemerkt, suchen sie sich durch die Bereitwilligkeit, ein metaphysisches Prinzip der Sittlichkeit anzuerkennen, gegen jede gehässige Insinuation zu verwahren. Aber dieser Nothbehelf schützt sie doch nicht gegen eine demoralisirende Tendenz ihrer Ansicht. Denn da sie sich von den Thatsachen des inneren Sinnes abwenden, um sich ausschliefslich mit denen des äufseren zu beschäftigen; so haben nur die Regungen des organischen Lebens Gültigkeit für sie. Jedesmal folglich, wenn diese mit den geistigen in Conflict treten, müssen ihrer Ansicht nach letzte unterliegen, und wo nur ein Fieber, eine krampfhafte Spannung, eine sympathische Affektion des Gehirns in sinnlichen Erscheinungen nachgewiesen werden kann, soll die moralische Selbstbestimmung die gröfsten Einschränkungen erleiden. Dieser mufste nothwendig ein Mörder werden, weil sich in seinem Herzmuskel Knochenpunkte angesetzt hatten; jener konnte der Wollust nicht widerstehen, weil seine Genitalien turgescirten; einem dritten darf es nicht angerechnet werden, dafs er sich seinen heiligsten Pflichten entzog, weil Stockungen im Pfortadersystem ihn zu hypochondrischen Grübeleien über die vermeinte Todesgefahr zwangen; ja man hat sich gewundert, wie eine Schwangere überhaupt noch bei Besinnung bleiben könne, da ihre Unterleibsganglien einen so starken Druck vom ausgedehnten Uterus erleiden. Mit einem Worte, wo nur eine materielle oder dynamische Anomalie in dem verschlungenen organischen Gewebe angetroffen wurde, hatte man auch einen Angriffspunkt auf das sittliche Leben gefunden, und die Aerzte boten sich geflissentlich die Hand, um die geistige Autokratie gleichsam zu zerstücken. Was der eine ihr noch zugestand, raubte ihr ein anderer gewifs, und man feierte einen förmlichen Triumph mit den schlagenden Beweisen des anatomischen Messers und der

pathologischen Semiotik. Denn gegen sinnliche Demonstration soll keine Metaphysik aufkommen können, daher auch die Theologie und Moral sich gar nicht auf das Gebiet der Medicin wagen dürften. Endlich wenn einen Unbefangenen doch noch ein Zweifel an der Untrüglichkeit eines solchen heillosen Verfahrens anwandelt, wird ihm zugerufen, dafs die Stimme des Einzelnen gegen die Uebereinstimmung Aller nichts gelte. Waren denn aber die Iatromathematiker in ihrem Jahrhundert weniger über die Richtigkeit ihrer Methode einverstanden, und ist letztere deshalb nicht vor dem Richterstuhl der Zeit in den Staub gesunken? Wer den Zeitgeist zum Tribunal in letzter Instanz macht, von welchem keine Appellation weiter möglich ist, mufs sich dann auch in sein Schicksal ergeben, wenn er durch den Sturz jenes Colossen mit thönernen Füfsen in der Nacht der Vergessenheit begraben wird, oder höchstens zu der Ehre gelangt, als Mumie die Catacomben der Geschichte zu zieren.

Die Lösung des Streits über die Anwendung physiopathologischer Begriffe in der Seelenlehre ergiebt sich leicht aus dem Verhältnifs des inneren Sinnes zum äufseren. Wer mit seinem Denken nur in dem einen einheimisch ist, wird die Thatsachen des anderen niemals begreifen; denn beide Welten, die physische wie die geistige, sind jede einer ihr eigenthümlichen Gesetzgebung unterworfen; — jede hat daher den wissenschaftlichen Zusammenhang ihrer Erscheinungen lediglich in sich, und wird in ihrem innersten Grunde zerstört, wenn man diese von ihr abtrennt, um sie auf den Boden der andern zu verpflanzen. Alle Gemüthstriebe z. B. entsprechen bestimmten Verhältnissen des geistigen Lebens, in denen sie ihren Zweck und ihren Zusammenhang finden; sie haben daher ihrem Wesen nach nichts mit den organischen Kräften gemein, und können aus diesen nie erklärt, sondern in ihrem Zusammenhange mit denselben nur empirisch dargestellt werden. Wir begreifen daher aus ihrer Kenntnifs eben so wenig die durch

sie angeregten und gesteigerten Bewegungen der irritabeln Fasern, als wir aus den dürftigen Experimenten über die Wirkung der Nerven die logischen Gesetze des Denkens ableiten können. Wir sehen nur den thatsächlichen Zusammenhang der geistigen und physischen Erscheinungsreihen, und werden ihr Zusammenwirken um so besser verstehen, je deutlicher wir uns jede von ihnen gemacht haben. Bemerken wir an einer Erscheinungsreihe Modifikationen, die nicht aus ihrem Grunde stammen; so müssen wir die Deutung in der anderen Reihe suchen. Wenn wir z. B. die Ueberzeugung haben, dafs der unbescholtene Lebenswandel eines Mannes nicht eine gleifsnerische Schaustellung war; so sind wir allerdings berechtigt, einen Ausbruch von Tobsucht, in welchem er seinen bisherigen Charakter verleugnet, von deutlich wahrnehmbaren Zeichen eines entzündlichen Gehirnfiebers in den Fällen abzuleiten, wo sich gar keine psychische Veranlassung auffinden läfst. Aber unstreitig wird die Wahrheit einer materialistischen Lieblingstheorie aufgeopfert, wenn man die lüsternen Begierden einer kranken Coquette, welche den guten Schein in gesunden Tagen sehr gut zu retten verstand, durch die sympathische Affection der Genitalien vom exaltirten Gehirn aus zu entschuldigen sucht. Denn wer sich in der Psychologie an materialistische Hypothesen gewöhnt hat, übersieht auch die ärgsten Folgerungen, denen er nicht ausweichen kann, wenn er consequent bleiben will; eben weil die Gewohnheit sich auf das Verjährungsrecht stützt, welches durch die gegründetsten Einsprüche nicht angetastet werden kann. Beispielsweise will ich nur der Behauptung gedenken, dafs in den Unterleibsganglien der Sitz des Begehrungsvermögens zu suchen sei, womit eigentlich nur die Platonische Trilogie in einer entstellten Ausgabe wiederholt ist. Denn Plato verlegte die edleren Triebe wenigstens in die Brust, und räumte nur den niederen Begierden den Unterleib ein. Wenn wir aber zum Begehrungsvermögen alle Kraft des Handelns rechnen müs-

sen; so gesellen sich nach jener Hypothese alle sittlichen Gemüthskräfte zu den animalischen Instinkten des Hungers und Geschlechtstriebes, welche mit den organischen Regungen im Unterleibe im Zusammenhange stehen. Unstreitig hat man damit nicht sagen wollen, dafs die edleren Triebe blofse Verzweigungen jener Instinkte seien, denn alsdann würden jene während der Verdauung und während eines gewissen anderen Akts am thätigsten sein. Und doch wird man, wenn nicht alles auf ein blofses Spiel mit Begriffen hinauslaufen soll, zu einer solchen Folgerung genöthigt, weil mit der erhöhten Wirksamkeit eines Organs auch die durch sie bedingte Seelenthätigkeit gesteigert wird.

Zu meiner eigenen Rechtfertigung, dafs mir nichts weniger, als eine hämische Insinuation in den Sinn kommt, mufs ich die nachdrücklichste und bestimmteste Erklärung hinzufügen, dafs die demoralisirende Tendenz der materialistischen Psychologie einzig und allein aus ihren Paralogismen entspringt, und keineswegs eine Frucht zweifelhafter Grundsätze ist. Die Litteratur giebt uns Beispiele genug jenes seltsamen Widerspruchs zwischen Kopf und Herz, wo der Gedanke gut heifst, was die thätige Gesinnung verabscheut, als besseres Widerspiel jener Heuchelei mit sittlichen Begriffen bei verdorbenem Gemüth. Wie sind von den französischen Encyclopädisten, Helvetius an der Spitze, die egoistischen Motive als Grundlage der Moral um die Wette aufgestellt worden; und wem fiele es wohl ein, die Unbescholtenheit jener Männer im geringsten zu bezweifeln? Wohl aber mögen uns jene logischen Verirrungen zur Warnung dienen, indem sie zeigen, wie der Mensch mit Begriffen das Gute zerstören kann, für welches er mit allen Trieben seines Herzens lebt.

II. Schrif-

II.

Schriften über vergleichende Anatomie.

---

1. Lehrbuch der vergleichenden Zootomie. Mit stäter Hinsicht auf Physiologie ausgearbeitet, und durch zwanzig Kupfertafeln erläutert, von C. G. Carus. Zweite durchgängig verbesserte, umgearbeitete, vermehrte und mit durchaus neuen Tafeln versehene Auflage. Zwei Theile (mit fortlaufenden Seitenzahlen). Leipzig und Wien 1834. gr.8. Erster Thl. S. I — XXXII und 1 — 414. Zweiter Thl. S. I — VI und 417 — 836. Nebst einem Kupferheft in gr.4., mit L Seiten Erklärung, in Umschlag. (6 Thlr. 16 Gr.)

2. Lehrbuch der vergleichenden Anatomie von Rudolph Wagner. Erste Abtheilung. Leipzig (L. Vofs) 1834. gr.8. S. XXIV und 254. (1 Thlr.)

> Wenn die Könige bau'n,
> haben die Kärrner zu thun.

Es kann nicht leicht in einer Disciplin der Mangel an Handbüchern fühlbarer sein, als es in der jüngsten Zeit in der vergleichenden Anatomie der Fall war. Die zum Theil vortrefflichen Werke von Cuvier, Meckel, Ev. Home, Schultze, delle Chiaje, waren theils zu voluminös für den Lehrling und zu theuer, theils unvollendet oder kaum begonnen, theils, wie auch die erste, 1818 erschienene Ausgabe des uns jetzt vorliegenden Carusschen Lehrbuchs, bereits etwas veraltet. Das Blumenbachsche Handbuch, nur eine, oft etwas willkührliche, Auswahl interessanter Thatsachen enthaltend, entsprach dem Standpuncte der Wissenschaft schon lange nicht mehr; die englische Uebertragung desselben von Lawrence und Coulson war bei vielen mühsam hineingetragenen Thatsachen

unbequem geordnet und schwer zu gebrauchen, und die Carusschen «Grundzüge» (1828), für einen gröfseren Kreis von Lesern berechnet, waren für Studirende zu kurz und unvollständig.

Diesem Mangel ist nun durch die vorliegenden beiden Werke zweier der ausgezeichnetsten Zootomen überreichlich abgeholfen, und man würde in Verlegenheit sein, nach welchem von beiden Werken man zuerst greifen sollte, wenn nicht das zuerst aufgeführte durch den hohen Rang seines Urhebers in der naturwissenschaftlich-medicinischen Gelehrten-Welt, so wie dadurch dafs es in zweiter Ausgabe und vollendet erscheint, dem anderen für jetzt noch den Rang abliefe.

Nr. 1. Wie der Hr. Verf. in der Vorrede berichtet, und wie sich auch leicht bei einer Durchmusterung des Werks ergiebt, hat die frühere Form desselben in der neuen Auflage keine wesentliche Veränderung, der frühere Umfang (702 S. von 38 Z.) nur eine mäfsige Vergröfserung (auf 836 etwas ökonomischer gedruckte S. von 40 Z.) erfahren; es war nur des Verf. Absicht, das Bedeutungsvolle, das Wichtigste neuerer Untersuchungen hinzuzufügen und die Mängel der früheren Arbeit zu beseitigen. Wie sehr sich aber der Hr. Verf. diese Umarbeitung angelegen sein lassen, davon giebt fast jede Seite der neuen Auflage Zeugnifs; man glaubt an sehr vielen Stellen ein neues Werk vor sich zu haben, und kann wohl unbedenklich behaupten, dafs die neue Auflage mindestens eben so gut, wenn nicht besser, dem jetzigen Standpunkt der Disciplin entspricht, als die frühere dem damaligen, — wie sich dies auch von dem ausgezeichneten Verfasser, der bis auf die jüngste Zeit fortwährend Beweise der thätigsten Theilnahme an dem Fortschreiten der Zootomie gegeben hat, nicht anders erwarten liefs.

Der Verf. giebt zuerst, S. XV — XXXII, eine allgemeine Uebersicht der Litteratur. Dies ist aber wohl die

schwächste Stelle des Werks. Nach Voranschickung der Hauptwerke folgen von S. XVIII an die Monographien, in grofser Zahl, aber die Titel oft nicht genau genug, und die einzelnen fast ohne alle Ordnung durch einander geworfen, nur bisweilen auf eine kurze Strecke eine andere Ordnung als die des Zufalls herrschend. Man entdeckt auf diese Weise nur mit Mühe, dafs die Aufzählung eben so wenig vollständig genannt werden kann, als sie recht unterrichtend ist. So hat Ref. z. B. bei einer nur ganz flüchtigen Durchsicht von älteren Werken Casserii Pentaesthesion, Germano breve trattato intorno alle figure anatomiche degli più principali animali. Nap. 1625. fol., von neueren viele wichtige Arbeiten von Bojanus (Anat. Testud.), Burdach, Camper, Geoffroy (Gehörwerkz.), Gurlt, Heusinger, Hewson (Lymphgef.), Joh. Müller, Pallas, Pander und D'Alton (mehrere Abtheilungen des grofsen Kupferwerks, während andere als besondere Werke aufgeführt sind), Rathke, Rudolphi, Steller, Tyson, Rud. Wagner (Blut), die werthvollen Dissertationen von Bischoff (N. access.), Haugsted (Thymus) etc. etc. vermifst, während andere Arbeiten von geringerem Werth und Umfang zahlreich aufgeführt sind. Auf diese Weise geht fast der ganze Nutzen einer solchen Zusammenstellung verloren. Mehrere von jenen Auslassungen sind auch in der unter dem fortlaufenden Texte des Buches — in mäfsiger, doch ausreichender Menge — beigebrachten Litteratur nicht gutgemacht.

In der Einleitung, S. 1 ff., gibt der Hr. Verf. zunächst etwas Genaueres über die Tendenz seines Werkes. Der Verf. bezeichnet mit der Benennung «vergleichende Anatomie» nicht, wie es gebräuchlich ist, die Zootomie allein, sondern die Zootomie, die Phytotomie und die pathologische Anatomie zusammengenommen. Das könnte man sich allenfalls noch gefallen lassen, wiewohl es auch nicht genügend gerechtfertigt ist: denn, so löblich es ist, die Materialien jener drei Disciplinen, wo es angeht, zu

Vergleichungen zu benutzen, so liegt es doch nicht im Begriff der Disciplinen, dafs sie nothwendig und immer als Theile einer «vergleichenden Anatomie» in Carus's höherem Sinne des Worts behandelt werden müssen; handelt doch Carus selber die Zootomie im vorliegenden Werke isolirt, ohne (erhebliche und durchgreifende) Rücksicht auf die Phytotomie und pathologische Anatomie, ab. Dann aber giebt der Verf. seine schon früher [in einem höchst interessanten Aufsatze in diesen Annalen, Bd. 4. S. 1 — 30] mitgetheilten Ansichten über vier verschiedene Bearbeitungsarten (oder Entwickelungsstufen), die in der Morphologie [«welche nur, insofern sie durch Auseinanderlegen des Innern (ἀνατέμνειν) ganz deutlich wird, den Namen der Anatomie erhält»] angenommen werden müssen, folgendermafsen kurz resumirt wieder: «1) Der ausgebildete Organismus wird in seinen einzelnen innern und äufsern Theilen möglichst genau beschrieben — —: beschreibende oder descriptive Anatomie. 2) Der Organismus wird nach der Geschichte seiner einzelnen Lebensstadien und nach dem Zustande jedes besondern Organs in diesen verschiedenen Lebensstadien beschrieben: geschichtliche oder genetische Anatomie. 3) Indem die Resultate der vorigen beiden Bearbeitungsarten festgehalten werden, beschäftigt man sich mit Vergleichung der Aehnlichkeiten oder Unähnlichkeiten der einzelnen Bildungen, und indem man findet, was mehreren Formen gemeinsam ist, werden gewisse zusammengehörende Reihen derselben erkannt und die Lehre von diesen Reihen bekommt schon ein höheres geistigeres Interesse: vergleichende oder comparative Anatomie. 4) Endlich folgt, gestützt auf die Ergebnisse der vorher erwähnten Behandlungsweisen und eigene philosophische Erkenntnifs, die Darlegung des innern Gesetzes der verschiedenen Bildungen, die Nachweisung der verschiedenen Dignität der Formen- und Zahlenverhältnisse in ihnen, wie sie aus einer gerade ihre besondere Erscheinung bedingenden Grund-Idee

hervorgehen; und indem hierdurch die Bedeutung und Gesetzmäfsigkeit dieser Formen klar wird, wird im Bezug auf diese Naturgebilde dasselbe geleistet, was z. B. im Bezug auf eine in der Natur vorkommende Kugel durch die mathematische Construction ihrer geometrischen Eigenschaften und» (aus?) «der die Erscheinung derselben bedingenden Idee geleistet werden kann; so entsteht urwissenschaftliche oder philosophische Anatomie.» Der Verf. fügt hinzu: «Was nun die Morphologie oder Anatomie der Thiere, oder kurz, die Zootomie betrifft, so können auch in ihr alle vier Behandlungsweisen Anwendung finden; und wenn wir auch nicht läugnen wollen, dafs schon die Thatsachen der descriptiven Zootomie mannichfaltiges Interesse darbieten, dafs sie z. B. die Mittel an die Hand geben, die Kennzeichen gewisser Thier-Gattungen durch Bemerkung der Eigenthümlichkeiten innerer Structur zu vermehren, ja selbst, bei nur etwas allgemeinerer Uebersicht, die Klassification zoologischer Systeme zu verbessern, oder der Thierheilkunde einen nicht unbedeutenden Nutzen zu gewähren, so würde doch alles dieses kaum im Stande sein, die Zootomie überhaupt gegen eine gewisse Mifsachtung» (?) «zu vertheidigen, wenn sie nicht selbst, indem der Inbegriff der durch descriptive Zootomie gesammelten Thatsachen, unter stätiger Berücksichtigung der verschiedenen Entwicklungszustände, mittels Vergleichung des Einzelnen eine wissenschaftliche Form annimmt, sich in nähere Beziehung zur Physiologie setzen, und somit alsbald eine vollkommene Würdigung ihres Werthes erlangen könnte.» Darauf giebt der Verf. nun die Tendenz seines Werkes so an: es solle in demselben «die vergleichende Zootomie nachweisen die Geschichte der stufenweise sich vervollkommnenden thierischen Organisation, in der Beschreibung und Vergleichung des verschiedenartigen inneren Baues der bedeutungsvollsten einzelnen thierischen Geschöpfe.»

Es läfst sich gegen die vorgebrachten Ansichten Folgendes erinnern:

Die «vergleichende Anatomie» oder «vergleichende Zootomie», «vergleichende Morphologie» von Carus (Vergleichung nach Entwickelungszuständen, Individualitäten, nach verschiedenen Richtungen und Theilen in demselben Individuum, nach Geschlechtern, Racen, Arten, Gattungen, Ordnungen, Klassen etc. etc.) ist eigentlich schon philosophische Anatomie. Einer anderen Art der Philosophie, als die in einem solchen Vergleichen und aus durch dasselbe gewonnenen allgemeineren Resultaten und vielseitigeren Anschauungen und Beziehungen besteht, dürfen wir in den Naturwissenschaften schwerlich Platz verstatten, wenn wir nicht befürchten wollen, dafs an die Stelle der Naturforschung willkührliche Naturdeutung trete. Eine construirende Naturbetrachtung, welche über den festen Boden der Vergleichung gegebener empirischen Wahrnehmungen hinausgeht, eilt ihrem Zeitalter voran, und wird nur gar zu leicht zum Luftschlofs. Kommende Geschlechter werden bei gröfserer Ausbildung der (um mit Carus zu reden) descriptiven und geschichtlichen Theile der Naturforschung da noch vergleichen können, wo wir blofs construiren könnten; sie werden mit sicheren Schritten auf Stufen einhergehen, auf welchen wir nur schwanken würden; weil wir dies aber erwarten können, so sollen wir ihnen nicht, aus einem übrigens löblichen Erkennens-Durst, vorgreifen, denn bei diesem Vorgreifen verfallen wir, durch menschliche Schwäche, sehr leicht in Irrthümer, welche durch Präoccupation der Forschenden der wahren Naturforschung mehr Eintrag thun, als ihr nebenbei aus gewonnenen höheren Resultaten Vortheil erwachsen kann. Für echte Naturphilosophie in dem von uns angedeuteten Sinne, wonach ihr Wesen in einem weiter und weiter zu treibenden Vergleichen besteht, können, auf dem Gebiete der Anatomie, die Werke eines Joh. Müller [dessen streng empirischem Sinne, dessen gediegener und durch-

greifender empirischen Kritik (*s. v. v.*) Referent sich bei dieser Gelegenheit nicht enthalten kann, ein Compliment zu machen], eines Rathke, v. Baer u. A. als Beispiele und Vorbilder dienen, ganz besonders aber vielleicht die Werke eines Meckel. Ja wir dürfen wohl Carus selber, ungeachtet der von ihm geäufserten Principien, in dem gröfsten Theil seiner Werke als ein solches Beispiel aufführen, weil wohl wenige Naturphilosophen so viel solide Basis haben, so viel empirisches Material verarbeiten, so Maafs zu halten wissen wie er.

Ferner: Wenn Carus — wie z. B. oben in dem Beispiele von der Kugel, oder bestimmter und ausführlicher in dem oben citirten Aufsatze — das Verfahren der Mathematik als ein Muster für das in der philosophischen Morphologie zu beobachtende aufstellen will, so ist nicht zu übersehen, dafs der erste Anfang aller mathematischen Erörterungen in einfachen Anschauungen (Grundanschauungen; wie z. B. dafs eine gerade Linie der nächste Weg zwischen zwei Puncten ist) besteht, welche einen so hohen Grad der Evidenz haben, wie ihn die von Carus besprochenen philosophisch-morphologischen Grund-Ideen — denen wir uns immer nur auf aposteriorischem Wege nähern können, ohne sie je zu erreichen — nie erhalten werden und können. Die Mathematik darf auf ihrem absolut sicheren und festen Grunde construiren; die philosophische Morphologie hat keinen solchen festen (apriorischen) Grund und kann ihn niemals erhalten, darum darf sie nicht construiren, sondern nur vergleichen.

Ferner: Carus macht (in dem oben citirten Aufsatze) gewifs viel zu ausschliefslich die Mathematik zum Vorbilde und zum Organ, ja zur wahren Seele der philosophischen Anatomie. Bei allem Respect vor der Wichtigkeit der Mathematik auch in dieser Beziehung kann man doch nicht umhin zu bemerken, dafs die Anatomie aufser der Form und Zahl auch mit anderen Qualitäten der Theile sich zu beschäftigen habe. Wie wenig würde

wohl namentlich bei der Histologie die blofs mathematisch-philosophische Behandlung ausreichen? [1])

Was sonst die von Carus bezeichneten verschiedenen Richtungen der Morphologie anlangt, so wird es heutiges Tages wohl fast Jedermann anerkennen, dafs die Morphologie drei (nicht vier) solche Richtungen ins Auge zu fassen und zu verfolgen habe, aber, möchte Ref. wünschen, immer alle zugleich, nicht in verschiedenen Bearbeitungen; gerade dadurch wird es am sichersten erreicht, dafs jeder von ihnen ihr Recht geschieht und nicht eine über der andern vernachlässigt wird. Der Meister in der Disciplin wird bei keiner Gelegenheit auf irgend eine der verschiedenen Richtungen Verzicht leisten wollen; aber auch dem Anfänger (höchstens vielleicht sehr schwache, sehr schlecht vorbereitete und etwa nur für ein untergeordnetes praktisches Treiben sich bestimmende, Lehrlinge, wie sie nicht oft vorkommen dürfen, ausgenommen) sollen sie alle, wenn gleich die beiden höheren in einer gewissen Beschränkung, gegeben werden. Eine auf die rechte Weise philosophi-

---

1) Beiläufig erlaubt sich Referent noch zu bemerken, dafs, während Carus in dem oben mehrfach citirten Aufsatze räth, das Studium der Mathematik neben den ersten anatomischen Studien und gleichzeitig mit denselben zu treiben, es wohl noch zweckmäfsiger sein dürfte, dasselbe, wie es in der Regel geschieht, vorher, auf den Gymnasien, zu absolviren. Da das Studium der Mathematik für jeden Menschen, auch für Nicht-Naturforscher, höchst ersprieſslich ist, und da so viele Abschnitte derselben, als für die philosophische Bearbeitung der Anatomie auf die nächsten Paar Jahrhunderte wohl ausreichen möchten, schon seit langer Zeit, als die Fassungskraft eines 16 bis 18jährigen Jünglings nicht übersteigend, in den höheren Klassen der Gymnasien (namentlich der Preufsischen) gelehrt zu werden pflegen, — so ist nicht abzusehen, warum es nicht bei der alten Einrichtung bleiben sollte, dafs der angehende Naturforscher oder Arzt seine Mathematik schon vom Gymnasium mitbringe: auf der Universität findet er doch genug zu thun, und die mathematische Vorbildung wird ihm bei keiner Gelegenheit schaden, bei vielen nützen.

sche, d. h. eine vergleichend-philosophische Anschauung des unmittelbar zuvor beschreibend Gegebenen kann auch dem Anfänger nie schaden, und wird, so wie die genetisch-morphologischen Kenntnisse, die in neuerer Zeit einen so wichtigen Rang eingenommen haben, und deren höhere Ausbildung in unserer Zeit unseren Nachkommen gewifs eine neue Aera der Anatomie, vergleichenden Anatomie und Physiologie bezeichnen wird, den Anfänger nur anregen und nebenbei seinem Gedächtnifs auch für die elementaren Thatsachen der descriptiven Morphologie zu Hülfe kommen. Ich weifs aus eigener Erfahrung, wie sehr es schadet und wie viel man nachzuholen findet, wenn der erste Lehrer, dessen Unterricht man benutzt, die genetische und philosophische Richtung ganz vernachlässigt. Haben doch auch schon seit langer Zeit die meisten anatomischen Lehrbücher und selbst Handbücher sich bemüht, neben der descriptiven auch die genetische Richtung, wenn gleich grofsentheils nur sehr unvollkommen (welche Unvollkommenheit aber meistens nur vom Können — nicht vom Wollen — oder von der nothwendigen Beschränkung des Platzes abhing), zu verfolgen; Sömmerring, Blumenbach und mehrere ihrer Zeitgenossen geben in ihren anatomischen Werken, auch in den für Anfänger bestimmten, zahlreiche einzelne kleine Beiträge zur philosophischen Anatomie, und dafs sie nicht mehr gegeben, lag gewifs nicht sowohl an ihrer Absicht, als daran, dafs sie nicht mehr zu geben hatten, weil die philosophische Richtung der Morphologie überhaupt noch zu wenig entwickelt war. Als Muster einer durchgreifenden gleichzeitigen Verfolgung aller drei Hauptrichtungen der Morphologie dürfen wohl Meckel's fast sämmtliche Werke gelten. Aber auch Carus selbst liefert ja in dem vorliegenden Werke nicht blofs eine (in seinem Sinne) vergleichende Zootomie, sondern verfolgt alle Richtungen gleichzeitig: sonst würde auch das Werk wenige Käufer finden. Es scheint uns deshalb der Zusatz «vergleichende» auf dem Titel nicht

vollkommen passend, weil er weniger bezeichnet als was gegeben wird. —

Der Hr. Verf. giht ferner in der Einleitung einige allgemeine Ansichten über den Bau der Pflanzen und Thiere, und dann seine, schon aus andern Arbeiten ziemlich bekannte, hier nur wenig modificirte, Eintheilung des Thierreichs, deren Schema folgendes ist:

Erster Kreis. Eithiere, Oozoa.

I. Klasse. Eithiere, Oozoa.

1. Ordnung. Bezug zum Steinreich, Lithozoa.
2. — — — Pflanzenreich, Phytozoa.
3. — — auf die Protorganismen, Protozoa.
4. — Repräsentanten der Klasse, Infusoria.
5. — Bezug zu den Bauchthieren, Acalephae.
6. — — — — gegliederten Brustthieren, Radiaria.

Zweiter Kreis. Rumpfthiere, Corpozoa.

II. Klasse. Bauchthiere, Gasterozoa, Mollusca.

1. Ordng. Bezug zu den Protorganismen, Apoda.
2. — — — — Eithieren, Pelecypoda.
3. — } Die abermals in sich verschiedene Entwickelungsreihen darstellenden Charakterglieder der Klasse. { Gasteropoda.
4. — { Crepidopoda.
5. — { Pteropoda.
6. — } Bezug zu den { Brachiopoda.
7. — } Gliederthieren. { Cirrhopoda.
8. — Bezug zu den Kopf-Geschlechtsthieren, Cephalopoda.

III. Klasse. Brustthiere, Thoracozoa, Articulata.

1. Ordng. Bezug auf Eithiere, Enthelmintha.
2. — Höhere Potenz der vorigen, freilebend, Annulata.
3. — Bezug auf Rumpf-Bauchthiere, Nensticopoda.

4. Ordng. Höhere Potenz der vorigen, Decapoda.
5. — Indifferente Repräsentanten der Klasse, Isopoda.
6. — Bezug zu den Kopf-Bauchthieren, Acaridae.
7. — Höhere Potenz der vorigen, Arachnoïdea.
8. — Bezug zu den Kopf-Brustthieren, Hexapoda aptera.
9. — Höhere Potenz der vorigen, Hexapoda alata, s. Insecta propr. s. d.

(Die bekannten 7 Unterordnungen.)

Dritter Kreis. Kopfthiere, Cephalozoa.

IV. Klasse. Kopf-Geschlechtsthiere, Pisces.

1. Ordng. Bezug zu Rumpf-Brustthieren, namentlich Würmern, Cyclostomata.
2. — } Charakterglieder. { Orthostomata apoda.
3. — } Charakterglieder. { Orthostomata catapoda.
4. — } Charakterglieder. { 1. Sternopterygii. 2. Gasteropterygii.
5. — } Charakterglieder. { Microstomata. a) Panzerfische. b) Störe.
6. — Bezug zu Kopf-Bauchthieren, Plagiostomata.

V. Klasse. Kopf-Bauchthiere, Amphibia.

1. Ordng. Bezug zu den Fischen, Branchiata.
2. — Repräsentanten der Klasse, Pulmonata.

(Die bekannten 4 Unterordnungen.)

3. — Bezug zu den Vögeln, Alata (fossil, Pterodactyl.).

VI. Klasse. Kopf-Brustthiere, Aves.

1. Ordng. Bezug zu den Kopf-Bauchthieren, Natantes.
2. — } Repräsentanten der Klasse. { Vadentes.
3. — } Repräsentanten der Klasse. { Prendentes. (1. Rapaces. 2. Passeres. 3. Scansores. 4. Gallinae.)
4. — Bezug zu den Kopf-Kopfthieren, Incedentes.

VII. Klasse. Kopf-Kopfthiere, Mammalia s. Theria.

1. Ordng. Bezug zu den Kopf-Geschlechtsthieren, Natantia.
2. — — — — Kopf-Bauchthieren, Reptantia.
3. — — — — Kopf-Brustthieren, Volitantia.
4. — Wiederholung der Wale, Mergentia.
5. — — — Kriecher, Marsupialia.
6. — — — Flatterthiere, Glires.
7. — Zweite Wiederholung der Wale, Pachydermata.
8. — — — — Kriecher, Ruminantia.
9. — — — — Flatterer, Ferae.
10. — Bezug auf menschliche Bildung, Quadrumana.

Wir müssen es den Zoologen überlassen, über den Werth dieser Eintheilung zu urtheilen, erlauben uns jedoch die Bemerkung, dafs, so interessant und eigenthümlich sie grofsentheils ist, sie uns doch gerade deshalb für ein zootomisches Handbuch minder gut geeignet scheint als irgend eine andere, welche sich den gangbareren zoologischen Anordnungen besser anschlösse. —

Der Verf. geht nun die einzelnen Systeme durch die verschiedenen Thierklassen, welche er von unten nach oben verfolgt, in einer physiologischen Ordnung, welche sich nur wenig von der der früheren Auflage unterscheidet, durch. Der erste Theil des Werks enthält demnach die zur animalen Sphäre [Nervensystem, passive und active Bewegungsorgane, Organe, welche den Uebergang von den Bewegungsorganen zu den Sinneswerkzeugen bilden, nämlich elektrische und Leucht-Organe, Sinneswerkzeuge], der zweite Theil die zur vegetativen Sphäre gehörigen Systeme [Verdauungssystem, Hautorgan, Athmungs- und Stimmwerkzeuge, Absonderungsorgane — wozu auch die Thymus und Schilddrüse gerechnet werden —, Gefäfssystem, Geschlechtsorgane]. Zuletzt folgt ein Abrifs der

Entwickelungsgeschichte, welcher zwar gegen die frühere Auflage beträchtlich (von 32 auf 51 Seiten), aber doch vielleicht noch nicht in richtigem Verhältnifs zu dem unterdefs bedeutend herangewachsenen Stoff vermehrt, und jedenfalls für den Anfänger, dessen plastische Phantasie gerade bei diesem Abschnitt die gröfsten Schwierigkeiten findet und einer Unterstützung durch ausführliche und höchst deutliche Beschreibungen bedarf, noch viel zu kurz ist, und ein Anhang: «Einige Worte über das Zergliedern und Präpariren der Thierkörper», der bei aller seiner Kürze nicht ohne Bereicherungen gegen die frühere Ausgabe geblieben ist.

Man vermifst mit Bedauern einen allgemein-anatomischen (histologischen) Abschnitt, den man um so eher erwarten konnte, als dieser Abschnitt von Schultze sehr ausführlich behandelt worden ist. Bei den einzelnen Systemen angebrachte Notizen compensiren diese Lücke nicht ausreichend.

Man kann ferner die Frage aufwerfen, ob es in einem Handbuch [1]) der vergleichenden Anatomie zweckmäfsiger sei, die Thierklassen von unten hinauf zu verfolgen, oder umgekehrt. Die vergleichende Anatomie setzt als Anfangspunkt ihrer Betrachtungen die Kenntnifs des menschlichen Körpers voraus, wie ja schon ihre Benennung ausdrückt; warum nun aber bei dem Vergleichen mit dem Unähnlicheren anfangen, bei welchem dem ungeübten Anfänger der Vergleich viel schwerer zu fassen ist? Vergebens würde man einwenden, dafs der einfachere Bau der niederen Thiere leichter zu beschreiben, leichter zu fassen, zu behalten sei, als der zusammengesetztere der höheren: jeder Studirende, der einmal die menschliche Anatomie durchgearbeitet hat, wie er dies beim Beginn des

1) Der Hr. Verf. nennt sein Werk freilich «Lehrbuch»; sollten wir aber wohl irren, wenn wir annehmen, dafs er es dessen ungeachtet auch für den ersten Anlauf und für Anfänger bestimmt habe?

zootomischen Studiums haben soll, wird mit Ref. das Gegentheil behaupten; ja, wie deutlich und interessant auch der Autor eines zootomischen Handbuchs seine Beschreibungen des Baues der niedern Thiere gebe, wie sehr er sich auch bemühe, diesen Bau zum Anfangspunkt der Untersuchungen zu machen, der Studirende wird immer unwillkührlich und halb ohne es zu wissen und zu wollen, den menschlichen Bau zum Vergleich herbeiziehen. Nicht auf dem synthetischen Wege, indem man z. B. zeigt, wie einfach ein Verdauungssystem sein kann, ohne seine Wesenheit zu verlieren, und wie allmählig in der Thierreihe vervollkommnende Gebilde zu den wesentlichen hinzutreten, sondern auf dem analytischen, indem man, so zu sagen, den vollkommensten Bau zergliedert und, Stück für Stück, das Entbehrliche wegläfst, bis das Unentbehrliche allein übrig geblieben, wird dem Lehrling das, was wesentlich ist, am einleuchtendsten, und somit scheint das Hinabsteigen für die physiologische Benutzung der vergl. Anatomie — und diese ist ja bei weitem den meisten, die vergl. Anatomie treiben, Hauptzweck dabei — zweckmäfsiger als das Hinaufsteigen. In rein morphologischer Hinsicht freilich möchte das Entgegengesetzte gelten: eben so wie die Entwickelungsgeschichte jeder einzelnen Thierabtheilung oder Thierart gerade dadurch so wichtig und interessant wird, dafs sie uns das allmählige Entstehen und Differenziren der zusammengesetzten Formen aus den einfachsten nachweist und uns dadurch gewissermafsen einen Schlüssel zu jenen giebt, gerade so auch, kann man sagen, wird die vergl. Anatomie, von unten hinauf verfolgt, als eine Entwickelungsgeschichte des ganzen Thierreichs nützlich, und gerade in diesem Sinne hat Carus durchgängig seinen Stoff mit besonderer Vorliebe und, man mufs gestehen, meisterhaft und höchst geistreich, aufgefafst; aber die schon auf dem Titel ausgesprochene «stäte Rücksicht auf Physiologie» hätte, däucht uns, doch die umgekehrte Ordnung mehr empfehlen sollen. Es ist zwar für denje-

nigen, der schon einen ersten Anlauf in der vergl. Anatomie genommen hat, recht vortheilhaft, wenn er bei einem zweiten die Ordnung umkehrt, weil er dann Alles von einer anderen Seite zu sehen bekommt; soll es aber Werke geben, die ihm diese Operation vormachen und dadurch erleichtern, so bleibt dies passender den ausführlicheren Werken überlassen. In dieser Hinsicht ist es ganz gut, dafs Meckel's ausführliches «System der vergleich. Anat.» von unten nach oben geht, aber der ehrwürdige Blumenbach, der sich gewifs auf das Ausarbeiten von Handbüchern trefflich verstand, wie die zahlreichen Ausgaben der von ihm herausgegebenen, an denen zu ihrer Zeit die Jugend wie das Alter sich nicht satt las, beweisen, — that gewifs sehr recht, wenn er die entgegengesetzte Ordnung wählte, welcher ja sogar Cuvier in seinen nicht mehr für Anfänger bestimmten Leçons den Vorzug gab.

Es scheint Ref. ferner nicht zweckmäfsig, in einem Handbuche der vergleichenden Anatomie die Systeme anders zu ordnen, als dies in der menschlichen Anatomie gebräuchlich ist, so dafs man mit dem starren Gerüst den Anfang macht, daran die Muskeln anlegt, nun die Eingeweide hineinträgt (allenfalls mag man die letzteren beiden Abtheilungen gegen einander vertauschen), und endlich Gefäfse und Nerven sich allenthalbenhin vertheilen läfst. Nur so erfährt der Lehrling Alles zur rechten Zeit, und es fehlt ihm für die topographische Beschreibung der in dieser Beziehung schwierigeren Systeme nicht an den nöthigen Anhaltspunkten von den leichteren; nur so construiren sich ihm allmählig die ganzen Thiere vollständig zusammen. Es könnte zwar scheinen, als hätte die physiologische Anordnung der Systeme auch wieder ihren guten Werth für die physiologische Benutzung; aber das wäre wohl nur eine optische Täuschung, denn obwohl allerdings z. B. die Conformation des Skelets sich grofsentheils nach der des Nervensystems richtet und von ihr bedingt wird, so begreift der Lehrling diese Abhängigkeit

doch eben so wohl, wenn er jenes, als wenn er dieses früher kennen gelernt hat; übrigens aber stehen in den Handbüchern doch die verschiedenen Systeme ziemlich abgesondert, jedes für sich, da, und greifen nicht nothwendig in der Ordnung, wie sie der Autor auf einander folgen läfst, in einander ein. Den ausführlicheren Werken kann man auch hier wieder erlauben, ihren Gang zu nehmen wie sie wollen, und ihre Anordnung so philosophisch zu bilden als es ihnen gut scheint, denn dem schon Unterrichteten ist am Ende jede Ordnung gleichgültig; ein Handbuch aber soll vor allen Dingen deutlich sein. Haben es doch auch Cuvier und Meckel in ihren gröfseren Werken nicht verschmäht, mit den Knochen und Muskeln den Anfang zu machen. —

Im Ganzen darf man wohl der neuen Ausgabe das Lob ertheilen, dafs sie, der treuen und deutlichen Darstellung des Einzelnen [soweit Ref. bis jetzt das Werk, das man freilich nicht, wie eine Monographie, hintereinander durchlesen kann, kennen gelernt hat] unbeschadet, durchweg noch etwas philosophischer gehalten ist und mehr den seinen Stoff beherrschenden Meister erkennen läfst.

Dafs der Ton eines Handbuchs im Ganzen wohl getroffen, die Schreibart sehr elegant und angenehm sei, bedarf bei einem Handbuche von Carus kaum noch einer besonderen Erwähnung. — Die litterarischen Nachweisungen unter dem fortlaufenden Texte sind nicht blofs, wie es in so vielen Handbüchern der Fall ist, blofse Angaben von (oft blofs ehrenhalber als Quellen aufgeführten) Titeln, sondern durchaus berechnet, demjenigen, der über die Grenzen des Lehrbuchs hinausgehen will, nachzuweisen, wo er über gewisse ganz specielle Gegenstände mehr Belehrung findet.

Die beigegebenen Abbildungen sind gröfstentheils nicht mehr, wie in der früheren Ausgabe, von Carus selbst, sondern von einem Künstler gezeichnet; sie übertreffen die der früheren Ausgabe an Sauberkeit und Deutlichkeit sehr, stehen

stehen aber freilich denen in den Carusschen «Erläuterungstafeln zur vergl. Anat.» noch sehr nach, und lassen zum Theil noch manches zu wünschen übrig. Es sind im Ganzen 396 Figuren gegeben, wovon 249 nach der Natur (die frühere Ausgabe hatte 330 Figuren, wovon 220 Originale).

Die äufsere Ausstattung des ganzen Werkes ist sehr anständig.

Nr. 2. Eine Ankündigung des Hrn. Verf. im vorigen Jahre hatte wohl schon alle Freunde der vergl. Anatomie auf dieses Werk eines höchst gediegenen Arbeiters gespannt gemacht, dessen Jedermann bekanntes, gründliches Studium der Natur und der Sammlungen in Deutschland, Frankreich und Italien von jeher vorzugsweise auf Zootomie und die damit zunächst verwandten Disciplinen gerichtet war. Die erste Abtheilung des Werkes liegt uns nun vor, die zweite (und letzte) hofft der Verf. noch in diesem Jahre nachliefern zu können.

In der Einleitung giebt der Verf. zunächst die gewöhnlichen Handbuchs-Erörterungen über Gegenstand, Werth und Bedeutung, und Hülfsmittel der Disciplin. Unter den Hülfsmitteln werden die Hauptwerke, die speciellere Litteratur dagegen wird, ganz zweckmäfsig, theils bei der sogleich zu erwähnenden Uebersicht des Thierreichs, theils unter dem fortlaufenden Text, sorgfältig angegeben, wobei freilich eine absolute Vollständigkeit nicht zu erwarten ist. Dann eine kurze Geschichte der Wissenschaft. — Darauf giebt der Verf. eine Uebersicht des Thierreichs, welche ihm nothwendig schien, um bei der herrschenden Verschiedenheit in der Classification die Klassen und Ordnungen anzugeben, in welchen er selbst den Bau durch die einzelnen Systeme verfolgte. Sein Schema ist folgendes:

A. Wirbellose Thiere.

I. Pflanzenthiere, Zoophyta.

1. Klasse. Infusorien, Infusoria.
   1. Anentera. 2. Enterodela.
2. — Polypen, Polypi.
   1. Armpolypen. 2. Korallen. 3. Seeanemonen.
3. — Quallen od. Medusen, Acalephae.
   1. Rippenquallen. 2. Scheibenquallen. 3. Röhrenquallen.
4. — Würmer od. Helminthen, Vermes.
   1—5. Rudolphi's bekannte 5 Ordnungen, mit Hinzufügung einiger frei lebenden Thiere. 6. Räderthiere, Rotatoria Ehrbg.
5. — Strahlthiere od. Echinodermen, Radiata.
   1. Seesterne. 2. Seeigel. 3. Holothurien.

II. Weichthiere, Mollusca.

6. Klasse. Kopflose Weichthiere, Acephala.
   1. Mantelthiere. 2. Muschelthiere. 3. Armfüfsler.
7. — Kopftragende Weichthiere, Cephalophora.
   1. Gasteropoden. 2. Pteropoden.
8. — Kopffüfsler, Cephalopoda.

III. Gliederthiere, Articulata.

9. Klasse. Schnurrenfüfsler, Cirrhopoda.
10. — Ringelwürmer od. Anneliden, Annulata.
    1. Apoda. 2. Chaetopoda.
11. — Krustenthiere, Crustacea.
    1. Entomostraca. 2. Isopoda s. Oniscoïdea. 3. Malacostraca.
12. — Spinnen, Arachnidae.
    1. Trachearіae. 2. Pulmonariae.
13. — Insecten, Insecta.
    1. Myriapoda. 2. Parasita. 3. Siphonaptera.
    4—10. Die bekannten 7 Ordnungen.

B. IV. Wirbelthiere.

14. Klasse. Fische, Pisces.
1. Cyclostomi. 2. Chondropterygii. 3. P. ossei.

15. — Amphibien, Amphibia.
a. Nuda. 1. Sirenen. 2. Batrachier.
b. Squamata. 3—5. Die bekannten 3 Ordnungen.

16. — Vögel, Aves.
1. Palmipedes. 2. Grallae. 3. Brevipennes. 4. Gallinae. 5. Picariae. 6. Passerinae. 7. Rapaces.

17. — Säugethiere, Mammalia.
9 Ordnungen nach Cuvier.

Man bemerkt leicht, dafs der Verf. die neuesten Darstellungen von Ehrenberg, Eschscholtz, Joh. Müller u. A. nicht unberücksichtigt gelassen hat. Er bemerkt übrigens selbst in der Vorrede, dafs er um der Anfänger willen öfters Ordnungen zusammengezogen habe, wo nach seiner Meinung mehr getrennt werden sollte. Wir erlauben uns auch über diese Anordnung kein zoologisches Urtheil, finden aber das an ihr zu loben, dafs sie nicht zu viel reformirt, sich den vorhandenen Classificationen Anderer möglichst gut anschmiegt und deshalb wohl für den Zweck eines zootomischen Handbuchs ganz besonders gut gewählt ist. Der Verf. geht im Verlaufe des Werks die Systeme immer nach den Klassen durch; die Zahl dieser ist nun zwar mehr als 2mal so grofs als bei Carus; dafür ist der Verf. aber auch seltener genöthigt, behufs genauerer Unterscheidung auf die Ordnungen zu recurriren; und auf diese Weise wird die nothwendige Zersplitterung des Stoffs in einzelne Abschnitte wohl am Ende noch weniger als bei Carus fühlbar; zu geschweigen, dafs es uns doch wohl heutiges Tags nicht mehr zusagen kann, wenn Carus den Wirbelthieren allein 4, und den unvergleich-

lich vielgestaltigeren Wirbellosen nur 3 Klassen zutheilt. Ueberdies wird das Anschmiegen der Classification Wagner's an die Anderer noch dadurch befördert, dafs, nachdem er einmal die systematische Uebersicht gegeben, er in der Folge immer die 17 Klassen in Einer Linie, in Einer Dignität aufführt, ohne weiter an ihre Unterordnung unter seine 4 gröfseren (von uns mit römischen Zahlen bezeichneten) Abtheilungen zu erinnern. Auf diese Weise kann es uns sehr gleichgültig sein, ob z. B. die Helminthen unter den Zoophyten oder unter den Articulaten aufgeführt worden. —

Nach der Einleitung giebt der Verf. zunächst, S. 48 bis 66, eine «Anatomie der organischen Formelemente» (comparative oder allgemeine Histologie, oder eigentlich noch etwas mehr, insofern auch von Blut und Blutkörnchen, Chylus, Lymphe und Absonderungsflüssigkeiten gehandelt wird). So kurz dieser Abschnitt ist, so fehlt es ihm doch nicht an interessanten und neuen Bemerkungen, auf welche näher einzugehen sich Ref. besonders gedrungen fühlen würde, wenn hier der Ort es gestattete, und wenn nicht überdies der Verf. verspräche, dafs wir dieselben ausführlicher in von ihm bearbeiteten Beiträgen zum 5ten Bande der Burdachschen Physiologie wieder finden sollen, und einige Berichtigungen und Vervollständigungen sich selbst, für die zweite Abtheilung des Werks, vorbehielte.

Der Verf. geht nun die einzelnen Systeme, in einer physiologischen Ordnung, so dafs er mit den Organen der Verdauung den Anfang macht, durch die verschiedenen Klassen, die auch er, wie Carus, von unten nach oben verfolgt, durch. Ueber die Zweckmäfsigkeit einer von der gewöhnlichen anatomischen abweichenden Anordnung der Systeme, so wie des Hinaufsteigens durch die Klassen, bezieht sich Ref. auf das bei Nr. 1. Bemerkte. Der Verf. verweilt jedesmal bei den höheren Klassen länger als bei den niederen, wie dies theils die gröfsere Masse des vor-

handenen Stoffs, theils die, namentlich für die meisten Studirenden, gröfsere Wichtigkeit jener Klassen erfordert. Er scheint uns sogar den höheren Klassen verhältnifsmäfsig mehr Platz zuzuwenden als Carus, was wir für ein elementares Werk loben möchten, denn nach der alten Regel, dafs man vom Leichteren zum Schwereren fortgehen solle, mufs der Studirende die Wirbelthiere, die ihm, zoologisch und zootomisch, theoretisch (in Büchern) und praktisch (beim eignen Zergliedern) weit weniger Schwierigkeiten machen, und deren speciellere zootomische Kenntnifs ihm überdies sogar für das gemeine Leben wichtig ist, früher genau kennen lernen als die Wirbellosen, wenn schon für den Meister die Wichtigkeit und das Interesse jener beiden grofsen Abtheilungen sich umgekehrt verhalten mag. Uebrigens bemerkt man allenthalben die selbstständige, nicht blofs compilatorische, Arbeit des Verf., und selbst bei den kürzer behandelten niedern Thieren bringt er, wie man dies nach seinen früheren Arbeiten erwarten konnte, manches Eigene, was den gröfseren Werken seiner Vorgänger noch fehlt.

Die vorliegende erste Abtheilung umfafst die Organe der Verdauung, des Kreislaufs, der Athmung und der Stimmbildung; die übrigen, so wie ein Abschnitt, in welchem die Gesetze der thierischen Morphologie erläutert werden sollen, bleiben der zweiten Abtheilung vorbehalten. Der zuletzt angedeutete Abschnitt, so gut wir denselben aus der Ankündigung in der Vorrede beurtheilen können, wird wohl etwa Dem entsprechen, was Meckel unter dem Titel einer allgemeinen Anatomie zum ersten Theile seines Systems gemacht hat. Man kann indefs, dafs der Hr. Verf. diese Ordnung umkehrt, bei der Bestimmung seines Werks für Anfänger nur billigen. Vielleicht ist Wagner's Verfahren, die wichtigeren philosophischen Ansichten zwar dem Anfänger nicht vorzuenthalten, aber sie doch, obwohl mit den elementaren Beschreibungen in Einem Cursus, in Einem Buche vereinigt, diesen Specia-

lien erst hinterdrein zu schicken, die allerzweckmäfsigste, und noch der innigeren Verwebung beider Theile bei Carus vorzuziehen. Das Vorenthalten will nun einmal, wie wir schon oben besprochen, der Geist der Zeit nicht mehr gestatten.

Die Entwickelungsgeschichte soll ausgeschlossen bleiben. Ref. darf wohl, im Namen aller jüngeren und selbst vieler älteren Freunde gerade dieses Theiles der vergl. Anatomie, der der rechte Schlüssel zu allen anderen ist, und dem an vielseitigem (morphologischem, physiologischem und selbst pathologisch-anatomischem) Interesse kein anderer gleichkommt, sich erlauben, gegen diesen Vorsatz des Verf. zu protestiren und den Verf. zu bitten, dieses sein Wort wo möglich zurückzunehmen. Für keinen anderen Theil der vergl. Anatomie ist das Bedürfnifs einer compendiösen Darstellung so grofs, so allgemein gefühlt als hier; schon eine blofse Compilation des Bekannten mit möglichst deutlicher Beschreibung würde allgemein mit Dank aufgenommen werden, und von einem Rudolph Wagner dürften wir mehr erwarten, wenn es ihm nur gefiele, die Darstellung bedeutend ausführlicher zu geben als es Carus gethan hat. Es ist wohl nur eine zu grofse Bescheidenheit, welche den Verf. in der Vorrede sagen läfst, dafs er die Entwickelungsgeschichte nicht genügend kenne. Wer kennt sie denn genügend? Kein billig Denkender würde die vielen Lücken, die nothwendig noch bleiben müfsten, dem Verf. verargen. Insbesondere würden auch wohlfeile Abbildungen für diesen Abschnitt einem grofsen Bedürfnisse der Studirenden abhelfen, denn gerade diesen Abschnitt können sie am schwersten ad naturam repetiren, die Monographien sind ihnen nicht zugänglich genug und das 3te Heft von Carus's Erläuterungstafeln zu theuer.

Nach Beendigung des Textwerkes verspricht der Verf., eine Sammlung von lithographirten und dadurch sehr wohlfeilen Abbildungen zu geben, in welchen — sehr zweck-

mäfsig — die Anatomien der einzelnen Klassen mehr zusammengehalten und nicht, wie es in dem Lehrbuche unumgänglich nothwendig ist, in Systeme zersplittert werden sollen. Es ist überhaupt Schade, dafs es uns noch so sehr an Darstellungen der Zootomie in rein zoologischer, statt in anatomischer, Ordnung fehlt. Denn nur eine solche kann dem Anfänger genügende zusammenhängende Bilder der ganzen Thiere geben. Tiedemann's unvollendetes Werk ist eigentlich die einzige Darstellung der Art, denn was von Zootomie in den zoologischen Büchern nebenbei, meist nur ehrenhalber, gegeben wird, ist zu wenig. Eine tabellarische Anordnung des zootomischen Materials würde vielleicht geeignet sein, die Vorzüge beider Methoden, der zoologischen und der anatomischen, zu verbinden, und würde nebenbei noch den grofsen Nutzen haben, die noch vorhandenen Lücken sehr auffallend herauszustellen. —

Die Schreibart des Verf. ist durchaus deutlich, einfach und bestimmt; nur hie und da trifft man wohl auf eine etwas gezwungene oder den Nachdruck nicht auf die rechte Stelle werfende Construction. Es wird bisweilen störend, dafs der Verf., wo zwei Abtheilungen eines Satzes durch ein «und» verbunden werden, vor diesem «und» das übliche Komma wegzulassen pflegt. — Sehr lobenswerth ist die Einrichtung des Drucks, dafs in den einzelnen Paragraphen das Allgemeinere und Wichtigere mit gröfserer Schrift voran, das Speciellere, Controversen Unterworfene, die Litteratur u. s. w. mit kleinerer Schrift hinterdrein gestellt ist; es kommt dies der Uebersicht sehr zu Hülfe, und machte es zugleich möglich, auf sehr geringen Raum Vieles zusammenzudrängen. Was wir S. 320 an Carus's litterarischen Nachweisungen gelobt haben, gilt auch von denen Wagner's.

Die äufsere Ausstattung des Werkes ist löblich. —

Zum Schlusse dieser Relation ein vergleichendes Urtheil über den relativen Werth der beiden ausgezeichneten

Werke anzustellen, möchte wohl überhaupt schwierig und mifslich, vor der Vollendung des zweiten aber kaum erlaubt sein; doch scheint es Ref., als werde das einfacher und planer gehaltene Wagnersche Werk mehr für einen ersten, das durchgreifend mehr philosophisch gehaltene Carussche mehr für einen zweiten Anlauf in der Disciplin sich empfehlen.

Dr. *P. Phoebus.*

III.

1. Woenno-medicinskoi Journal, d. i. Russische militär-ärztliche Zeitschrift.

(S. diese Annalen Bd. 26. Heft 1. S. 45.)

Band XX. (vom Jahre 1832) enthält aufser zahlreichen Uebersetzungen und Auszügen (zum Theil leider wiederum aus Auszügen, namentlich aus dem Summarium und Froriep's Notizen!!), eine zwar nur compilatorische, jedoch sehr belehrende Abhandlung über Verrenkung des Oberarms (S. 1 — 30), und eine werthvolle, auf vieljähriger Beobachtung beruhende Untersuchung über das Gallenfieber in der Nähe des Kaukasus (S. 401 — 436). Sie ist aus einer gröfseren Abhandlung des Divisionsarztes, Hofrath Mironow, vom Collegienassessor Tscharni mitgetheilt. Wir bemerken aus derselben Folgendes: Rufsland gehört, je nach seinen verschiedenen Gebietstheilen, auch verschiedenen Klimaten an; mehre, zumal neuerworbene Landschaften, besitzen im Sommer eine so hohe Temperatur, dafs eben dadurch eine Einwirkung auf die Gesundheit entsteht, wie sie in tropischen Gegenden, und vorzüglich von englischen Aerzten beobachtet, uns Deutschen aber in dem fleifsig zusammengestellten Werke Hasper's dargelegt worden. Im Winter hingegen sind sie verhältnifsmäfsig

kälter, als man es von so südlichen Gegenden zu erwarten pflegt, wie denn bekanntlich der Osten des europäischen Continents und Asiens bei gleicher Breite härtere Winter hat, als der Westen. Es ist jedoch vorzüglich die warme Jahreszeit, welche der Gesundheit oft verderblich wird, ein Umstand, der zumal den des Klima's ungewohnten russischen Soldaten schon viele Opfer gekostet hat. Einige Andeutungen hierüber sind schon in dem Aufsatze des Hrn. Tschetirkin (s. d. Annal. Band 27. Heft 1. S. 1) mitgetheilt worden; hier ist nur von einer beschränkten Gegend und von einer einzelnen Krankheit die Rede, welche gleichsam die Grundlage aller Leiden der warmen Jahreszeit ausmacht. Die übermäfsige Gallenerzeugung bringt nach dem Verf. nicht blofs heftige Fieber eigener Art hervor, sondern auch hartnäckige Wechselfieber, schlechte Mishung der Säfte, erschöpfende Durchfälle, Wassersucht und Scorbut. Im Beginn haben diese Gallenfieber einen entzündlichen Charakter, und zeigen ein offenbares Leiden der Leber; späterhin überwiegen die nervösen Symptome. Die Wechselfieber haben oft so kurze Zwischenzeiten, dafs man sie für anhaltende Fieber ansehen dürfte; sie zeigen sich in ihren übelsten Formen, namentlich auch als Hemitritaeus. Das Gallenfieber erscheint vom Anfange des Juni, zuweilen auch noch früher, und hat dann einen entzündlichen Charakter. Je mehr nun die Sonnenhitze steigt, zumal in niedrigen sumpfigen Gegenden, um desto übelartiger wird es, und zeigt sich in den genannten Formen, oft mit grofser Heftigkeit und Schnelle das Leben gefährdend. In der Mitte August ist die höchste Stufe des üblen Charakters erreicht; nur wenige, die durch Dienstpflicht in sumpfigen Gegenden sich aufhalten müssen, entgehen dem Fieber; selbst die acclimatisirten Einwohner erliegen oft. Von den Genesenden leiden viele an Nachkrankheiten. — Die hier gelieferte Beschreibung entspricht ganz den Darstellungen, die wir von den bösartigen galligen Fiebern anderer südlicher Gegenden haben; eben so auch

die der gefährlichen Wechselfieber, die überdies wegen ihrer nur kurzen Zwischenräume leicht verkannt werden. Nach einem oder nur wenigen Anfällen ist oft schon alle Körperkraft dahin. Zuweilen zeigen sich auch Bubonen, die eine Verwechselung mit der Pest herbeiführen. Eine solche hat der Verf. in seinem amtlichen Wirkungskreise erlebt. (Wenn man mit dem Verf. die Bubonen als kein sicheres Zeichen der Pest ansehen will, so geräth man trotz allen neuen Beschreibungen des Uebels immer in Gefahr, es zu verkennen, und man muss sich die Frage aufwerfen, ob die Pest eine so gesonderte Krankheitsform sei, wie man bisher anzunehmen pflegte, oder ob sie nicht vielleicht eine mannigfaltig sich gestaltende Form der bösartigen Nerven- und Faulfieber sei. L.) Es bleiben oft Anschwellungen in den Eingeweiden, dann Wassersucht zurück; manche Individuen erleiden zwar keine solche Folgen, allein sie sehen nach Ablauf des Uebels todtenähnlich aus, sind ganz kraftlos, und erkranken neuerdings bei dem geringsten Diätfehler und in Folge eines geringen Luftzuges. — Leichenöffnungen hat Hr. Mironow nicht gemacht. — Das Wesen sucht der Verf. in einer durch den Einfluss der Atmosphäre veranlassten krankhaften Blutmischung, deren nähere Beschaffenheit jedoch nicht angegeben werden kann; vielleicht liegt unvollkommenes Athmen und mangelhafte Ausscheidung des Kohlenstoffs zum Grunde. Zur Verhütung ist es nöthig, die Menschen möglichst dem Einflusse übermäfsiger Hitze, böser Ausdünstungen, grofser Anstrengung und ungesunder Nahrungsmittel zu entziehen. Die hier aufgestellten drei Anzeigen zur Behandlung dürften viele Einwendungen erleiden; sie gehen dahin: 1) die Gegenwirkung des Organismus zu mindern, 2) die Galle und andere Unreinigkeiten der ersten Wege fortzuschaffen, und 3) die Erscheinungen zu bekämpfen und die Naturkräfte zu stärken. Es scheint jedoch nicht, als ob diese unzweckmäfsig gestellten Anzeigen auf die Wahl der Mittel einen bedeutenden Einfluss gehabt hät

ten. — Der Beginn der Cur geschieht mit einer allgemeinen oder örtlichen Blutentziehung; darauf folgt ein Abführmittel, wozu die Aerzte Grusiens eine Mischung aus Tart. stib. gr. $\frac{1}{4}$, Calomel gr. iij — v, Jalapp. gr. vj in wiederholten Gaben anwenden; nachdem nun genügende Stuhlausleerungen entstanden, wird Salmiak mit kleinen Gaben Brechweinstein in einer Mixtur mehre Tage fortgebraucht. Auch bei den nervösen Formen beginnt man mit Blutentziehungen, worauf man früherhin Calomel (etwa gr. iij.) mit Opium (etwa gr. $\frac{1}{4}$) zu geben pflegte; jetzt giebt man das Calomel in solchen Fällen meistens in kleineren Gaben, und mit einem geringen Zusatze von Tart. stib.; das Opium scheint noch beibehalten. Findet man nach dem zwei- bis dreitägigen Gebrauche dieser Mittel noch Abführmittel nöthig, so giebt man Calomel mit Jalappa, oder auch Infus. Senn.; auch giebt man Salze mit Opium. Zur Erregung der Haut wäscht man dieselbe mit einem Gemisch aus drei Theilen Wasser und einem Theile Branntwein und Essig. Bei Neigung zur Entmischung giebt man verdünnte Mineralsäuren, zuweilen mit Zusatz von Rhabarber. Ja nach Erfordernifs einzelner Erscheinungen kommen örtliche Blutentziehungen, Einreibungen von Quecksilber oder flüchtiger Salbe mit Kampher, Klystiere, selbst Brechmittel, jedoch sehr beschränkt, in Anwendung. Dem Quecksilber schreibt der Verf. die gröfste Heilkraft zu; denn er hat dadurch Kranke gerettet, die bewufstlos und völlig erschöpft ins Hospital gebracht wurden, und bei denen erst reizende Waschungen, rothmachende Mittel, Riechstoffe und Klystiere angewandt werden mufsten, ehe man innerlich etwas reichen konnte. Alle Mittel müssen vorzüglich zur Zeit des Nachlasses angewandt werden; zur Zeit der Verschlimmerung schaden sie. (Von der Anwendung des Chinins und der Chinapräparate ist gar nicht die Rede, obgleich die Verwandtschaft mit dem Wechselfieber unleugbar ist, und auch vom Verf. anerkannt wird. L.) Folgende Schutzmaafsregeln werden empfohlen. Die Ar-

beit auf dem Felde soll zur Sommerszeit, und besonders noch beim Heuschlage, nicht länger als 8 bis 10 Stunden dauern, und zwar von 4 bis 9 Uhr früh, und von 5 bis 8 Uhr Abends. Die Köpfe müssen dabei mit weifsen Mützen bedeckt sein. Zu eben dieser Zeit mufs die Nahrung verbessert, und wöchentlich wenigstens zweimal etwas Branntwein oder Wein gereicht werden. Man soll das Wasser zum Getränk mit etwas Essig verbinden, oder einen guten Quafs machen. (Quafs ist bekanntlich eine in Rufsland sehr beliebte Art von dünnem Bier.) Der Heuschlag soll früher, als gewöhnlich, angefangen werden, nicht länger als einen Monat dauern, und sich nicht auf niedrige und sumpfige Gegenden erstrecken; dabei soll man den Arbeitern auf erhöheten Stellen Hütten machen. Ist ein Flufs in der Nähe, so sollen die Arbeiter baden. Rekruten sollen gar nicht zu diesen Arbeiten angewandt werden. Die Soldaten, auf welche sich alle diese Regeln beziehen, sollen gute Kasernen haben und gegen den unmittelbaren Einflufs der Sonnenhitze möglichst geschützt werden. —

Band XXI. erschien im Jahre 1833, und enthält zuvörderst die oben genannte Abhandlung von Tschetirkin. — Der Stabsarzt Kirilowitsch, welcher 1829 in der Wallachei bei einem Pesthospitale stand, und alle Arten ärztlicher Behandlung vergeblich anwenden sah, entschlofs sich, den ganzen Körper mit spanischem Fliegenpflaster zu belegen, als er selbst erkrankte. Zwar entstanden darauf Harnbeschwerden, aber die Genesung erfolgte schnell. Dieselbe Methode wurde dann auch bei anderen mit Nutzen angewandt, wenn die Krankheit nicht zu weit vorgeschritten war. — Prof. Sposki setzt die Anwendung des Opiums auseinander, wobei auch die endermatische Methode berücksichtigt wird. Die gehörige Anwendung dieses Mittels gehört zu den schwierigsten Aufgaben des praktischen Arztes, namentlich in Beziehung auf hitzige Krankheiten. — Prof. Chotowizki handelt sehr ausführlich

und mit Rücksicht auf den gegenwärtigen Zustand der Naturwissenschaften, über Wohnungen in medicinisch-polizeilicher Rücksicht. Die zum Auszuge nicht geeignete Abhandlung handelt zuerst über die Lage, dann über die Bauart, und endlich über die Unterhaltung der Wohnungen. — Derselbe Verf. handelt nach bekannten Quellen über die neuesten Arzneimittel; auch redigirt derselbe gegenwärtig diese Zeitschrift. — Prof. Sawenko handelt über Sarcoma medullare, und setzt den Unterschied dieses Uebels und der damit verwandten Formen auseinander. — Der Stabsarzt Tschetirkin erzählt, dafs in dem Dorfe Mandrowo des Bezirks Waluck im Gouvernement Woronesh, während der Mitte des Januars mehre kräftige und mit einander in keiner Verbindung stehende Individuen gleichmäfsig erkrankt und gestorben sein; als jedoch ein ärztlicher Gehülfe den Zufällen kräftige Blutentziehungen entgegensetzte, genasen die Kranken, und das Uebel verschwand bald. Der Verf. nennt das Uebel Milzbrand, weil bei der einzigen Leichenöffnung, welche gemacht worden, die sehr ausgedehnte, und, wie der ganze Unterleib, mit Blut sehr überfüllte Milz eine grofse Brandbeule gezeigt habe. Allein es reicht eine solche einzelne Leichenöffnung nicht hin, die Annahme zu begründen, dafs jenes dem Rindvieh eigene Uebel auch bei Menschen vorkomme. Der Verf. stellt das Uebel unter die Kategorie der sibirischen Beule; ob diese Bestimmung richtig sei, vermag Ref. nicht zu entscheiden, da er die sibir. Beule nie beobachtet hat, und aus den vorhandenen Mittheilungen kein genaues Bild derselben hervorgeht. — Die binnen wenigen Tagen zum Tode führenden Erscheinungen waren: Druck in der Herzgrube, Schmerz im Leibe, besonders in der linken Seite, allmählig steigend, Uebelkeit, zuweilen Erbrechen, Herzklopfen und überhaupt Blutwallungen, Trockenheit im Munde, Unmöglichkeit auf den Seiten zu liegen, zuweilen Krämpfe. — Ueber das Ursachliche konnte nichts ermittelt werden. Die Krankheit verbreitete sich nicht aufser-

halb des Dorfes [1]). — Prof. Bujalski beschreibt ein im Jahre 1831 hieselbst gebornes Paar vollkommen ausgetragener Mädchen, die seitwärts dargestellt mit einander verbunden waren, dafs die linke Brustseite des nach rechts gelegenen Kindes mit der rechten Brustseite des nach links gelegenen, eben so auch der Unterleib bis zum Nabel vereint waren; die Hände der vereinten Seiten lagen am Rücken. Es war nur eine Nabelschnur vorhanden, in derselben jedoch vier Arterien und zwei Venen; der Mutterkuchen beider Kinder war vereint. An den nicht vereinten Theilen war nichts Abweichendes wahrzunehmen. Bei der Oeffnung zeigten sich die Knochentheile der Brust gleichsam als eine Höhle; jedes Kind hatte jedoch gesonderte Lungen, die nur in den betreffenden Seiten zusammengedrückt waren. Die Herzen waren getrennt, jedoch äufserlich verbunden, und in einem Herzbeutel liegend. Jedes der beiden Herzen hatte nur eine Höhle, in welche die grofsen venösen Gefäfse sich ergossen, und aus denen beide Aorten entstanden. Die Lebern waren nur äufserlich an einer Stelle verbunden; alle übrigen Theile im Unterleibe waren völlig getrennt, und in den betreffenden Höhlen liegend.

Band XXII., ebenfalls vom Jahre 1833. Prof. Salomon beschreibt eine von ihm nach Lisfranc's Methode vollzogene Exarticulatio brachii dextri. Gegenstand der Operation war ein im polnischen Kriege verwundeter junger russischer Officier; die Verwundung war ein Jahr vor der Operation erfolgt; letzte wurde wegen Knochenfrafs des Oberarmes unerläfslich, wie man sich auch durch die Untersuchung des ausgelösten Armes näher überzeugen konnte. Die Heilung erfolgte sehr glücklich. — Ein anonymer Aufsatz über medicinische Klinik ist keines Auszuges fähig, und scheint eine einleitende Vorlesung eines klinischen Lehrers zu sein. — Prof. Bujalski theilt einen in einem hiesigen Gebärhause vorgekommenen Fall eines doppelten Fruchthalters mit, und stellt eine Ueber-

1) S. das Juniheft d. A.

sicht der bereits vorgekommenen Fälle voran, jedoch mit Uebergehung der neuesten Litteratur, namentlich der Beobachtungen und Bemerkungen von Carus. Die Frau war von kräftigem Körper, und erzählte auf Befragen, dafs sie schon früherhin dreimal geboren, die ersten beiden Male fünf- und sechsmonatliche Kinder weiblichen Geschlechts, das dritte Mal ein ausgetragenes, jedoch sehr schwaches Knäbchen, welches nach einer Woche starb. Bei allen Schwangerschaften war die monatliche Reinigung nicht unterbrochen worden; diesmal war drei Wochen vor der Entbindung viel Wasser abgegangen. Nachdem die Kranke mehre Tage sehr gelitten, wobei Blutentziehungen und innere kühlende Mittel nothwendig wurden, erfolgte ohne Kunsthülfe die Geburt eines reifen, aber schon seit mehren Tagen verstorbenen Knaben. Es entstand nun Entzündung, und darauf Brand des Fruchthalters; fünf Tage nach der Geburt starb die Mutter. Es fanden sich bei der Leichenöffnung zwei Fruchthalter, die nur äufserlich an den Gränzwänden verbunden waren. Eben so war die Scheide durch eine Wand in zwei Theile getrennt; die Wand reichte nicht ganz bis zum Ausgange der Scheide, konnte jedoch selbst mit dem Auge äufserlich wahrgenommen werden. Oben war diese derbe Wand etwas eingerissen, wahrscheinlich in Folge der Geburten. Der Verf. schliefst aus dem Befunde, dafs die Fortdauer des Monatlichen während der Schwangerschaft immer aus dem nicht beschwängerten Fruchthalter erfolgt sei, dafs diesmal zwar der nach rechts liegende Fruchthalter die Frucht enthalten habe, die früheren Geburten aber aus dem nach links liegenden erfolgt seien, indem der Muttermund entsprechende Veränderungen nachwies, und dafs der rechte Fruchthalter durch Zug und Druck des linken in eine schiefe Lage gekommen, vermöge deren der Muttermund dem Geburtshelfer unerreichbar blieb. — Prof. Kalinski theilt praktische Beobachtungen mit, von denen wir nur die ihm eigenen hier anführen: Eine Frau, welche seit einem Gallenfieber

während mehrer Jahre an sehr heftigen periodischen und mit galligem Erbrechen verbundenen Kopfschmerzen gelitten hatte, und verschiedenen ärztlichen Behandlungsweisen vergebens unterworfen worden, kam in die Behandlung des Verf. Er entdeckte chronische Leberentzündung, liefs Blutegel an die Lebergegend setzen und Mercurialsalbe einreiben, sodann ein Pflaster aus Brechweinstein auflegen und innerlich Pillen aus Salmiak, Extr. Tarax., Sap. stib. und Rhabarber gebrauchen. Der Erfolg war vollständige Genesung. — Ein Oberst hatte seit einem Monate ununterbrochen, jedoch zuweilen in bedeutend verstärktem Maafse, einen heftigen Schmerz an einer sehr beschränkten Stelle der rechten Seite des Hinterkopfes. Da die ausleerenden, ableitenden und narkotischen Mittel sich vergeblich gezeigt hatten, so wurde auf den Rath des Verf., der das Uebel für rein nervös hielt, die endermatische Methode eingeschlagen. Man rasirte die leidende Stelle, legte ein Blasenpflaster auf, und in die geöffnete Blase ein Gran essigsaures Morphium. Der Schmerz hörte völlig auf, und der Kranke hatte nun zum erstenmale eine ruhige Nacht. Obgleich in den nächstfolgenden fünf Tagen das Befinden sehr gut war, so wurde doch zur Verhütung alltäglich ein halber Gran essigsaures Morphium eingestreut. Am sechsten Tage entstand ein sehr heftiger Schmerz oberhalb des linken Auges, verbunden mit erhöhter Empfindlichkeit eben dieses Theiles, und mit der Unmöglichkeit ins Licht zu sehen. Nach einigen Stunden war alles vorüber. In derselben Art erging es noch zwei Tage. Man überzeugte sich nun, eine Febr. interm. larv. vor sich zu haben, unterliefs das bisher endermatisch angewandte Mittel, und reichte innerlich schwefelsaures Chinin, worauf völlige Genesung erfolgte. — Eine Frau, welche schon drei normale Geburten gehabt, abortirte im sechsten Monate. Nach drei Wochen hatten die Lochien aufgehört, und es wurde nun ein russisches Dampfbad angewandt. In der Nacht darauf entstand ein heftiger Blutfluss, den

eine

eine Hebamme mit kalten Einspritzungen stillte. Nun erfolgte ein fieberhafter Zustand, Brustschmerz, Husten und Blutspeien. Eine mehrwöchentliche Behandlung war vergeblich. Dem Verf. gelang es, durch Halbbäder, Blutegel an den Schamtheilen, den innern Gebrauch der Blausäure und eine spanische Fliege auf der Brust das Uebel zu heben, indem zugleich die Reinigung eintrat. — Prof. Chotowizki handelt über den Tod in medicinisch-polizeilicher Beziehung. — Das Werk des Prof. Tscharukofski über Therapie, worüber auch in diesen Annalen berichtet worden, erleidet eine sehr ungünstige Kritik von einem Anonymus. — Prof. Bujalski beschreibt zwei von ihm vollzogene bedeutende Operationen. Eine gesunde Frau, 36 Jahre alt, welche nie geboren hatte, bekam durch einen Stofs an die linke Brust sehr heftige Schmerzen, die jedoch ertragen wurden, ohne Hülfe dagegen zu suchen. Erst spät wurde sie auf eine Geschwulst aufmerksam, die nach fast zwei Jahren aufbrach. Da die Geschwulst sehr grofs war und von dem Verf. als Krebs anerkannt wurde, überdies aber mit dem Musc. pect. major auf eine grofse Strecke hin zusammenhing, so wollte der Verf. die Operation nicht unternehmen, that es jedoch endlich auf dringendes Verlangen der Patientin. Es mufste ein grofses Stück jenes Muskels mit abgelöst werden. Die Kranke genas. (Da die Mittheilung schon einige Monate nach der Operation erfolgte, so bleibt es noch ungewifs, ob nicht das Uebel an der gedachten oder einer anderen Stelle neuerdings zu wuchern beginnen werde, wie leider bei diesem Uebel so oft geschieht. L.) — Ein 56jähriger Soldat, der früherhin viele Stöfse auf die Brust bekommen, hatte ein sehr weit sich erstreckendes Aneurysm der rechten Unterschlüsselbein-Schlagader. Der Verf. unterband die Art. innominata; die Operation war sehr schwierig, und erforderte viele Zeit. Obgleich nun nach Vollziehung derselben die Pulsation in dem Aneurysma still stand, und die heftigen fieberhaften Bewegungen, welche sich nachher

einstellten, in bekannter Weise bekämpft wurden, so erfolgte doch der Tod am fünften Tage. Man fand das Herz, die aufsteigende Aorta und deren Bogen aneurysmatisch, die obere und linke Seite des Bauchfells entzündet, die rechte Seite hingegen unversehrt; nur war das Brustfell dieser Seite verdickt, was der Verf. dem früher von einem Pferde erlittenen Stofse zuzuschreiben geneigt ist. — Prof. Sposki handelt über die Hauptbedingungen des Krankenexamens, vorzüglich bei Kindern, letztes nach Jadelot. — Zum Schlusse dieses Bandes befindet sich eine Anzeige, dafs hieselbst, wo bisher nur eine deutsche ärztliche Gesellschaft bestand, nunmehr auch eine russische gebildet worden, welche ihre Sitzungen seit einigen Monaten begonnen hat.

Es ist unverkennbar, dafs diese Zeitschrift in den letzten Bänden an Originalabhandlungen reicher geworden ist, welches vorzüglich einer gröfseren Theilnahme der Professoren der medicinisch-chirurgischen Academie zuzuschreiben ist. Seit Mitte 1833 erscheint nun noch eine russische medicinische Zeitung, unter dem Titel «Drug Sdrawil», d. i. «Freund der Gesundheit.» Sie nennt sich medicinisch-populär, ist dies aber durchaus nisht; vielmehr enthält sie kurze Aufsätze und Notizen aus den neuesten auswärtigen Zeitschriften, und zahlreiche einheimische Mittheilungen. Es erscheint wöchentlich ein Bogen; Herausgeber ist Dr. Grum. Prof. Bnjalski hat darin kürzlich einen Fall mitgetheilt, wo ein knöcherner Griffel tief in die Muskeln nahe dem Becken eingedrungen war, und nur durch eine bedeutende Operation entfernt werden konnte. Der Kranke, ein Knabe, ist genesen. — Auch wird die Nachricht mitgetheilt, dafs kürzlich ein bekannter hiesiger Arzt den Versuch gemacht habe, galvanische Ketten und Bänder um einzelne schmerzhafte Theile tragen zu lassen; die aus dem Körper ausströmende Flüssigkeit giebt den flüssigen Leiter ab. Es sollen günstige Erfolge entstanden sein. — Wir wünschen diesem neuen Versuche medici-

nischer Journalistik in Rufsland bestes Gedeihen, und werden daraus für diese Annalen Mittheilungen machen, wenn wir wichtige medicinische Neuigkeiten antreffen sollten.

Anhang.

2. Ueber die Sterblichkeit in St. Petersburg.

Vermöge der steigenden Bevölkerung ist auch die Sterblichkeit fast anhaltend gestiegen, wie man seit Einführung genauer Todtenlisten im Jahre 1764 sich überzeugt hat. Die mittlere Todtenzahl war von 1764 — 1770: 4,497; von 1771 — 1780: 4,481 (was in dieser Zeit, wo doch auch die Bevölkerung im Wachsen war, Verminderung der Todtenzahl bewirkte, ist unbekannt, L.); von 1781 — 1790: 6,270; von 1791 — 1800: 6,915; von 1801 bis 1810: 9,313; von 1811 — 1820: 10,930; von 1821 bis 1831: 10,341. (Auch hier ist uns der Grund der Verminderung unklar. Gewifs ist hingegen, was aus unseren in den Annalen mitgetheilten Aufsätzen über 1831 und 1832, und aus den Zeitungsberichten über 1833 hervorgeht, dafs die Sterblichkeit seit den letzten Jahren bedeutend gröfser war, als früher, obgleich die Volkszahl nicht wesentlich gestiegen. L.) — In St. Petersburg haben die Monate Februar bis August eine gröfsere Sterblichkeit, als September bis Januar; der Mai hat die gröfste. Dies liegt aber nur daran, dafs während der guten Jahreszeit viele Tausende von Arbeitern aus den Provinzen hier leben, die nach Abschlufs der Schifffahrt, der Bauten, des Landbaues u. s. w. nach Hause gehen. Da sie zum Mai hier sind, und oft angestrengte Reisen machen, so erkranken manche kurz nach ihrer Ankunft. — Dafs mehr Frauen, als Männer sterben, liegt an der viel gröfseren Menge der letzten hieselbst; dafs bei den Frauen aber, obgleich ihre Zahl im Jahre sich ziemlich gleich bleibt, und im Sommer selbst vermindert wird (denn sie kommen nicht in Massen wie

die Arbeiter, und entfernen sich zum Theil mit Herrschaften aufs Land), im Sommer, vorzüglich im Juli, die meisten Todesfälle eintreten, ist unerklärlich. — Auch sterben viel mehr Mädchen, als Knaben; von jenen ist bis zu fünf Jahren fast die Hälfte, von den Knaben nicht ganz der dritte Theil gestorben. (Ob letzte nicht bei dem gemeinen Manne eine sorgfältigere Pflege erhalten sollten? L.) Zwischen 20 — 25 Jahren, und ungefähr nach 23 Jahren, ist die Hälfte der Geborenen schon gestorben. — Von 0 — 5 Jahren hat das männliche Geschlecht eine Lebenswahrscheinlichkeit von 25, das weibliche von 15 Jahren; später hat anhaltend das weibliche Geschlecht eine gröfsere Lebenswahrscheinlichkeit, als das männliche. — (Dafs das, was hier über die Hauptstadt mitgetheilt worden, auf Rufsland im Ganzen keine Anwendung findet, darf nicht aufser Acht gelassen werden. L.)

(Russ. Journal des Minister. des Innern. 1834. Januar.)

---

3. Ueber Mineralbrunnen in Rufsland.

Nach Verhältnifs der Gröfse des russ. Reiches ist die Benutzung der Mineralquellen noch sehr gering. Die Wohlhabendsten besuchen zu diesem Behufe Deutschland, vorzüglich Karlsbad und Marienbad; wie grofs die Zahl dieser Besuchenden ist, wissen wir nicht; indessen die Gröfse des hierzu nöthigen Aufwandes gestattet immer doch nur einer geringen Menge, davon Gebrauch zu machen. Ueber den Gebrauch der inländischen Quellen, für welche die Regierung sehr thätig ist, befindet sich in dem angeführten officiellen Journale für 1832 folgende Liste: Die Mineralquellen des Kaukasus wurden von 535 Personen besucht; die von Sergiewsk im Orenburgschen Gouvernement von 871; die von Baldohn in Kurland von 134. Mehre Orte hatten nicht voll 100 Gäste. Das Seebad in Reval hatte 155 Gäste; überdies ist an vielen anderen Orten in

der See gebadet worden. — Die künstlichen Mineralwasser in Moskau sind 1833 von etwa 500 Personen angewandt worden. Mit nächstem Juni wird auch in St. Petersburg eine solche Anstalt eröffnet, welche auf Actien gegründet ist, und hohen Schutzes geniefst. Der Director der Anstalt, Dr. Martin Meyer, hat kürzlich eine einleitende Schrift herausgegeben, aus der man sich leicht überzeugen kann, dafs die aufgeführten Gebäude und anderweitigen Einrichtungen ihres Gleichen nicht finden dürften.

Lichtenstädt.

IV.

Schriften über Heilquellen.

1. Das Schwefelbad von Sebastianswеiler im Königreich Würtemberg, beschrieben von H. F. Autenrieth, Dr. und Prof. der Medicin zu Tübingen. Mit lithographirten Abbildungen. Tübingen, bei C. F. Osiander. 1834. 8. II und 57 S.

2. Beschreibung des Gesundbrunnens zu Teinach. Von Dr. Carl Friedr. Müller, prakt. Arzte zu Calw. Mit fünf Abbildungen. Stuttgart, Fr. Brodhagsche Buchhandlung. 1834. 8. 68 S.

Wenn wir das Herzogthum Nassau ausnehmen, so dürfte in Deutschland keine Gegend existiren, die so reich an wirksamen Mineralquellen wäre, als Würtemberg und die angränzenden Länder. Leider hatten diese Heilquellen bisher noch nicht durchgängig die allgemeine Würdigung gefunden, welche sie vermöge ihres inneren Gehaltes verdienen, und jeder Beitrag in dieser Beziehung mufs als

eine willkommene Gabe bei Aerzten und Naturforschern einer freundlichen Aufnahme gewifs sein.

Der durch seine gediegenen Schriften über die Volkskrankheiten Englands, über das Gift der Fische u. s. w. rühmlichst bekannte jüngere Autenrieth hat gerechte Ansprüche auf den Dank des ärztlichen Publikums, dafs er in einer besonderen Schrift uns mit den Heilkugenden eines bisher wenig gewürdigten Mineralwassers bekannt machte, das, unter richtigen Indicationen angewandt, Grofses zu leisten verspricht. Das Werk zerfällt in folgende Abschnitte:

Lage und Beschreibung der Umgegend von Sebastiansweiler. Der Curort liegt 1469 Pariser Fufs über der Meeresfläche am nordwestlichen Fufse der schwäbischen Alb (?), unmittelbar an der in die Schweiz führenden Landstrafse zwischen Tübingen und Hechingen, drei Stunden von erster und zwei von letzter Stadt, mithin in der Nähe der Achalm, der Hohenzollern, des Farrenbergs, des Dreifürstensteins, des Rofsberges.

Geschichte und Beschreibung der Badeanstalt. Die Quelle scheint früher vielfach benutzt gewesen zu sein, gerieth aber in Vergessenheit seit dem dreifsigjährigen Kriege, wo diese Gegend verwüstet ward und auch die wahrscheinlich bestandenen Badeanstalten ihren Untergang fanden. — Im Jahre 1829 wandte der Verf. dieses Wasser bei seinem eigenen Kinde an, und lernte auf diese Weise den Werth desselben kennen und würdigen. Aus Dankbarkeit gegen diese Quelle, brachte er sie käuflich an sich, gab ihr eine neue zweckmäfsige Fassung, und sorgte für die nöthigen Badeanstalten, die in Folge des mit jedem Jahre zunehmenden Zulaufes von Badegästen bedeutend erweitert werden mufsten, was die Auffindung einer zweiten Quelle vorzugsweise begünstigte. Zugleich wurde ein russisches Dampfbad (das zweite in Würtemberg) eingerichtet, und auch für Kabinette zu Gasbädern

gesorgt. (Einrichtungen, die leider die meisten Badeanstalten noch bis jetzt entbehren! Ref.)

Beschaffenheit und Gehalt des Wassers. Die beiden Schwefelquellen entspringen aus dem am nordwestlichen Ende der Alb sich hinziehenden bituminösen und Bittererde haltigen Mergelschiefer (Kiesschiefer), und kommen schon wenige Fufs unter der Erdoberfläche aus dem Schiefer zu Tage. Die obere Quelle producirt innerhalb 24 Stunden ungefähr für 24 Bäder hinreichendes Wasser, die untere mehr; die obere hat bei einer Temperatur der Luft von + 11,5 Gr R. eine Temperatur von + 9,6 Gr. R., was auf keine grofse Tiefe des Ursprungs schliefsen läfst. Der Geruch ist stark schwefelwasserstoffig; der Geschmack anfangs süfsschwefelig, hinterher bittersalzig. Der Gehalt der oberen Quelle ist nach Sigwart's Analyse auf 16 Unzen Wasser:

4,51	Gran	schwefelsaures Natrum.
1,61	—	schwefelsaure Bittererde.
0,59	—	Kochsalz.
0,23	—	Chlormagnium.
3,72	—	kohlensaurer Kalk.
0,41	—	kohlensaure Bittererde.
0,18	—	Kieselerde.
0,02	—	Erdharz.
0,06	—	kohlensaures Eisenoxydul.
11,33	Gran.	

Aufserdem etwas Jod, kohlensaures Manganoxydul, schwefelsaures Kali, schwefelsaurer Kalk und Schwefelcalcium.

Von Gasarten enthalten 100 Kubikzolle dieses Wassers zwischen 2,26 und 4,33 Kubikzoll Schwefelwasserstoffgas, und 3,07 Kubikzoll Stickgas mit etwas kohlens. und Kohlenwasserstoffgas.

Wirkung des Wassers in Krankheiten. Dieses unter allen Schwefelquellen Würtembergs den gröfsten Schwefelgehalt besitzende Wasser bewährte sich, äufserlich

und innerlich gebraucht, bisher bei allen Arten von Flechten in so hohem Grade, dafs bisher noch kein Kranker ungeheilt den Kurort verliefs; bei allen inneren Krankheiten von zurückgetriebener Krätze, bei rheumatischen und gichtischen Beschwerden, Fufsgeschwüren impetiginösen Ursprungs, Hämorrhoidalübeln, Scropheln, Lähmungen.

Beschreibung des russischen Dampfbades und der Vorrichtungen zu Räucherungen, nebst Angabe ihres Nutzens in Krankheiten und der Gebrauchsart. (Für Süddeutschland, wo der Gebrauch der russischen Dampfbäder noch keinesweges nach Gebühr gewürdigt ist, ein sehr geeigneter Abschnitt. Ref.)

Vorschriften für den innerlichen und äufserlichen Gebrauch des Schwefelwassers, so wie für den der Dampfbäder. Kosten des Badeaufenthaltes. Der vom Verf. gegebene Rath, nüchtern zu trinken und zu baden, und erst dann zu frühstücken, verträgt sich nicht wohl mit unserer Lebensweise, indem dann Mittagessen und Frühstück zu nahe auf einander folgen. Auch dürfte es nur wenige Patienten geben, die es aushalten, so lange nüchtern zu bleiben, um so mehr, als sie während der Trinkzeit sich anhaltend bewegen sollen. Ein Bad von 25 Gr. R. dürfte vielen Kurgästen zu kühl, und dem Erfolge der Kur nachtheilig sein. Mit Recht warnt der Verf. vor dem zu langen Verweilen im Bade. Bei der grofsen Wohlfeilheit, die diesen Brunnenort auszeichnet, wird er auch für weniger Bemittelte zugänglich.

No. 2. Wenn, wie aus der Geschichte dieses Brunnenortes hervorgeht, seit beinahe einem halben Jahrhundert keine Stimme über die im In- und Auslande mit Recht hochgestellten Teinacher Mineralquellen sich vernehmen liefs, so darf ohne Ostentation behauptet werden, dafs durch das Erscheinen obiger Schrift einem grofsen und längst gefühlten Bedürfnifs abgeholfen worden ist.

Der Kurort Teinach liegt 1200 Fufs über der Meeresfläche, in einem an Naturschönheiten reichen Theile des Schwarzwaldes. Seine Heilquellen entspringen nahe dem Teinachbache aus rothem Sandsteine, der Gebirgsformation dieser Gegend. Trotz der hohen und gebirgigen Lage, ist das Klima dieses Brunnenortes nicht rauh, und die Luft rein, frisch und gesund. Sämmtliche Quellen befinden sich in einem gemeinschaftlichen Brunnenhause nahe bei einander in mehre steinerne, mit hölzernen Deckeln verschlossene Kasten gefafst, in welchen das Mineralwasser zu einer Höhe von $2\frac{1}{2}$ bis 3 Fufs sich ansammelt, und dann durch eiserne Röhren abfliefst. (Das noch gebräuchliche Verschliefsen der Quellen vermöge hölzerner Deckel, um das Entweichen der fixen Luft zu verhindern, sollte, als ungenügend und seinen Zweck vollkommen verfehlend, hier beseitigt werden. Ref.) Die Sammelkasten heifsen: der Dächleinkasten, der Mittelkasten, der Badekasten, der Dintenquellkasten. Die drei ersten Kasten stehen mit einander in Communication (ein grofser Fehler!), jedoch sind sie nicht von ganz gleichem Gehalte, und der Dächleinkasten, als der kräftigste, zunächst zum Gebrauche der Kurgäste bestimmt.

Der Dächleinkasten schliefst drei Hauptquellen in sich, welche in einer Minute 101,085 Loth, oder 3,53 Würtemb. Schoppen Sauerwasser geben. Die Temperatur des Wassers ist + 7,51 Gr. Réaum., doch variirt diese nach oben und nach unten um 1 bis 2 Grad; das specifische Gewicht beträgt 1,00260. Der Mittelkasten liefert aus vier Quellen in der Minute 4,68 Schoppen, seine Temperatur ist + 7,51 Gr. R., sein specifisches Gewicht 1,00252. Der Wandkasten liefert aus drei Quellen in der Minute 2,93 Schoppen Wasser, seine Temperatur ist + 7,53 Gr. R., sein specifisches Gewicht 1,00181. Der Dintenquellkasten liefert in der Minute 1,446 Schoppen Wasser von + 6,83 Gr. R. Temperatur und specif. Gewicht = 1,00122. Die Farbe dieses letzten Wassers ist nicht ganz klar-gelb-

lich, der Geschmack tintenartig, der Geruch thonartig. Nach der im Jahre 1830 von Federhoff in Calw vorgenommenen Analyse enthält das Wasser des Dächleinkastens in 16 Unzen:

Kohlensaures Gas 20.677 Kubikzoll.	
Kohlensaures Natron	2,2387 Gran.
Schwefelsaures Natron	0,6589 —
Salzsaures Natron mit einer Spur von Bittererde	0,3024 —
Kohlensaure Kalkerde	3,4380 —
— Bittererde	0,3979 —
Kohlensaures Eisenoxydul eine Spur.	
Kieselerde	0.2895 —
	7,3254 Gran.

Das Wasser der Dintenquelle enthält nach Federhoff's Analyse vom Jahre 1826:

Kohlensaures Gas 0,213 Kubikzoll.	
Salzsaures Natron und salzsaure Kalkerde mit einer Spur salzsaurer Bittererde	0,3152 Gran.
Kohlensaures Natron und schwefelsaures Kali mit einer Spur von schwefelsaurer Kalkerde	0,4144 —
Kohlensaures Eisenoxydul mit einer Spur kohlensaurem Manganoxydul . .	0,1216 —
Kohlensaure Kalkerde	0,5376 —
Kohlensaure Bittererde	0,0800 —
Kieselerde	0,0432 —
	1.5120 Gran.

Teinach verdankt seinen Ruf seinen kohlensauren Quellen, die zum Trinken und Baden benutzt werden. Der wirksame Bestandtheil ist das kohlensaure Gas, in welcher Beziehung das Teinacher Wasser weit hinter dem Imnauer zurücksteht. Vermöge dieser wirkt es auf die Organe des Unterleibes belebend, sämmtliche Ab- und Aussonderungen befördernd, besonders bei Personen mit erschlafften Unterleibsorganen. Diese Wirkungen werden un-

ter dem gleichzeitigen Gebrauche der Bäder um so eher erzielt. Die Dintenquelle befördert die Stuhlentleerungen, eine Wirkung, über welche die chemische Analyse dieser Quelle keine genügende Aufklärung giebt.

Vor allem heilsam hat sich Teinach bewiesen bei allen Uebeln, die in einem chronischen Leiden der Unterleibseingeweide begründet sind, in sofern sie auf Unthätigkeit des Kreislaufs und auf Schwäche und Schlaffheit der Faser beruhen, daher bei Hypochondrie, Hysterie, Prosopalgie, Menstrualbeschwerden, Bleichsucht, Fluor albus, chronischem Katarrh, Griesbeschwerden. Mehre andere Uebel werden hier noch bezeichnet, gegen welche das Teinacher Wasser Hülfe schaffen soll; doch möchte Ref. hier eine zuverlässige Wirksamkeit wenigstens bezweifeln.

In Bezug auf die hier aufgestellten Kurregeln bleibt nichts zu erinnern oder zu ergänzen, und wir freuen uns, hier auf verwandte Ansichten zu stofsen.

Die Bade-Einrichtungen scheinen zu beschränkt zu sein, und machen eine Erweiterung wünschenswerth.

Rücksichtlich der Geschichte und Litteratur dieses Brunnenortes, so wie seiner Umgebungen, müssen wir die Leser auf die Schrift selbst verweisen, welche gewifs in der Nähe und in der Ferne bei den Kunstgenossen eine freundliche Aufnahme finden wird.

Heyfelder.

V.

Karl Franz Bellingeri's anatomisch-physiologische Untersuchungen über das Rückenmark und seine Nerven. Deutsch bearbeitet von Herrmann Kaulla. Mit einem Vorworte von Dr. W. v. Ludwig, Königl. Ober-

Medicinalrath und Leibarzt. Mit zwei Kupfertafeln. Stuttgart, 1833. 4. VIII und 55 S. (Nicht im Buchhandel.)

Nach der Vorrede des Herrn Ob. Med. R. Ludwig ging die Absicht des verstorbenen Dr. Kaulla dahin, durch Uebertragung der im Jahre 1823 erschienenen Abhandlung Bellingeri's die Aufmerksamkeit der Aerzte derselben zuzuwenden, und den inneren Werth dieser Arbeit durch Ausdehnung der von Bell. an Menschen, Säugethieren und Vögeln vorgenommenen Untersuchung auf Fische und Amphibien zu erhöhen. Hieran verhinderte ihn der Tod, durch welchen er am 12. März 1832 in Paris der Wissenschaft entrissen wurde.

Erste Abtheilung. Anatomie. Anordnung der grauen Substanz im Innern des Rückenmarks. Zu diesem Zwecke verdichtete er dasselbe durch Behandlung mit verdünnter Salpetersäure, was die Aufbewahrung und Untersuchung sehr erleichtert. Sodann quer durchschnitten erscheint die graue Substanz einem römischen X ähnlich. Die Stelle des Durchschnitts zeigt einige Verschiedenheiten rücksichtlich der Gestalt der Schenkel jenes X. Ein Querschnitt über dem ersten Halsnervenpaare zeigt dicke und in die Länge gezogene vordere Hörner, indefs die weniger dicken hinteren mehr auseinander stehen. Zwischen dem ersten und zweiten Halsnervenpaare durchschnitten erscheint die graue Substanz weiter nach vorn liegend, die beiden Halbzirkel des X stehen mehr auseinander, die vorderen Hörner sind weniger dick, als die hinteren, diese sind dünner und stark in die Länge gezogen. Zwischen dem vierten und fünften Halsnervenpaare liegt die graue Substanz noch mehr in der vorderen Hälfte des Rückenmarks und ist sehr entwickelt, die vorderen Hörner sind sehr dick, die hinteren dünn und auseinander stehend. Fast dasselbe findet sich zwischen dem letzten Hals- und ersten Rückennervenpaare. Zwischen dem sechsten

und siebenten Rückennervenpaare erscheint die graue Substanz noch mehr nach vorn, die Halbzirkel stehen von einander, die vorderen Ränder sind kurz und dick, die hinteren klein und wenig von einander abstehend. Zwischen dem letzten Rücken- und ersten Lendennervenpaare ist dasselbe Verhältnifs, nur erscheint die graue Substanz weniger nach vorn; zwischen dem dritten und vierten Lendennervenpaare ist die graue Substanz in weit gröfserer Quantität, als an irgend einer anderen Stelle, und liegt genau im Centrum; zwischen dem letzten Lenden- und ersten Kreuzbeinnerven ist gleichviel graue und weifse Substanz, und erste liegt etwas excentrisch.

Als constant beobachtete Bell.. 1) dafs bis zu den Kreuzbeinnerven mehr weifse, als graue Substanz vorhanden ist, welche von diesem Punkte an entweder prävalirt oder doch wenigstens der weifsen adäquat ist;

2) dafs am Ursprunge der Halsnerven, in der Mitte der Lenden und in der ganzen Kreuzbeinnervengegend die graue Substanz prädominirt;

3) dafs die graue Substanz bis in die Mitte der Lendennervengegend mehr nach vorn, hier und in der Kreuzbeinnervengegend entweder mehr die Mitte oder den hinteren Theil des Rückenmarkes einnehme;

4) dafs die vorderen Hörner der grauen Substanz überall dicker sind.

Vergleichung der inneren Bildung des Rückenmarkes bei Menschen und einigen Thieren. Selbst nicht ohne Wichtigkeit für die Physiologie erscheint es, dafs die graue Substanz in Bezug auf Form und Gestalt sich wie beim Menschen verhielt; dagegen ist die Lage derselben verschieden, nämlich beim Menschen mehr nach vorn, beim Ochsen, der Ziege und den Vögeln mehr nach hinten, und nur in der unteren Lenden- und oberen Kreuzbeinnervengegend mehr in der Mitte und nach vorn. Die hintere Mittelfurche ist, im umgekehrten Verhältnifs zum Menschen, bei den Thieren weniger tief, als die vor-

dere. Bei dem Menschen sind die Seitenbündel besonders dick, dann kommen die hinteren, und zuletzt die vorderen; bei den Thieren prävaliren in dieser Beziehung die vorderen.

Ursprung der Rückenmarksnerven. Die Fäden der vorderen Rückenmarksnervenwurzeln etspringen theils auf der Oberfläche des Rückenmarkes, theils aus der Tiefe der Marksubstanz; die hinteren Rückenmarksnerven entspringen ganz nahe den hinteren Hörnern der grauen Substanz.

Der Ursprung des Nerv. accessorius ist beim Ochsen aus dem Rückenmarke und dessen seitlichen Markbündeln, ohne dafs ein Zusammenhang durch Nervenfäden zwischen dem Beinerven und den hinteren Wurzeln statt findet. Beim Menschen dagegen entspringt er nur aus den seitlichen Marksträngen, und häufig findet sich ein Zusammenhang zwischen dem Nerv. access. und den hinteren Wurzeln des ersten Halsnerven, selten des zweiten, in welchem Falle er das Ganglion besitzt.

Zweite Abtheilung. Physiologie. Die seitlichen Markbündel des Rückenmarkes stehen den organischen Verrichtungen vor; die vorderen, unmittelbar mit dem grofsen Gehirne zusammenhängenden, und die hinteren, mit dem Cerebellum in directer Verbindung gefundenen, stehen den thierischen Verrichtungen vor. Die von den vorderen Markbündeln entspringenden Fäden der Rückenmarksnervenwurzeln stehen den Muskelbewegungen vor; die von den seitlichen Strängen entspringenden, den vorderen Wurzeln der Rückenmarksnerven angehörenden Fasern scheinen der Vermittelung organischer Functionen, die von den hinteren Markbündeln entspringenden der willkührlichen Bewegung gewidmet zu sein, obwohl die mit der grauen Substanz in Verbindung stehenden die Empfindung vermitteln dürften.

In dem Abschnitte über den Antagonismus der Nerven sucht der Verf. manches durch die Symptome des

Emprosthotonus und des Opisthotonus zu erklären. Keinesweges erwiesen dürfte indessen die Annahme sein, dafs beim Emprosthotonus das grofse, beim Opisthotonus das kleine Gehirn leide.

Der innere und der äufsere Ast des Beinerven soll nur zur Vermittelung organischer Verrichtungen dienen, wie zum Theil schon Willis und C. Bell dargethan.

Rein hypothetisch ist die Behauptung, dafs die graue Substanz dem Gefühle, die weifse der Bewegung entspreche.

Fernere anatomische Untersuchungen und Experimente an Thieren werden obige Sätze bestätigen, oder berichtigen. Die beigefügten Kupfertafeln genügen vollkommen.

Heyfelder.

VI.

Lehrbuch von den Brüchen und Verrenkungen der Knochen. Zum Gebrauche für Studierende. Von Dr. Adolph Leopold Richter, Königl. Preufs. Regimentsarzte des fünften Ulanen-Regiments u. s. w. Mit acht Kupfertafeln in Folio. Berlin, bei Theod. Christ. Friedr. Enslin. 1833. 8. VIII u. 448 S. (2 Thlr. 18 Gr.)

Der Verfasser des vor sechs Jahren erschienenen und mit ungetheiltem Beifall aufgenommenen «theoretisch-praktischen Handbuches der Lehre von den Brüchen und Verrenkungen der Knochen» entschlofs sich, dem Plane der Bearbeitung seines Handbuches im Allgemeinen folgend, zur Herausgabe vorliegenden Lehrbuches zum Unterricht für Studierende, da jenes für den Studierenden zu umfassend war und sich für den beginnenden Wundart weniger zum Studium, als für den praktischen Arzt zum Nachschla-

gen und zur Einholung eines Raths für einzelne, in der Praxis ihm aufstofsende Fälle eignete. Der Verf. behielt bei der Abfassung des Textes, so wie bei Zusammenstellung der erforderlichen Abbildungen nur allein die praktische Richtung vor Augen, benutzte alles für wahr und zweckmäfsig Anerkannte der neuesten Zeit, nannte bei zweifelhaften und abweichenden Bestimmungen die Autoritäten, und führte nur die Namen der Schöpfer früherer Erfindungen an, um den Studierenden Fingerzeige auf das zu geben, was die Vergangenheit herausstellte, deren temporäres Endresultat den jetzigen Standpunkt der Lehre darstellt. So entstand, wie sich der Verf. in der Vorrede ausspricht, dieses Lehrbuch, das seinen Zweck vollkommen erfüllt. Ref., Lehrer an einer Anstalt, hat schon zum öfteren Gelegenheit gehabt, sich davon zu überzeugen.

— o —

VII.

Die Brüche und Vorfälle, beschrieben und durch Beispiele erläutert von Michael Hager, Doctor der Medicin und Chirurgie, K. K. Rathe und Stabsfeldarzte, ordentlichem öffentlichen Professor der Chirurgie und Operationslehre an der K. K. medicinisch-chirurgischen Josephs-Academie. Mit zwei Kupfertafeln. Wien, Becks Universitäts-Buchhandlung. 1834. 8. XIV u. 404 S. (2 Thlr.)

Der Verf. wollte seinen Schülern und den ausübenden Aerzten ein Buch vorlegen, welches in möglichster Kürze die bisherigen Erfahrungen über die Brüche zusammengetragen enthielte, und welches besonders durch treu erzählte Beispiele, theils aus eigener Beobachtung, theils, und zwar gröfstentheils, aus der anderer berühmter Aerzte

und

und Wundärzte, diese Lehre unterstützen sollte. Wer in diesem Buche daher irgend etwas anderes, als das Längstbekannte und das Zusammenstellen von Krankheitsgeschichten aus verschiedenen Zeitschriften und aus den bekannten Werken über diesen Gegenstand sucht, der wird sich sehr irren; noch gröfser aber wird sein Irrthum sein, wenn er die Hoffnung hegt, hier etwas Vollständiges zu finden. Denn die pathologische Anatomie, gerade das wichtigste Kapitel in der Herniologie, ist, mit Ausnahme des Mittelfleischbruches, fast völlig mit Stillschweigen übergangen (letzten theilt er zweckmäfsig in einen vorderen und hinteren), und die Behandlung der in Rede stehenden Krankheiten auch nichts weniger als vollständig auseinandergesetzt und durch Beispiele erhellet. Ganz vorzüglich gilt letztes von der Behandlung des Prolapsus vaginae et uteri, denen der Verf. nur wenige Zeilen gewidmet hat.

— o —

VIII.

De morbis, qui Algerii occurrunt, eorum natura et sanatione, auctore Ludovico Herrmann, Med. etc. Dr., Chirurgo assistente primario in exercitu Gallico-Africano. Herbipoli 1833. 8. IV und 44 S.

Der Verfasser, vor drei Jahren von der Würzburger medicinischen Facultät mit der Doctorwürde bekleidet, und gleich darauf durch des Schicksals Spiel nach Algier verschlagen, wo er als Chirurgien aide-major an den dortigen Militärhospitälern fungirt, giebt eine medicinische Topographie einer Stadt und einer Gegend, welche durch die französischten Waffen der europäischen Civilisation zugänglich wurden.

Wir finden in dieser Schrift eine Beschreibung von Algier, seinen Umgebungen, und dem Clima. Es giebt hier eigentlich nur zwei Jahreszeiten, Sommer und Winter, der erste beginnt im April, und endigt im October, welche beiden Monate die angenehmsten im Jahre sind, und sich durch einen Wärmegrad von höchstens 21 Grad Réaum. auszeichnen, indefs im Sommer das Quecksilber stets über 30 Gr. R., und im Winter, der die Regenzeit bezeichnet, über 15 Gr. R. zu stehen pflegt. Im Sommer sind die Nächte kalt und durch vielen Thau ungewöhnlich feucht; es erzeugen sich viele, den Körper der Fremden vorzugsweise belästigende Insekten. Die glühende Sommerhitze wird durch einen vom Meere her kommenden, von 11 bis 2 Uhr anhaltend wehenden Wind bedeutend gemäfsigt. Der Ostwind herrscht in der angenehmen Jahreszeit, und erzeugt Catarrhe und Rheumatismen. Beim Anfange und Ende des Winters wehen abwechselnd der Süd-Ost und der Nord. Der Nord bringt Regen, beim Süd klärt sich der Himmel. Der Süd kommt über die Wüste, bringt feine Staubtheilchen, und ist fast unerträglich bei längerer Dauer; er vermehrt die Zahl der Kranken und der Sterbefälle auffallend.

Erdstöfse werden häufig wahrgenommen, obgleich es hier keine Vulcane giebt. Schwefel-, Salz- und Stahlquellen, von verschiedener Temperatur, sind hier in nicht ganz unbedeutender Zahl.

Chronische Krankheiten sind hier selten, sehr acut verlaufende Entzündungen die vorherrschenden, namentlich Entzündungen der Verdauungsorgane, vom Zahnfleische bis zum Mastdarme, weniger in den Respirationsorganen. Aufserdem fehlt es nicht an gastrischen Fiebern, Durchfällen und Ruhren, welche gern einen bösartigen Charakter annehmen, an Augen- und Ohrenentzündungen, an entzündlichen Affectionen der Harn bereitenden und Harn ausführenden Organe, des Herzens, des Gehirns, des Rückenmarkes und der gröfseren Blut führenden Gefäfse. Ein

strenges antiphlogistisches Verfahren bewährt sich hier, ausleerende und reizende Mittel schaden.

Wechselfieber, in der Regel mit entzündlichen Affectionen der Leber und des Gehirnes, sind im Sommer besonders häufig, und schon hat man angefangen, die hier vorhandenen Sümpfe auszutrocknen. Die Cur mufs immer mit entzündungswidrigen und ableitenden Mitteln beginnen, dann das Chinin oder die China mit etwas Opium innerlich, oder in Klystieren folgen. Rückfälle oder Uebergänge in remittirende Fieber werden häufig wahrgenommen. Oft werden die Wechselfieber schnell tödtlich, und dann findet man bei den Sectionen die Unterleibseingeweide in einem hypertrophischen Zustande.

Hautkrankheiten aller Art herrschen zu jeder Zeit; besonders bösartig sind die Blattern mit ihren Abarten. Die Vaccination war hier nicht gekannt, wohl aber die Inoculation. Die nicht seltene Syphilis heilt bei einer strengen Diät. Alle Wunden zeigen eine grofse Neigung zum Brandigwerden, wogegen die oxygenirte Salzsäure sich stets wirksam bewies. Ganz eigene Zufälle bringt das an vielen Orten mit kleinen haarähnlichen Blutegeln geschwängerte Trinkwasser hervor. Unter den Deutschen, Schweizern und Italienern ist die Nostalgie eine häufige Erscheinung.

Die meisten Kranken zählt das französische Truppencorps im Sommer, namentlich die deutsche Legion, zu welcher Zeit auch die Sterblichkeit sich verdoppelt.

Ungern vermissen wir hier eine Mittheilung über die Flora, Fauna, Lebensweise u. s. w., wichtige Momente in der Aetiologie der Krankheit eines Landes. Trotz diesen und einigen anderen Mängeln, wird die Schrift mit Beifall gelesen werden, und Ref. spricht den Wunsch aus, dafs es dem Verf. nach einem längeren Aufenthalte auf Afrika's Küste gefallen möge, weitere Berichte zu liefern.

†

IX.

Krankheits-Geschichte und Sections-Befund Scarpa's.

Wenn es an und für sich schon interessant ist, die Krankheitsgeschichten berühmter Männer, und besonders Fachgenossen, kennen zu lernen, so möchte die von Scarpa (die in Omodei Annali universali di Medicina 1833 Vol. LXV. S. 211 unter dem Titel: Necroscopia del defunto Cavaliere Antonio Scarpa, con alcuni brevi cenni sulla malattia che lo conduese alla tombo. Articolo del dottore Carlo Beoccelsini cet, enthalten ist), des merkwürdigen Befundes bei der Section wegen, von doppeltem Interesse sein. Es möchte deswegen eine Uebersetzung derselben wohl eines Platzes in diesen Annalen nicht ganz unwürdig sein.

Antonio Scarpa war von nervösem Temperamente, grofs, mager, von zarter (gracile), aber kräftiger Muskulatur, weswegen er auch noch in den letzten Jahren seines Lebens sich schnell bewegte, und sein Gang und seine Haltung der im blühenden Mannesalter gleich war. Bis zu seinem 78sten Jahre genofs er einer bewundernswerthen Gesundheit, und die Vollkommenheit, mit der die körperlichen und geistigen Functionen bei ihm von statten gingen, bewies den normalen Zustand der Eingeweide aller drei Höhlen. Die Natur hatte ihn freilich mit einer Constitution begabt, die auf eine lange Lebensdauer hoffen liefs (per la longevità), aber eben so wenig läst es sich bestreiten, dafs seine methodische und unveränderliche Lebensart viel dazu beigetragen hat, ihn zu seinem so hohen Alter zu führen. Seine tägliche Lebensart war immer gleich und unverändert; alles ging, so zu sagen, wie bei einer Uhr. Früh stand er auf, und nahm bald nachher ein Früh-

stück, aus einer Tasse Chocolade und einigen Scheibchen Brot bestehend; darauf beschäftigte er sich mit seinen Studien; um $10\frac{1}{2}$ Uhr ging er aus, und in der Regel auf das Universitätsgebäude, wo er sich einige Stunden, seiner Obliegenheiten als Director der medicinischen Facultät wegen, aufhielt, und sich mit einem oder dem anderen der Professoren unterhielt. Beim Nachhausegehen machte er einen langen Spaziergang. Um 3 Uhr nahm er ein mäfsiges Mittagsmahl, aus einer Suppe, drei Schüsseln, etwas Obst und einem Glase Wein mit Wasser bestehend, ein. Nachmittags arbeitete er nie wieder, höchstens liefs er sich einige Aufsätze (articuli) aus wissenschaftlichen Journalen vorlesen, und im Frühling und Sommer machte er einen langen Spaziergang. Nach Hause zurückgekehrt, unterhielt er sich bis 10 Uhr mit einigen wenigen Freunden, unter denen der Dr. Mauro Rosconi und der Prof. Panizza nie fehlten, über die Angelegenheiten des Tages, oder liefs sich Werke der schönen Litteratur, Reisebeschreibungen oder Aehnliches vorlesen. Während dieser Zeit trank er immer zwei bis drei Tassen Wasser. Nie afs er zu Abend.

Schon vor sieben Jahren fing er an, an einigen Beschwerden bei der Excretion des Harnes zu leiden, die in einem häufigen Drängen (volontà) zum Uriniren, und in einem Brennen im Anfange der Prostata und des membranösen Theiles der Harnröhre bestanden; das letzte hörte auf, so wie der Urin gelassen war. Diese Erscheinungen machten im Anfange noch einige freie Zwischenräume, aber hörten nie ganz auf, und nahmen mit der Zeit an Stärke und Häufigkeit zu. Scarpa, der alle Hülfe der Kunst hier für fast unnütz hielt, indem er immer sagte, diese Krankheit würde ihn noch zum Tode führen, liefs eine lange Zeit vergehen, ohne seine ausgezeichnetsten Freunde um Rath zu fragen. Als er aber endlich wiederholentlich aufgefordert wurde, wenigstens durch das Rectum den Stand der Dinge untersuchen zu lassen, erkannte der Prof. Panizza, der diese Untersuchung vornahm, mit

aller Gewifsheit, dafs die Vorsteherdrüse in ihrem Volumen um das Dreifache vergröfsert sei. Der Reiz (irritazione), den der Kranke am Blasenhalse empfand, die erkannte Veränderung der Prostata, und der varicöse Zustand der Hämorrhoidalgefäfse, veranlafsten ihn, von Zeit zu Zeit örtliche Blutentleerungen durch Blutegel vornehmen zu lassen, die ihm immer einige Erleichterung (vantaggio) verschafften. — Im Herbste 1829 wurde er, als er sich auf dem Lande befand, von einem gastrischen Fieber befallen. Dies vernachlässigte er anfangs, und nahm dann dagegen, weil es den Schein einer Intermittens annahm, schwefelsaures Chinin, worauf sich die Beschwerden beim Uriniren verstärkten und sich eine Blasenentzündung entwickelte. Der Kranke mufste sehr oft uriniren, und mit grofsen Schmerzen. Indefs verschafften Blutegel an die Hämorrhoidalgefäfse, der Gebrauch abführender Mittel und eine strenge Diät bedeutende Erleichterung (calma), und nach und nach schwanden die beunruhigenden Phänomene, die sein Leben bedrohten. Von dieser Zeit an wurde die Ausleerung des Harnes viel beschwerlicher, und als Panizza einige Monate darauf die Prostata untersuchte, fühlte er, dafs diese Desorganisation das mechanische Hindernifs des freien Ausflusses des Harnes, und die Ursache der Schmerzen sein müsse, die der Kranke beim Durchgange desselben erlitt. Seine Freunde, besonders Panizza und der Dr. Cairoli, forderten Scarpa oft auf, sich mit dem Catheter untersuchen zu lassen, um sich über den Zustand der Harnröhre, der Vorsteherdrüse und der Blase zu vergewissern, da sie noch, aus Gründen, an der Gegenwart von Steinen in der letzten zweifelten. Dieser Untersuchung widersetzte sich Scarpa immer aus zwei Gründen: erstens, weil er überzeugt war, dafs bei seiner grofsen Sensibilität, die Einführung des Catheters mit sehr grofsen Schmerzen verbunden sein würde; zweitens fürchtete er, dafs man einen Stein entdecken

möchte; denn er zog es, da er in seinem Alter und bei seiner Empfindlichkeit die Operation für nicht anwendbar hielt, vor, in der schmeichlerischen Täuschung, dafs es nicht so sei, zu leben, als seinen Geist (morale) durch die Gewifsheit zu ängstigen, und auf diese Weise, ohne auch nur auf entfernte Hoffnung auf Erlösung, seine Pein zu vermehren.

Ohne sich sehr zu vergröfsern, blieb das Uebel zwei Jahre erträglich; während er sich aber, im October 1831, auf seiner Villa zu Bosnasco befand, befiel ihn eine sehr starke Ephemera, die er sich durch eine Erkältung zugezogen hatte. Da diese nach einigen Tagen mit intermittirendem Typus wiederkehrte, unterdrückte (arrestò) er sie mit Chinium sulphuricum, und kaum verschwand dies, so verlor er das Gedächtnifs, nicht für die Dinge, sondern für ihre Namen, und besonders Eigennamen der Personen, Länder u. s. w., so dafs er genöthigt war, lange Umschreibungen zu machen, um verstanden zu werden. Als er im folgenden Monat November nach Pavia kam, bestand dies Leiden (lesione) noch, während der Verstand in seiner Integrität ungestört war. Bemerkenswerth war auch noch bei dem berühmten Kranken ein Unvermögen, die unteren Extremitäten zu bewegen, das mehr von einer Lähmung erzeugt war, als von allgemeiner Schwäche. Er beklagte sich auch oft über eine lästige Empfindung im Innern des Kopfes, ohne dafs er sie bestimmt beschreiben (qualificare) konnte. Endlich war sein Schlaf ungewöhnlich, und ein beständiges Träumen war, aufser den übrigen Zeichen eines krankhaften Zustandes des Gehirns, gewifs ein Beweis, dafs ein fortwährend auf das Gehirn wirkender Reiz, während des Schlafes das hervorbrachte, was im Wachen die, von dem Sensorium aufgenommenen, verschiedenen Eindrücke erzeugen. Die Lähmung (impotenza) der unteren Extremitäten verschwand nach und nach, auch besserte es sich mit dem Fehler seines Gedächtnisses, nichts destowe-

niger aber blieben Spuren dieses letzten bis zu seinem Tode; auch war deutlich diese Störung bei nüchternem Magen geringer, als nach dem Essen.

Die Beschwerden beim Urinlassen waren den ganzen Winter hindurch leidlich. Zu Anfange des Frühlings aber traten die genannten Beschwerden ohne erkennbare Ursache wieder ein, nämlich das häufige Uriniren und der gröfsere Reiz beim Durchgang des Harnes durch den Anfang der Harnröhre. Der Urin fing an Schleim abzusetzen, wodurch die Ausleerung desselben noch mehr erschwert wurde, und zu allen diesen Symptomen gesellten sich bald unregelmäfsige, an Stärke und Dauer immer zunehmende Fieberanfälle. In der Mitte des April wurde die Dysurie noch stärker, so dafs jedesmal nur eine sehr geringe Menge Urin ausgeleert wurde. Das Fieber wurde immer heftiger, und eine schmerzhafte Empfindung und Geschwulst in der Regio hypogastrica zeigte sich, mit einem Worte, eine Symptomengruppe, die einen entzündlichen Zustand der Blase kund gab. Kaum liefs er sich, auf den wiederholten Rath des Prof. Panizza, des Dr. Cairoli, so wie des Dr. Casorati, das Anlegen einiger Blutegel an die Hämorrhoidalgefäfse gefallen. Da aber die genannten Freunde erkannten, dafs der in der Blase angehäufte Urin nie vollständig ausgeleert werde, obgleich der Kranke oft urinirte, dafs die Dysurie allmählich in eine paralytische Ischurie übergehe, dafs die Vermehrung des Fiebers, der immer sich steigernde Schmerz in der Regio hypogastrica und die Geschwulst die man dort fühlte, die Ansammlung des Harnes bewiesen, und dafs deswegen die Einführung des Catheters unvermeidlich sei, suchten sie den berühmten Kranken, trotz dem, dafs er sich nie ihrem Rathe fügen wollte, in der Ueberzeugung, dafs ihm die Einführung unerträglich sein würde, zu dieser unvermeidlichen Operation zu bewegen. Fest in seinem Entschlusse, nichts zu versuchen, ertrug er die Qualen bis zum 9ten Mai, an welchem Tage es dem Prof. Panizza, nachdem er ihm beredt

seine grofse Gefahr vorgestellt hatte, gelang, die Einwilligung zur Einführung des Catheters zu erhalten. Nachdem dieser mit Mühe über die krankhafte, veränderte Prostata fortgeführt war, flossen, zum grofsen Erstaunen des Kranken, sogleich mehre Pfund Urin aus, und von dieser Zeit an hoffte man auf Besserung. Der Catheter, von Gummi elasticum, blieb in der Blase liegen, und die beunruhigenden Symptome liefsen nun nach, ja wenige Tage darauf konnte er das Bett (il letto del morte) verlassen, und die Gesellschaft seiner Freunde geniefsen. Zwanzig Tage nach dem ersten Einführen des Catheters zeigte sich die Blase ganz unthätig, paralysirt, nach und nach aber erhielt sie ihre Contractibilität wieder, und wenn der Kranke folgsamer gewesen wäre, und den Catheter in der Blase gelassen hätte, so hätte er sicher noch länger gelebt. Bei seinem nervösen, unruhigen Temperamente aber wollte er sich den Catheter selbst einführen, und da die Durchführung desselben durch die desorganisirte Prostata schwierig war, entstanden in der Mitte September durch diese wiederholten Manipulationen (maneggi) von neuem Symptome der Reizung der Blase, begleitet von Fieberexacerbationen und Blasencatarrh. Zu allem diesen gesellte sich bald ein Abscheu vor allen Speisen, der, glücklicherweise, bis dahin noch nicht statt gefunden hatte. Die heftigen Schmerzen in den Urinwegen und die Fieberanfälle, begleitet von immer gröfserer Schwäche der Verdauung, führten ihn, zum Bedauern seiner Freunde und aller Gelehrten, zum Tode, der den 30. October Morgens $6\frac{1}{2}$ Uhr, in Gegenwart des Prof. Panizza, erfolgte.

Section des Leichnams, den 1. November 1832, 27 Stunden nach dem Tode. — Nach Eröffnung des Schädels fand sich das dem Greisenalter eigenthümliche Festsitzen der dura Mater an den Schädelknochen, und diese Membran fast um das Doppelte ihres normalen Zustandes verdickt. Zwischen der harten Hirn- und der Spinnewebenhaut, besonders in der Gegend der Seiten-

wandbeine, fand man einen geringen Blutergufs, einer dünnen Haut ähnlich; zwischen der etwas undurchsichtigen Arachnoidea und der pia Mater eine bedeutende Menge Serum (eine bis ein und eine halbe Unze). Die pia Mater weniger roth, als gewöhnlich. — Das Gehirn von gewöhnlicher Consistenz; die Windungen in den vorderen zwei Drittheilen der Hemisphäre sehr deutlich und stark ausgedrückt, klein und ebener im hinteren Drittheile. Sein Gewicht, mit dem kleinen Gehirn und dem verlängerten Marke betrug, ohne die Häute, drei Pfund vier Unzen. Die Consistenz des kleinen Gehirnes, sowohl für das Gefühl als beim Schneiden, naturgemäfs. In den Seitenhöhlen keine Ansammlung von Serum; aber beim Oeffnen derselben zog gleich die, im Vergleich zu dem gewöhnlichen Befunde geringe Höhe ihres vorderen Endes die Aufmerksamkeit auf sich. Das Corpus callosum und der Fornix, hinsichtlich der Dicke und Consistenz, natürlich. Die Plexus chorioidei wenig gefärbt, wie die pia Mater und ihre Adhärenzen. Die Glandulae Pacchioni, die sich unter derselben finden, klein. Die im linken Ventrikel liegenden Theile alle normal, ausgenommen die Taenia semicircularis und das Corpus striatum. Die Taenia schien in dünne Fasern zertheilt, die sich um die Vene, die zwischen dem Corpus callosum und dem Thalamus nervorum opticorum liegt, herumschlugen. Das Corpus striatum zeigte nur an seiner Spitze den ihm eigenthümlichen Charakter, während es an den übrigen Theilen, d. h. an der Basis in eine weiche, ins Gelbliche fallende Masse verwandelt war. Diese Farbe schien ihm durch eine, in demselben enthaltene Flüssigkeit mitgetheilt. Seiner Länge nach mit einem scharfen Messer getheilt, enthielt es einige Tropfen einer dicklichen, schmutzig-gelben Flüssigkeit, und es schien ganz aus einer sehr weichen, unförmlichen (informe) Masse von der genannten Farbe zu bestehen, ohne Spur von Organisation des gestreiften Markes, in der That nur das Produkt einer besonderen Degeneration des Corpus stria-

tum [1]). Um diese Masse herum war keine Spur von Gefäfsturgor. — Im rechten Ventrikel war alles im naturgemäfsen Zustande, nur das Corpus striatum ging weniger tief herunter, als gewöhnlich. — Das Septum pellucidum war ganz normal. — Die Glandula pinealis und der acervulus so entwickelt, dafs sie das Doppelte ihres Umfanges hatten, obgleich sich kein Zeichen einer organischen Veränderung darbot. — Die Vierhügel im natürlichen Zusande; die vorderen fast ganz von der Zirbeldrüse bedeckt. — Das kleine Gehirn bot nichts Bemerkenswerthes, weder hinsichtlich seiner Farbe noch seiner Consistenz, noch des Volumens noch der Form seiner Theile dar. — Die Basis des Gehirnes bewundernswürdig symmetrisch und ganz normal. Zwischen der zarten Hirn- und Spinnewebenhant dieser Gegend fand sich ähnlicher, geringer Bluterguſs, wie er auf der convexen Fläche bemerkt wurde, der sich wie eine dünne Haut ausbreitete. Die Erhabenheiten und Eindrücke der Basis cranii besonders scharf ausgedrückt. — Die Medulla spinalis im normalen Zustande, obgleich sich eine geringe Wasseransammlung zwischen der dura Mater und Arachnoidea derselben fand.

Die rechte Lunge sehr gesund; die linke an ihrem unteren Lappen wenig angeschoppt, und an ihrer Spitze mit der ersten Rippe verwachsen. — Im Herzbeutel kein Erguſs. — Das Herz fast ohne Spur von Fett, klein und sehr fest; die Wände der linken Kammer einen Zoll dick. — Die Aorta thoracica, besonders der im Herzbeutel eingeschlossene Theil derselben, ein wenig erweitert, doch nichts zu bemerken, was einen krankhaften Zustand anzeigte. In derselben waren einige Schuppen steiniger

---

1) Sollte dies nicht die Folge eines früher statt gefundenen Anfalles von Schlagfluſs gewesen sein, wodurch auch der theilweise Verlust des Gedächtnisses herbeigeführt wurde?

Anm. des Uebers.

Concretionen hin und wieder auf ihrer inneren Fläche zerstreut. Nichts anderes, des Bemerken Werthes, an den Brusteingeweiden.

Das grofse Netz zusammengezogen und mit den Bauchwänden links, in der Gegend des Colon, verwachsen. — Der Magen etwas verengert, seine Wände ein wenig verdickt, und eine deutliche Zusammenschnürung gegen die Mitte seiner Länge, nach dem Pylorus zu. Die Schleimhaut dieses Organes verdickt und gerunzelt, aber nicht injicirt. — Die Gefäfse des ganzen Darmkanals im Allgemeinen leicht injicirt, besonders deutlich im Ileum, und namentlich in seiner Schleimhaut. — Die Leber von natürlichem Umfange, aber etwas verhärtet. Das sie überziehende Peritonaeum am rechten Lappen, auf der convexen Seite, gegen den scharfen Rand hin, verdickt, weifslich, von knorpligem Ansehen. Die Gallenblase um ein Drittheil vergröfsert, mit ihrer Hälfte vor der scharfen Wand der Leber hervortretend und voller Galle ohne Steine. — Die Milz um ein Drittheil ihres natürlichen Volumens verkleinert. Die eigenthümliche Haut derselben und das Bauchfell, das sie bedeckt, körnig, verdickt und fast knorplig. — Das Pancreas auf gleiche Weise verkleinert, aber gesund. Eben so die Mesenterial- und Lumbardrüsen. — Die mit Fett umgebenen Nieren, von natürlichem Volumen, nur etwas länger und weicher, als im natürlichen Zustande. Ihre Membran ein wenig verdickt und dunkel. Die rechte Niere hatte an ihrer Spitze einen Beutel von der Gröfse eines Hühnereies. Beim Einschneiden in denselben ergofs sich eine Flüssigkeit, der ähnlich, die sich gewöhnlich in den Hydatiden befindet, und er war, da wo er sich an der Niere befestigte, durch Scheidewände, welche die Haut, aus der er bestand, bildete, getrennt. In derselben rechten Niere zeigte sich, beim Spalten von einem Ende zum anderen, besonders an der vorderen Fläche, die Corticalsubstanz etwas erweicht, und die Tubularsubstanz dem Schnitt widerstrebend, sowohl der Verhärtungen der Sub-

stanz selbst wegen, als auch wegen Verhärtung der Wände der Arterien, die sich in die Nierensubstanz verbreiten, so dafs sie der Verbreitung der Bronchien in der Lungensubstanz ähnlich waren. In der Dicke der Corticalsubstanz, gegen die obere Extremität zu, fand sich eine Höhle, grofs genug um ein Taubenei aufzunehmen, die eine Flüssigkeit, der in dem oben angeführten Beutel ähnlich, enthielt. Diese Höhle war mit einer festen Membran, wie die, welche den Beutel bildete, gänzlich ausgekleidet. — Die linke Niere hatte, auf verschiedenen Stellen ihrer Oberfläche, fünf Bläschen von verschiedener Gröfse. Die gröfste konnte wohl eine Haselnufs fassen, die kleinste eine Erbse, alle kaum über die Oberfläche der Niere hervorragend, und die Rindensubstanz aushöhlend, mit einer Flüssigkeit gefüllt, die in den beiden kleinsten wie grauer Eiter aussah, in den anderen aber schwärzlich-gelblich war; alle aus einer dichten, eigenthümlichen Haut, die das Secretionsorgan der genannten Flüssigkeit schien, gebildet. Unter dem Messer war die Corticalsubstanz weich und nachgiebig, die Tubularsubstanz hart und widerstehend, wie in der anderen Niere, und aus denselben, schon bemerkten Ursachen. In dieser Niere fand sich, gegen die obere Extremität zu, ein viereckiger Stein, der einen Theil von zwei Kelchen einnahm, einen Zoll lang, am oberen Ende acht, am unteren neun, und in seiner Mitte drei Linien breit, und ein bis zwei Linien dick war. Seinen physischen Eigenschaften nach, schien seine Basis Harnsäure zu sein. — Der ganze Excretionsapparat des Harnes erweitert, so dafs der rechts um die Hälfte die normale Weite übertraf, der links um zwei Drittheile. Die die Nierenkelche bildende Haut bedeutend verhärtet; die linke Niere kam der der rechten in der Ausdehnung nahe, übertraf sie aber an Dichtigkeit. Die Kelche, sowohl der rechten als der linken Niere, die Nierenbecken und die Ureteren enthielten eine eiterartige Materie, und die Ureteren, besonders die der linken Seite, waren nicht nur

sehr erweitert, sondern zeigten auch hin und wieder kropfartige Anschwellungen, und schienen um sich selbst gedreht. Ihre Wände waren etwas verdickt. — Die Harnblase etwas verlängert, aber etwas mehr zusammengezogen, als im natürlichen Zustande. Ihre Zellgewebehaut sehr verdickt und hart, mit dem Peritonaeum, das ihre vordere Wand bedeckt, sehr verwachsen. Nachdem sie durch einen Längsschnitt in ihrer vorderen Wand geöffnet war, floss ein wenig eiterartiger, sehr stinkender Urin aus, und man fand zwei Steine, deren Gegenwart man vor dem Tode kaum gemuthmafst (congetturato) hatte, da Scarpa sich nur oberflächlich durch den Mastdarm und mit dem metallenen Catheter durch die Urethra hatte untersuchen lassen; und nur eine gründliche Untersuchung der Art hätte einen angenehmen (aventuroso) Zweifel in dieser Hinsicht heben können. Die, beiden auf gleiche Weise zukommenden, physischen Eigenschaften trafen vollkommen mit denen des in der linken Niere gefundenen überein [1]). Im Inneren der Blase befanden sich drei bis vier Brücken, die von einer Wand zu der gegenüberstehenden gingen. Die Dicke dieser Wände betrug an der vorderen Seite drei bis vier Linien. Diese Verdickung lag allein in der Muskelhaut, deren Fibern der Oberfläche der Schleimhaut ein netzförmiges Ansehen gaben, dem des Inneren der Herzkammern ähnlich. Die Schleimhaut hing fest mit den unterliegenden Fibern und der Cellulosa zusammen, und zeigte keine Spur von Vereiterung. Die Dicke der Wandungen war stärker in der Gegend des Caput gallinaginis. — Die

---

1) Nach der von de Cattanei, Prof. der Chemie zu Pavia, unternommenen Untersuchung, deren Beschreibung dem Originale beigegeben ist, bestanden diese Steine aus Lagen von Harnsäure, die durch einen degenerirten schleimigen Stoff verbunden, und mit einer Lage phosphorigsaurem Kalk (sottofosfato di calce) überzogen waren. — Der gröfste wog ℥ j ʒ j ℈ ij gr. x, der kleinere ʒ vj ℈ ij gr. xvj.

Mündungen der Ureteren sehr erweitert, aber mit den, von ihrer Haut gebildeten, Valveln bedeckt. — An dem vorderen Theile des Corpus trigonum, gegen die innere Oeffnung der Urethra, traten drei fungöse Massen hervor, von denen die rechte die Gröfse einer Nufs hatte, die mittelste etwas kleiner, aber noch sehr hervorragend, die linke kaum zu bemerken war. Diese Erhabenheiten umgaben die genannte Oeffnung der Urethra, welche ganz von der mittelsten bedeckt war, die sie, wie eine, oben convexe, unten concave, Klappe verschlofs. Die Mucosa hing fest an dieser schwammigen Masse, war aber gesund und konnte, mit einiger Geduld, von den Fungositäten getrennt werden; sie nahm also keinen Theil daran. — Der Blasengrund hing fest mit dem Mastdarme zusammen, eben so fest war er mit den benachbarten Theilen, besonders mit dem verhärteten Zellgewebe, das die im kleinen Becken enthaltenen Eingeweide umgiebt, verwachsen. — Die Vorsteherdrüse, drei- bis viermal so grofs, als im natürlichen Zustande, war fest mit dem Rectum verbunden; sie war von geringerer Consistenz, als im natürlichen Zustande, und zeigte, zerschnitten, in der Mitte eine weiche, pappige (papposo) Substanz, der des Markschwammes sehr ähnlich. Deutlich war sie, übereinstimmend mit Home's Ansicht, aus drei Lappen- oder Massen zusammengesetzt, zwei seitlichen und einer mittleren, woraus es sich leicht erklären läfst, warum sie an der rechten Seite eine gröfsere Ausdehnung erleiden konnte, als an der linken, und wie der mittlere Theil, der sich nach dem genannten Schriftsteller, wie ein Kegel zwischen die beiden seitlichen einsetzt, sich deutlich (notabilmente) über das übrige erheben konnte. Diese drei, so vergröfserten Lappen, bildeten die drei am Blasenhalse bemerkten, auf seiner inneren Seite sich erhebenden, Hervorragungen. — Die Urethra war in vollkommen naturgemäfsem Zustande.

Das ganze arterielle System, von den Valvulis semilunaribus der Aorta an, bis zu den Zweigen die in die Ge-

webe der Organe, und selbst in das Gehirn drangen, war hin und wieder mit kalkartigen Concrementen besetzt, von denen einige vollständige Ringe im Inneren der Arterien bildeten. Dergleichen Concremente fanden sich unter anderen in gröfserer Menge in der Aorta ventralis, die von dem Ursprunge der Arteriae spermaticae an, bis zu ihrer Theilung in die Iliacae communes, in ihrem Inneren in eine fast knöcherne Röhre verwandelt war.

Das Nervensystem aller drei Sphären weich, und sehr entwickelt. — Die Muskeln auffallend dünn (sottili), aber fest, lebhaft roth, ohne Spuren von Fett, woraus es klar wird, wie Scarpa bei einer so geringen (scarsa) Muskulatur bis in sein hohes Alter eine gerade Haltung und einen festen Gang behalten konnte, und dafs er in den letzten Tagen seines Lebens, obgleich das Fleisch geschwunden war, wie es in so ausgebildeter Tabes zu geschehen pflegt, an keinem Zittern der Glieder litt, und mit fester Hand die Speisen und Getränke, die ihm seine bekümmerten Freunde und Schüler reichten, zum Munde führen konnte [1]).

X.

Uebersicht der physiologischen Arbeiten, mit Einschlufs der zugehörigen Doctrinen.

Ueber die Structur der Knochen.

(Aus: «De penitiori ossium structura observationes», Diss. inaug. auct. C. Deutsch. Wratislav. Jan. 1834. 4.)

Um eine Anschauung von der Textur der Knochen zu erlangen, thut man am besten, Knochen von Erwachsenen zu

1) Alle Organe, die eine bemerkenswerthe organische Veränderung erlitten, werden im pathologischen Kabinette zu Pavia aufbewahrt.

zu wählen, da diese am vollkommensten entwickelt sind. Knochen, die theilweise noch aus Knorpelsubstanz bestehen, sind für diesen Zweck deshalb weniger geeignet, weil sich die Structur derselben nicht in jedem Punkte gleich bleibt, indem die Ossification in einem Theile mehr, in einem anderen weniger vorgerückt ist, und die Unterscheidung beider Theile von einander ihre Schwierigkeiten hat. Die meisten Beobachtungen machte der Verf. an Knochen, nachdem ihre unorganischen Bestandtheile mit Salzsäure ausgezogen waren. Dieselbe Wirkung thun zwar auch die Schwefel- und Salpetersäure, doch greifen diese beiden letzten auch die thierische Substanz an, und geben ihr eine andere Gestalt. Ja selbst die Salzsäure, wird sie in zu concentrirtem Zustande oder zu lange angewandt, oder hat sie eine höhere Temperatur, löst allmählich den Knorpel auf, und läfst nichts weiter zurück, als netz- und baumartig verzweigte Fibern, die Berzelius für Blutgefäfse ansieht. Am besten erreicht man seinen Zweck, wenn man einen Theil Säure mit zwölf Theilen Wasser mischt, und dieser Mischung eine mittlere Temperatur giebt. Wie lange Zeit die Knochen in der Säure bleiben müssen, hängt von ihrer Dicke und der gröfseren oder geringeren Dichtigkeit ihrer Substanz ab.

Einige geben den Rath, man solle die auf die eben beschriebene Art erweichten Knochen in Terpenthinöl legen, damit sowohl das Fett, das sich noch nicht vom Knochen gelöst hat, und das während der Untersuchung ungemein hinderlich ist, entfernt, als auch der Knorpel dadurch durchsichtiger werde. Doch hat der Verf. wenigstens durch diese Operation nichts Grofses für seine Untersuchung gewinnen können, und zwar aus dem Grunde, weil die Knochen durch diese Behandlungsweise zwar durchsichtiger werden, doch aber auf der anderen Seite eine dunklere Farbe annehmen, und sich nicht leicht vom Terpenthinöl befreien lassen. Auch schrumpfen die Knochen in diesem Oele zusammen, werden zäher, und lassen

sich schwerer zerschneiden. Deshalb zog der Verf. es vor, sie mit reinem Wasser zu infundiren, wodurch sie zwar an Durchsichtigkeit verloren, wobei aber die äufserst dünnen Abschnitte, die man zur Untersuchung nöthig hat, noch ein hinlänglich klares Bild zeigen; dadurch werden zwar die Knochen zum Theil ein wenig macerirt, jedoch entspringt aus dieser etwas vorgeschrittenen Maceration mehr Nutzen, als Schaden, wie sich später noch zeigen wird.

Zu seinen Untersuchungen bediente sich der Verf. eines Plöfslschen Mikroskops.

Am vortheilhaftesten ist es, Segmente in bestimmten Richtungen zu machen, transverselle, welche die Axe des Knochens perpendiculär spalten, perpendiculäre, welche der Axe des Knochens parallel laufen, und radienartige, welche von der Axe gegen die Peripherie sich erstrecken. Die unter das Mikroscop gebrachten Schnittflächen erscheinen klarer und deutlicher, wenn man sie mit etwas Olivenöl, als wenn man sie mit blofsem Wasser befeuchtet.

Die hauptsächlichste Streitfrage, in Betreff der Structur der Knochen, ist die, ob ihre Textur eine fibröse oder lamellöse, oder eine zellige, netzförmige sei.

Die Ansicht, wonach die Knochen aus Fibern bestehen, stellte zuerst Malpighi auf. Er nimmt an, die Knochen würden aus verschiedenen Lagen sehr fester Fibern gebildet, und diese hätten nach Verschiedenheit des Knochens auch eine verschiedene Textur — bald bildeten sie breite, vollständige Lamellen, bald abgerissene Schuppen, bald einzelne Filamente, deren Zusammenhang so sei, dafs sie hier eine feste und dichte, dort eine spongiöse, getrennte Substanz bildeten: je oberflächlicher die Lamellen und Schichten liegen, desto dichter, je tiefer, desto spongiöser seien sie; die Fibern jedoch hätten, wie man es besonders an den Schädelknochen sehe, nicht überall eine parallele Direction, sondern schickten hierhin und dorthin Zweige aus, die ein dem Bast des Baumes ähnliches Netz bildeten, dessen Zwischenräume und Maschen mit Kno-

chensaft erfüllt wären; die Schichten der Fibern könne man durch längere Maceration ablösen. — Leider wissen wir nicht, ob Malpighi die Knochen auf eine eigenthümliche Weise für den Zweck seiner Untersuchungen präparirte, oder nicht. — Es läfst sich nicht leugnen, dafs dieser Ansicht etwas Wahres zum Grunde liegt; wir werden nämlich im Verfolge der Untersuchung sehen, wie jene Vergleichung der Textur der einzelnen Schichten mit dem Baste der Bäume auf den ersten Blick nicht gerade ungereimt erscheint.

Clopton Havers verwirft die Annahme einer netzförmigen Verknüpfung der Fibern, und nimmt für die meisten Fälle einen geradlinigen Verlauf derselben an; die äufseren umgeben die langen Knochen ganz und verschmelzen in übereinander liegende Lamellen; die mittleren und inneren durchkreuzen sich an den Enden der Knochen und bilden, unregelmäfsig verbreitet, die schwammige Knochensubstanz; in den übrigen Knochen aber, mögen sie fest sein oder eine kleine Höhle enthalten, seien die Fasern auf verschiedene Weise vertheilt. Man sieht bald, wie diese Ansicht fast durchweg hypothetisch ist, keinesweges aber aus einem sorgfältigen Studium der Knochen hervorgehen konnte.

Auch unter den neueren Physiologen gibt es einige bedeutende Männer, welche die fibröse Structur der Knochen vertheidigten.

Bichat behandelt die Textur des Knochensystems weniger gründlich, als die der übrigen Systeme, doch nimmt er die fibröse Textur an.

Meckel trug wenig dazu bei, die Histologie dieser Theile in ein klareres Licht zu setzen.

Autenrieth weicht von beiden wenig ab. Nach ihm bestehen die Knochen aus einem zelligen, fadenartigen Gewebe, das von Fibern gebildet wird, die untereinander mit Knochenerde incrustirt sind.

Der Verf. theilt nun die meist irrthümlichen Ansich-

ten über die Knochenstructur von Ilmoni, Gagliardi, Reichel, de la Lône, Haller, Medici, Berzelius mit. Alle glaubten an das Vorhandensein von Fasern und Lamellen. Scarpa, Böhmer, Kemme, Speranza und Howship erklärten sich für den netzförmig cellulösen Bau. Burdach sieht die Knochensubstanz als Metamorphose des Zellgewebes an.

Betrachtet man mit bloſsem Auge Knochen, die vermittelst verdünnter Salpetersäure ihrer mineralischen Substanz beraubt sind, so tritt sogar beim hellsten Lichte und durch Anschaun der kleinsten Segmente nichts hervor, als eine ungestalte Masse mit dunkeln Flecken, Oeffnungen und andern undeutlichen Gegenständen dazwischen. Bei geringer Vergröſserung erscheint ein unordentliches Gewebe, das aus sehr zarten, ohne Regel verbundenen Fäserchen gebildet scheint, so daſs man es, wie Scarpa, mit einem Seidengespinnst vergleichen kann. Zunächst bedarf man also eines Mikroskopes, das eine hinreichende Vergröſserung gewährt.

1. Vom Knorpel der Knochen.

a) Angabe der einfachsten Bestandtheile desselben.

Der Verf. schnitt anfangs einige dünne Blättchen von der Oberfläche des Felsenbeins eines menschlichen Schädels ab, brachte sie unters Mikroskop, und sah bei der gehörigen Vergröſserung eine Substanz, in der er ganz deutlich gröſsere und kleinere Striche unterschied; doch konnte er keine bestimmte Regelmäſsigkeit in ihrer Anordnung wahrnehmen. Darauf untersuchte er ein Blättchen, welches er durch einen Querdurchschnitt erhielt, und fand hier schon eine gröſsere Ordnung in der Stellung der Striche. Es erschienen nämlich deutlich begränzte, durchsichtige Kreise, die jene Striche in regulär concentrischen Ringen umgrenzten, und zwar auf die Weise, daſs die,

welche am meisten vom Centrum entfernt, um so unregelmäfsiger waren, und mit den Streifen des angrenzenden Kreises zusammenzufliefsen schienen. Doch konnte der Verf. immer noch kein deutliches Bild von der Structur des Knochens erlangen; mochte es nun daher rühren, dafs er noch wenig mit mikroskopischen Untersuchungen vertraut war, oder dafs sich vielleicht das Felsenbein wegen seiner unregelmäfsigen Form nicht für diese Untersuchung eignete. Dies bewog ihn, die langen Knochen zu untersuchen, weil diese eine regelmäfsigere Form zeigen. Obgleich der Verf. aus den Längsschnitten, die er parallel der Axe des Knochens führte, nicht viel entnehmen konnte, so gewann er doch besonders durch eine genauere Betrachtung der queren und Radialschnitte dieser langen Knochen ein klareres Bild. Bei den transversalen Schnitten waren jene schon vorerwähnten Kreise bald gröfser, bald kleiner; nach der einen Seite hin zeigten sie sich durch Schatten verdunkelt, während sie nach der anderen Seite heller und deutlich als Poren erschienen. Sie wurden von jenen concentrischen Strichen umschlossen, die merkwürdig fein und dicht aneinander geschoben waren, deren Grenzen, die nach dem Umfange des Kreises mehr oder weniger entfernt lagen, man unterscheiden konnte. Bei Anwendung der gröfsten Intensität des Lichtes sah der Verf. von einem concentrischen Ringe zum andern äufserst kurze Striche, wie Speichen an einem Rade, abgehn. Im übrigen Raume, wo keine concentrischen Kreise sich fanden, waren eben so gebildete Streifen vorhanden, die in der Art parallel nebeneinander verliefen, dafs es schien, als umgäben sie den ganzen Knochen in derselben concentrischen Ordnung, wie jene die kleine Oeffnung. Zuweilen umgiebt eine andere Reihe von Furchen eine cylindrische Bildung solcher concentrischen Furchen. Diese Masse war hin und wieder von dunklen Linien unterbrochen, in welchen der Verf., da sie ästig auseinanderwichen, äufserst kleine Verzweigungen von Blutgefäfsen erkannte. Die Po-

ren zeigen nicht durchweg die kreisrunde Gestalt; zuweilen erscheinen sie in Form eines Ovals, oder nehmen gar die Gestalt zweier Kreise an, die in einander übergehen. Uebrigens mochte die Form der Poren sein, wie sie wollte, immer lagen die parallelen Linien rund herum.

Durch die Untersuchung einer Reihe solcher dicht aneinander liegenden Segmente, und durch die Vergleichung ihrer Abbildungen, hat sich ergeben, dafs vermittelst der Poren durch die ganzen Knochen hindurch Kanäle gebildet werden, von denen der Verf. durch Radialschnitte eine noch klarere Anschauung bekam. Hier verlaufen nämlich auch sehr feine und dicht nebeneinander stehende, parallele Striche nach der Länge des Knochens, so dafs sie eine gleichförmige, regulär gestreifte Masse bilden, die hier und da von hellen Gängen durchzogen wird, welche die bald weiteren, bald engeren, von dem Fett, das sie enthalten, glänzenden Kanäle bilden, von denen so eben die Rede gewesen ist, und die höchst wahrscheinlich die Bestimmung haben, das Mark durch die Substanz des Knochens hindurch zu leiten.

Von diesen Kanälen stofsen zuweilen zwei so nahe an einander, dafs sie die Gestalt einer liegenden ∞ annehmen, und da sie gleich jenen von parallelen Linien umschlossen sind, in eins zu verschmelzen scheinen. Hierselbst kann ein geübtes Auge erkennen, wie die Längsstreifen von den kurzen Linien auseinander gehalten werden. Ueberall hin verbreiten sich äufserst zarte Aestchen von Blutgefäfsen. Schnitte, die der Richtung des Knochens parallel geführt waren, zeigten nichts Bemerkenswerthes, da auch bei gröfster Sorgfalt nicht vermieden werden konnte, dafs die Knochensubstanz unregelmäfsig zerschnitten ward.

Durch die Beobachtung, dafs an den Querdurchschnitten vorzugsweise die concentrische Anordnung der Striche um die Poren erkennbar sei, an den radialen Durchschnitten dagegen die parallelen Längsstriche am deutlichsten

erkennbar waren, mufste der Verf. auf die Vermuthung kommen, dafs die concentrische Anordnung der Kreise, die durch den ganzen Knochen hindurch fortging, auf eben so viele concentrische, höchst feine, einander äufserst nahe, die Kanäle umgebende Lagen deute. — Jetzt glaubte der Verf. die einfachsten Theile des Knochens gefunden zu haben, wenn er erst die einzelnen Lagen zu sondern und weiter zu untersuchen im Stande sein würde. Wirklich war er so glücklich, nach einer Reihe von Versuchen, durch Zufall seinen Wunsch zu erreichen. Als er nämlich mit einer Pincette ein Unterkieferbein, das er mit Salzsäure behandelt und lange in Wasser hatte maceriren lassen, berührte, löste sich eine ganz dünne Lamelle, die er vorsichtig anfafste, und von einem grofsen Theile der Oberfläche des Knochens befreite. Gewifs hätte er sie auch vom ganzen Knochen trennen können, wenn sie nicht wegen ihrer aufserordentlichen Zartheit so sehr leicht zerreifsbar wäre. Auf diese Weise kam er auf den richtigen Weg, und vermochte eine zweite und mehre übereinander liegende Lamellen zu lösen. Er machte denselben Versuch an den langen Knochen, und bekam dasselbe Resultat. Es gelang auch, von den Phalangen, vom Felsenbein, den Schädelknochen und den Rippen kleine Lamellen zu lösen. Zu bemerken ist, dafs die Lamellen um so dicker sind, und sich um so schwieriger trennen lassen, je mehr sie im Innern des Knochens liegen. Der Grund hiervon mag wol in dem Umstande liegen, dafs die Knochenerde noch nicht ganz aufgelöst ist, und die Lamellen mehr zusammenhält.

Dadurch gelangte der Verf. zu der Ueberzeugung, dafs die Lamellen die einfachsten Bestandtheile der Knochenknorpel sind, und dafs daher die Textur der Knochen überhaupt die Form von Lamellen habe. Medici erhielt durch seine Untersuchungen ein ähnliches Resultat, weicht aber darin ab, dafs er eine verschiedene und bestimmte Anzahl von Schichten in den einzelnen Knochen der ein-

zelnen Thiere annimmt. Niemals, meint er, sei eine der andern gleich, ja, die innern haben sogar eine ganz andere Bildung, auf welche letztere Behauptung er wahrscheinlich durch unzureichende Maceration der Knochen mittelst Salzsäure gekommen ist. Ueberall fand der Verf. die Lamellen von gleicher Beschaffenheit und Stärke, und bemerkte, dafs die Gitter der Zellsubstanz und die Knochenfädchen der netzförmigen Substanz ganz mit der festen Substanz übereinkamen, und eben sowol als diese aus gleichartigen Lamellen zusammengesetzt seien.

Der Verf. bestätigt somit die Sömmerringsche Ansicht, wonach die Masse der Knochen durch den ganzen Körper sich gleich bleibe; doch nimmt er die Zähne von dieser Regel aus, die eine ganz andere Structur haben; und vielleicht gehören auch die das Labyrinth umgebenden Knochen zu den Ausnahmen.

b) Von der Textur der einfachsten Knochentheilchen.

Wenn man die zarten, durchscheinenden Lamellen, von denen schon gesprochen ist, ohne Mikroskop untersucht, so sieht man ein höchst einfaches, überall gleichförmiges Gewebe, worin man weder Fibern, noch Zellen, noch sonst etwas unterscheiden kann. Bei einer bedeutenden Vergröfserung und schärfern Linse aber bemerkt man überall dunkle Punkte, in Form eines Dreiecks, an dem die Winkel abgestumpft sind. Diese Punkte liegen über die ganze Lamelle hin gleich dicht und häufig nebeneinander, sind von sehr geringem Umfange, aber deutlich von einander abgegrenzt. Der Verf. kam gleich auf die Idee, dafs diese Punkte zu jenen kleinen radienartigen Linien, von denen er anführte, dafs sie die concentrischen, die Oeffnungen umgebenden Kreise und die Längsstreifen verbinden, in irgend einer Beziehung stehen müfsten, und fand, dafs diese Punkte die Grenzen jener kleinen Linien sind.

Die Punkte haben die Gestalt von kleinen Poren, und die kleinen Linien sind nicht massiv, sondern hohl, so dafs sie kurze Kanälchen bilden, die durch das einfache Gewebe hindurchdringen. Die einzelnen Lamellen sind von unendlich vielen Oeffnungen, die man mit unbewaffnetem Auge nicht sehen kann, durchbohrt, die mit den Oeffnungen, welche man an der Oberfläche des Knochens bemerkt, die zwar auch klein, aber mit bloſsem Auge zu sehen sind, ja nicht verwechselt werden dürfen.

Es gelang dem Verf. nicht, die Ordnung auszumitteln, in welcher die Kanälchen vertheilt sind; doch lehrt der Augenschein, dafs sie das Gewebe in horizontaler Richtung durchdringen. Alle schienen ihm gleiche Länge und gleichen Umfang zu haben, sowohl in den verschiedenen Knochen, als in den verschiedenen Theilen derselben. Um aber die Punkte deutlich zu erkennen, mufs man ganz dünne und, so weit dies möglich, wirklich einfache Lamellen unter das Mikroskop bringen; sind sie zu dick, so vermag auch das geübteste Auge nichts zu unterscheiden.

Der Verf. ist übrigens um so mehr überzeugt, dafs man die Punkte und Striche, von denen früher niemand etwas erwähnte, wirklich sehen könne, und dafs er sich nicht durch eine vorgefafste Meinung täuschen liefs, da Purkinje, der gewifs einer unserer treuesten Beobachter ist, sie eben so gesehen, wie sie oben beschrieben wurden. Aus den micrometrischen Messungen ergibt sich, dafs die einfachsten Lamellen einen Durchmesser von $\frac{1}{480}$ Linie haben. Dieselbe Länge haben auch die kleinen Kanälchen.

c) Von der Aneinanderfügung der einfachsten Knochentheilchen.

Es ist schon oben angeführt, dafs die Diaphysen der langen Knochen, die grofse Markhöhle und die Markkanäle von concentrischen Schichten umgeben sind. In dieser Anordnung herrscht die gröfste Regelmäfsigkeit: denn die con-

centrischen Schichten umgeben die Markkanäle in bestimmter Weite; was nun an Raum übrig ist, wird zum Theil durch die concentrische Anordnung der Schichten um die Markhöhle erfüllt, zum Theil scheinen die Zwischenräume zwischen den einzelnen Cylindern, von Lagen angefüllt zu werden, die geradlinig der Länge des Knochens nach verlaufen. Doch vermuthet der Verf., dafs auch diese Lamellen gekrümmt sind und in concentrischer Ordnung um die Markhöhle herumgehen, doch so, dafs ihre Continuität durch jene die Markkanäle umgebenden Cylinder unterbrochen wird.

Schwieriger ist es, die Anordnung der Lamellen in den Epiphysen zu erkennen; in ihrer Oberfläche jedoch, so wie in der der schwammigen Knochen überhaupt und in dem Gitterwerk der schwammigen Substanz, sah der Verf. ebenfalls einander parallel verlaufende Schichten. Die breiten Schädelknochen besitzen deutlich der Breite des Knochens nach parallel verlaufende Schichten; im Unterkieferbein und in den Phalangen sind sie concentrisch; so sind sie auch wahrscheinlich in den Fasern der netzförmigen Substanz. Ueber die Knochen, die wie das Felsenbein, eine ganz unregelmäfsige Gestalt haben, kann man kein bestimmtes Urtheil fällen; eben so wenig über die Fortsätze und Höcker der Knochen, so wie über die andern Theile, welche zur Insertion der Weichtheile dienen. Einen sehr schönen Anblick gewährt der Griffelfortsatz des Schläfenbeines, der mit den cylindrischen Knochen völlig übereinkommt.

Diese Thatsachen reichen vielleicht schon hin, als allgemeine Regel festzustellen, dafs die runden Knochen und Knochentheile durch eine um die Axe concentrische, die breiten durch eine der Mittelebene parallele Anordnung der Lamellen ausgezeichnet sind.

Noch fehlt eine Beschreibung der Lamellen hinsichtlich ihrer Verbindung untereinander. Als der Verf. Knochen im Querschnitte betrachtete, schien es auf den ersten

Anblick, als ob jene radienartigen Linien ununterbrochen durch die concentrischen Kreise hindurchgingen, und als ob die Kanälchen die ganze Masse der concentrischen Kreise durchbohrten. Doch zeigte eine genauere Untersuchung, dafs sie nur von einer Lamelle zur zunächstgelegenen gehen, ohne mit den ihr angrenzenden in Zusammenhang zu stehen. Daraus ergibt sich, dafs jede Lamelle einen für sich bestehenden Theil des Knochens ausmacht, und dafs die Lamellen unter sich durch keinen besonderen Apparat verknüpft sind, sondern nur dicht aneinanderschliefsen, und weil sie einander sehr nahe stehen, eine Masse bilden.

Caldani hat zuerst die Existenz der lamellosen Struktur der Knochen, welche beim Menschen nach der Meisten Ausspruch nicht vorhanden sein soll, beim Rinde aufser Zweifel gesetzt, und hier erkennt man auch schon mit bloſsem Auge die lamellose Anordnung.

Medici versichert, er habe bei vielen Thieren aus allen Klassen der Vertebraten: beim Schweine, der Katze, dem Affen, dem Esel, dem Pferde, dem Kranich, dem Falken, dem Hahn, dem Frosch, dem Thunfisch, bald dickere, bald dünnere Lamellen ablösen können.

Weber's Einwurf, als könne die an macerirten Knochen beobachtete Existenz von Lamellen für die lamellose Structur der Knochen selbst nicht beweisend sein, da schon eine Veränderung vorgegangen, ist ohne Gewicht.

Diejenigen, die wie Scarpa eine netzförmige Struktur annehmen, scheinen nicht dünne Segmente, sondern vielmehr ganze Knochen untersucht zu haben, was auch aus den dem Scarpaschen Werke beigegebenen Abbildungen hervorgeht.

Eigenthümliche Körperchen hat Purkinje im Knochenknorpel entdeckt. Welche Art von Segmenten man auch untersuchen mag, immer bemerkt man eigenthümliche Körper, die zwar von geringem Umfange, doch noch bei weitem gröfser sind, als die Grenzen der Kanälchen. Sie

sind von länglicher Gestalt, verdünnen sich an beiden Enden und laufen in eine Spitze aus. Sie sind deutlich begrenzt und finden sich in jedem Theile aller Knochen, mit Ausnahme vielleicht der äufsersten Lamelle, wo sie meistens vermifst wurden. Sie sind bald gröfser bald kleiner, bald dichter bald entfernter von einander, und nehmen hier und da eine rundliche Gestalt an. Einmal sah der Verf. sogar viele, welche einigen Infusorien glichen, indem sie ganz rund waren, und in eine schwanzähnliche Verlängerung ausliefen.

Eine bestimmte Anordnung konnte der Verf. an ihnen nicht wahrnehmen: sie schienen ganz unregelmäfsig eingestreut. — Zu verwundern ist es, dafs keiner, der über die Struktur der Knochen Beobachtungen anstellte, ihrer Erwähnung thut, da sie doch grofs genug sind, und so deutlich in die Sinne fallen, dafs der Verf. sie beim Beginn seiner Untersuchungen, obgleich mit mikroscopischen Untersuchungen nicht vertraut, vor allen Dingen zuerst erkannte. Deshalb ist es wahrscheinlich, dafs man sie schon früher bemerkt, bei der Unbekanntschaft jedoch mit ihrer Bedeutung, sie für zufällig vorhanden gehalten habe. Fetttröpfchen sind sie gewifs nicht: dagegen spricht ihre gesammte Beschaffenheit, so wie ihre scharf umschriebene Gestalt. Auch in Knochen, die noch nicht mit Säure behandelt sind, erkennt man ihre Spuren. Am leichtesten bemerkt man sie an Segmenten, die mit Terpenthin- oder blofsem Olivenöl übergossen sind. Der Verf. bezweifelt, dafs sie in verbrannten Knochen sich finden.

2. Von der Verbindungsweise der Knochenerde mit dem Knorpel.

Da die Lamellen des Knorpels aufser den Kanälen eine solide Masse darstellen und dicht aufeinander liegen, und da alle Stellen, an denen die Continuität des Knorpels unterbrochen wird: Höhlen, Löcher, Zellen, Kanäle zur Aufnahme des Markes und der Blutgefäfse dienen, so

ist der Verf. geneigt anzunehmen, dafs jene Kanäle das Reservoir für die phosphorsaure Kalkerde sind. Diese Ansicht stützt sich auf Folgendes:

1) So lange aus den Knochen noch nicht die erdige Substanz gezogen ist, kann man sie in die dünnsten Blättchen zerschneiden, und bei der stärksten Vergröfserung untersuchen, ohne dafs man irgendwo die entdeckten dreieckigen Punkte, die als Poren bezeichnet sind, noch auch jene radienartigen Linien, die wahrscheinlich kleine Kanälchen sind, wahrnehmen kann. Der Grund hiervon liegt darin, dafs die weifse Erde die höchst kleinen Zwischenräume des Knorpels ausfüllt, und ihnen dadurch die Durchsichtigkeit benimmt.

2) Die Knochen lassen sich auch, nachdem sie geglüht und ihrer organischen Substanz beraubt sind, wenn sie auch einigermaafsen ihre frühere Form behalten haben, auf eine leichte Weise in ein ganz feines Pulver auflösen, was doch nicht geschehen könnte, falls nicht die Erde die feinsten Poren der Knorpelsubstanz ausfüllte. Denn wenn gröfsere Zellen oder Kanäle die Knochenerde in sich enthielten, so müfsten auch bei der Verbrennung gröfsere Theilchen als Rückstand bleiben.

3) Die Knochen-Chemie hat durch viele Untersuchungen bewiesen, dafs sich in der Menge einer jeden Substanz ein und dasselbe Verhältnifs in jedem Theile der verschiedenen Knochen als constant zeigt. Wenn die erdige Masse nicht gleiche Zwischenräume in den einfachsten Theilen der Knochen besäfse, sondern sich in Zellen und andern gröfsern Höhlen befände, so würde ein solches Verhältnifs nicht statt finden können.

Die Annahme, dafs die Fibern von Knochenerde umgeben wären, widerlegt sich von vorn herein dadurch, dafs eine fibröse Textur der Knochen gar nicht vorkommt. Diejenigen, die behaupten, die Erde sei in gröfseren Zellen enthalten, begehen einen noch gröfseren Fehler; denn nach ihrer Annahme müfste die erdige Substanz in bei

weitem gröfserer Menge vorhanden sein, als die Knorpelsubstanz, und das Gewicht des Knochens würde unverhältnifsmäfsig schwerer sein. — Derselbe Vorwurf trifft die, welche die Zwischenräume zwischen den einzelnen Lamellen für den Sitz der Knochenerde halten.

Ein Fehler, der in der vom Verf. aufgestellten Hypothese aufgefunden werden könnte, ist der, dafs sie die Art und Weise, wie die Natur es bewerkstelligt, dafs die verschiedene Menge einer jeden Substanz in den verschiedenen Lebensaltern variirt, nicht erklärt. Aber auch dieser Vorwurf läfst sich durch gewichtige Gründe beseitigen. Denn nach dem Verf. wird die Knochenerde unaufhörlich von den Blutgefäfsen secernirt, doch in verschiedener Menge. So wird bei den Kinderknochen, wo sich die Gestalt noch nicht vollständig entwickelt hat, alles auf Bildung von Knorpelsubstanz verwandt, wodurch die Form des Knochens bestimmt wird — während von der erdigen Substanz, welche dem Knochen die gehörige Dichtigkeit gibt, nur eine geringe Menge abgesetzt wird. Die letzte Substanz nimmt von Tage zu Tage nach bestimmten Gesetzen zu, indefs die Knorpelsubstanz in demselben Verhältnisse abnimmt. Wenn der Knochen endlich in der Zeit des reifen Alters seine gehörige Form angenommen hat, erleidet er keine weitere Veränderung in seiner Knorpelsubstanz, sondern wird, da ihm noch eine gröfsere Festigkeit abgeht, durch eine weiter fortgesetzte Secretion von erdiger Substanz nur fester und dichter, bis endlich im Greisenalter die Absetzung dieser Masse so überhand genommen hat, dafs sie die Quantität der Knorpelmasse fast um das Siebenfache überwiegt.

Durch die Annahme, dafs die erdige Substanz die feinsten Poren des Knorpels ausfülle, erklärt sich auch die Art und Weise, wie es geschieht, dafs alle Theile der einzelnen Knochen eine relativ gleiche Menge Erde enthalten. — Uebrigens werden die Kanälchen von der erdigen Substanz in gröfserer oder geringerer Dichtheit, je nach den

verschiedenen Lebensepochen, ausgefüllt. Bei Kindern finden wir sie sehr sparsam, bei Greisen hingegen dicht zusammengehäuft, was man daraus deutlich sehen kann, dafs die Knochen eines Greises viel längere Zeit gebrauchen, ehe sie durch Säuren ihren phosphorsauren Kalk verlieren, als es bei Knochen von Kindern der Fall ist.

3. Von den Apparaten der Theile, welche zur Ernährung der Knochen dienen.

Als von den einfachsten Theilen der Knochensubstanz die Rede war, wurde erwähnt, dafs man bei Querdurchschnitten des Knorpels viele Kreise beobachte, die von concentrischen Linien umschlossen würden. Diese Kreise müssen gröfsere Poren sein, da sie an den Rändern undurchsichtig, in der Mitte aber hell waren. Eben so sah man auch bei Längsschnitten Kanäle, und zwar in aufserordentlich grofser Anzahl, längs der Axe des Knochens verlaufen, die einen ähnlichen Fettglanz wie die Poren zeigten, und leicht als Fortsetzungen derselben erkannt wurden. Der Durchmesser dieser Kanäle ist verschieden, ihre Verbreitung geschieht meistentheils parallel der grofsen Markhöhle; in Querdurchschnitten werden sie nie wahrgenommen. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, dafs in diesen Kanälen das Knochenmark enthalten ist; denn bei genauerer Beobachtung der Querdurchschnitte frischer Knochen, die mit Säuren behandelt worden sind, bemerkt man eine fettartige Masse aufgehäuft, und sieht die Kreise den Fettglanz zeigen. Bei den Knochen hingegen, die längere Zeit in der Luft und im Wasser gelegen haben, sieht man zwar dieselben Kreise, aber nichts vom Fettglanze.

Howship, der sich mit der Untersuchung vollkommener und gebrannter Knochen beschäftigte, fand in ihnen lange, runde Kanäle, die sich der Länge nach durch den Knochen erstreckten, bald weiter, bald enger waren und eine weifsliche, nicht durchsichtige Masse von der Consistenz des Wallraths enthielten. Nach demselben Schrift-

sieller haben die Kanäle einen um so geringeren Umfang, je näher sie der Oberfläche des Knochen liegen, einen weiteren, je näher sie an die Markhöhle grenzen; doch seien Weite und Durchmesser immer der Länge angemessen. Der Durchmesser betrage insgemein $\frac{1}{200}$", variire jedoch zwischen $\frac{1}{100}$ und $\frac{1}{400}$".

Gewifs aber ist es, dafs das Mark aus der Markhöhle in die Zellen der schwammigen Substanz des Knochenendes eindringt, und sie zum gröfsten Theile ausfüllt. Deutlich ist es ferner, dafs alle Kanäle in Längsrichtung durch die feste Substanz des Knochens sich erstrecken. Ein Ende derselben entdeckt man nirgend, als in der schwammigen Snbstanz. Hat also das Mark die grofse Höhle angefüllt, so ergiefst es sich in die Zellen der schwammigen Substanz, tritt heraus, und dringt durch die Längskanäle in die Zellen der andern Epiphyse. So steht die Marksubstanz den ganzen Knochen hindurch in ununterbrochener Verbindung, und die Knochenenden erhalten die gröfste Menge Mark, damit die Zellen angefüllt werden und kein leerer Raum übrig bleibe.

Howship's Meinung, dafs die Markkanäle, eben so wie die Markhöhle und die Zellen der schwammigen Substanz von einer dünnen Membran umkleidet seien, deren Existenz er jedoch nur muthmaafst, hat viel Ansprechendes. Denn obgleich es bekannt ist, dafs die Markhaut das Organ ist, in welches sich die Gefäfse der Secretion des Markes wegen verbreiten, so ist doch wahrscheinlich die grofse Markhöhle nicht der einzige Quell des Markes, das wol auch überall, wo es sich nur findet, in eigenen Membranen abgeschieden wird.

Der Verf. zweifelte anfangs, dafs die Kanäle irgendwo untereinander in Zusammenhang ständen; in den Transversalschnitten fand er aufser einigen Ramificationen, welche vielmehr zum Durchdringen von Blutgefäfsen bestimmt schienen, nichts, was darauf hätte deuten können. Doch bemerkte er in Radialschnitten hier und da einen Kanal

mit

mit dem andern durch einen quer verlaufenden dritten verbunden. Uebrigens finden sich Markhöhle und Markkanäle nur in den langen Knochen. Gibt es vielleicht in den breiten Knochen, die auch von compacter Substanz sind, ein Analogon dieser Höhlen?

Die Arterien welche durch die feinsten Oeffnungen, die man an der Oberfläche der Knochen bemerkt, in deren Substanz eindringen und dieselben zu ernähren scheinen, erkennt man in transversalen und longitudinalen Schnitten leicht. In den feinsten Lamellen aber, die sich von selbst ablösen, vermochte der Verf. keine Spuren derselben zu entdecken; was um so natürlicher ist, da sie meist in schiefer Richtung die Lamellen durchbohren und so auch äufserst geringe Spuren ihres Vorhandenseins zurücklassen, die kaum von den dreieckigen Punkten zu unterscheiden sein möchten. — Auf dieselbe Weise sieht man auch die Arterien sich verbreiten, welche durch die gröfseren an die Oberfläche der Enden der langen Knochen und der schwammigen Substanz befindlichen Löcher eindringen. Howship versichert, dafs diese Gefäfse Zweige ausschicken in die feinsten Membranen, welche die Zellen der schwammigen Substanz auskleiden. Wäre dies wirklich der Fall, so würden sie den Arterien, welche durch die Foramina nutritia in die grofse Höhle eindringen und das Mark absondern, analog sein. Die eigentlichen Arteriae nutritiae endlich dringen meist in schiefer Richtung in die Markhöhle, verbreiten sich von hier aus in äufserst feinen Netzen und theilen der Knochensubstanz Zweige mit. Diese drei Arterienarten werden durch häufige Anastomosen untereinander verknüpft.

Gröfseres Dunkel, als über die Arterien, herrscht in Betreff der Venen, um die sich neuerlich Breschet verdient gemacht hat. Denn da die zwei ersten ebengenannten Arterienarten, die in die Knochensubstanz eindringen, keine Venen besitzen: so liegt es klar zu Tage, dafs das Blut durch eigene Kanäle zurückgeführt werden mufs,

besonders da die kleinen Venen, welche die Arteriae nutritiae begleiten, die grofse Menge von Blut die in den Knochen enthalten ist, nicht zurückzuführen im Stande sind. In der That findet man unter den Oeffnungen die die Oberfläche, besonders der schwammigen Knochen durchbohren, viele, die eine ziemlich grofse Mündung besitzen, in denen man zwar keine Spur von Arterien entdeckt, wohl aber Gefäfse mit zarten Wandungen, voll Blut, die sich in das Venensystem ergiefsen. Am deutlichsten hat ihr Vorhandensein Breschet in den Schenkelknochen dargethan. Dieser entdeckte eine grofse Anzahl von Kanälen mit festen und compacten Wandungen, welche aus vielen aus den Knochenwänden stammenden Zweigen entsprungen, wie Venen zusammenfliefsen, und Zweige und Stämme bilden sollen. Er versichert dafs die Stämme, nachdem sie das schwammige Gewebe ganz durchlaufen, durch die feste Substanz dringend, die Knochen verlassen, um in die zunächst gelegenen Venen sich zu ergiefsen. Alle Kanäle haben eine gekrümmte Richtung. Im Allgemeinen sind sie von cylindrischer Gestalt, nur etwas zusammengedrückt, weil die Lamellen der breiten Knochen so nahe an einander grenzen. Die aus fester Substanz gebildeten Wandungen hängen überall an der schwammigen Substanz, und sind von vielen kleinen Oeffnungen, welche kleine Venenzweige hinzulassen, durchbohrt. Den Verlauf der Venen hat Breschet aufs Schönste bildlich dargestellt.

Als der Verf. die äufsere Lamelle eines menschlichen Scheitelbeines mühsam entfernt hatte, sah er zwar Kanäle von gröfserem Umfange durch die schwammige Substanz verlaufen, fand aber den Verlauf derselben doch anders, als Breschet ihn beschreibt. Er bemekte nach Entfernung der ganzen Lamelle einen weiten, aber kurzen Kanal, den man eine Höhle nennen könnte, unter dem Scheitelbeinhöcker gelegen. Er war zusammengedrückt, aus fester Substanz gebildet, und glatt. Aus demselben traten vier Kanäle so heraus, dafs jeder derselben nach einem Winkel

des Knochens sich erstreckte; hier aber war ein geschlossenes Ende und keine Oeffnung, wie Breschet versichert. Diese ebenfalls ziemlich weiten, zusammengedrückten Kanäle waren aus derselben Masse gebildet, und schienen durch viele kleinere, überall durch die Diploe zerstreute Kanäle untereinander zusammenzuhängen. Die die Kanäle auskleidenden Membranen konnte der Verf. nicht wahrnehmen, da die Knochen schon seit langer Zeit getrocknet waren. Bis auf diesen verschiedenen Verlauf kamen die Kanäle in jeder Hinsicht mit den von Breschet beschriebenen überein; dieser Verlauf war aber so regelmäfsig, dafs bei den vom Verf. untersuchten Knochen an das Vorhandensein einer Abnormität wol nicht zu denken ist. Das Vorhandensein einer grofsen Höhle und der von den Winkeln her in ihr zusammenstofsenden Kanäle, so wie der Mangel der von Breschet erwähnten Oeffnung, machten den Verf. glauben, dafs diese Theile eine ganz andere Bestimmung hätten, als B. annahm. Vor Allem erschien es ihm wahrscheinlich, dafs sie den Markhöhlen und Markkanälen der langen Knochen entsprächen. Als der Verf. hierauf frische Knochen untersuchte, fand er zwar Venen in diesen Kanälen verlaufen, das Lumen der Kanäle ward aber durch die Venen lange nicht ausgefüllt, und es blieb ein grofser Raum übrig, der gleich den Höhlen und Kanälen der langen Knochen Mark enthielt. So ist es auch erklärlich, wie der Blutumlauf in den Venen statt finden kann, da kein Druck auf dieselben ausgeübt wird.

XI.

Medicinische Bibliographie.

---

die Allöopathie, von den homöopathischen Aerzten C. G. Helbig und C. F. Trinks. 1834. April bis September. 24 Nummern. Folio. Leipzig, Arnold. n. 1 Thlr.

Eble, B., Methodologie oder Hodegetik als Einleitung in das gesammte medic.-chirurg. Studium. gr. 12. Wien, Gerold. br. 6 Gr.

v. Kroyher, J., Behandlung des Scharlachfiebers, welche den Folgekrankheiten dieses Ausschlages sicher vorbeugt. 8. Leipzig, Wigand. geh. 4 Gr.

Lattier de Laroche, Beobachtungen und Erfahrungen über die Heilung des grauen Staars ohne chirurgische Operation. Aus dem Franz. 8. Ilmenau. Voigt. 16 Gr.

Martin, A., geschichtliche Darstellung der Kranken- und Versorgungsanstalten zu München, mit medicinisch-administrativen Bemerkungen aus dem Gebiete der Nosokomialpflege. gr. 12. München, Franz. br. 1 Thlr. 12 Gr.

Roloff, J. C. H., Anleitung zur Prüfung der Arzneikörper. Vierte, umgearb., verm. u. verb. Aufl. Herausgeg. von Lindes. 4. Magdeburg, Creutz. 18 Gr.

Rosas, A., Lehre von den Augenkrankheiten. gr. 8. Wien, Wallishausser. 3 Thlr. 12 Gr.

Andreä, A., Grundrifs der allgemeinen Augenheilkunde. Mit drei Steintafeln. gr. 8. Magdeburg, Creutz. 18 Gr.

Attomyr, Briefe über Homöopathie. 2s Heft. 12. Leipzig, Köhler. br. 1 Thlr.

Bernt, Jos., systematisches Handbuch der gerichtlichen Arzneikunde. Vierte, verm. u. verb. Aufl. gr. 8. Wien, Wallishausser. 2 Thlr. 16 Gr.

Universal-Lexicon der praktischen Medicin und Chirurgie, von Andral etc. Frei bearb. von mehr. deutschen Aerzten. 1sten Bandes 9te Lieferung. Lex.-8. Leipzig, Franke. br. n. 8 Gr.

Bluhm, J. L., die Seebade-Anstalten auf der Insel Norderney in ihrem gegenwärtigen Zustande. Mit einer Ansicht und einem Grundrisse. gr. 8. Bremen, Kaiser. br. 12 Gr.

Griesselich, L., kleine Frescogemälde aus den Arcaden der Heilkunst. Erste Wand. gr. 8. Carlsruhe, Velten. br. 1 Thlr.

Thierarzt, der, Jahrg. 1834. 52 Nummern. Schaffhausen, Hurter. n. 1 Thlr. 12 Gr.

Winkler, Ed., die Arzneigewächse der homöopathischen Heilkunst, oder sämmtliche Gewächse, welche homöopathisch geprüft worden sind und angewendet werden. Naturgetreu dargestellt und ausführlich beschrieben. Mit 156 Kupfern. Erste Lieferung. Mit 11 color. Kupf. und Text-Probe. gr. 4. Leipzig, Magazin für Industrie. Subscriptionspreis n. 1 Thlr. 4 Gr.

Dieses Werk wird gegen 25 Bogen Text in gr. 8. und 156 illuminirte Blätter in 4. enthalten, und in 13 Lieferungen ausgegeben.

In der Schnuphaseschen Buchhandlung in Altenburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Dr. G. F. Chr. Greiner, Der Arzt im Menschen oder die Heilkraft der Natur. Ein Versuch zur wissenschaftlichen Darstellung und zu einer Anleitung zur praktischen Benutzung derselben. 2 Bände. 1829. 62 Bogen gr. 8. 4 Thlr.

Jüngern Aerzten wird ein aufmerksames Lesen dieses Werkes zur Anregung dienen, nur mit gröfster Besonnen-

heit und Umsicht, mit dem Ueberblick auf alle Verhältnisse des Kranken, mit Achtung seiner Naturkraft, und erst nach Erforschung des Grades und der Richtung seiner Heilkraft an das Heilgeschäft zu gehen; ältern Aerzten wird es manche eigene Erfahrung zurückrufen, welche ihnen die Ansichten des Verfassers bestätigen wird. Auch auf den gebildeten Nichtarzt ist gerechnet, und abgesehen von dem, was nur für den Arzt gehört, wird doch auch ihm vieles die Lectüre dieses Werks interessant, und, wenn er nur es beherzigen will, heilbringend machen.

Von den Litteraturzeitungen und medicinischen Journalen ward der Werth dieses Werks rühmlichst anerkannt.

In meinem Verlage sind erschienen:

v. Siebold, A. Elias, Handbuch zur Erkenntnifs und Heilung der Frauenzimmerkrankheiten. 1r u. 2r Bd. 1ste bis 3te Abtheil. gr.8. 1821 — 1826.
10 Thlr. 2 Gr. oder 18 Fl. 9 Kr.

— — Journal für Geburtshülfe, Frauenzimmer- und Kinderkrankheiten. Band I — XIII., nebst 2 Registerheften. 56 Thlr. 2 Gr. oder 100 Fl. 57 Kr.

Ich bin schon oft aufgefordert worden, den Preis des Letztern zu vermindern, und nun bereit, vollständige Exemplare für 18 Thlr. 16 Gr. oder 33 Fl. 36 Kr., und einzelne Stücke vom 2ten bis 12ten Bande für die Hälfte des bisherigen Ladenpreises zu erlassen.

Frankfurt am Main, 26. Juni 1834.

Franz Varrentrapp.

Bei dem Verleger dieser Annalen sind im Jahre 1834 folgende neue medicinische und naturhistorische Werke erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bonorden, H. F., die Syphilis, pathologisch-diagnostisch und therapeutisch dargestellt. gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Dieffenbach, J. F., Chirurgische Erfahrungen, besonders über die Wiederherstellung zerstörter Theile des menschlichen Körpers nach neuen Methoden. 3te u. 4te Abtheil. mit 4 lithogr. Taf. gr. 8. 1 Thlr. 21 Gr.

Friedreich, J. B., systematische Literatur der ärztlichen und gerichtlichen Psychologie. gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Hecker, J. F. C., der englische Shweifs, ein ärztlicher Beitrag zur Geschichte des 15ten und 16ten Jahrhunderts. gr. 8. br. 1 Thlr. 12 Gr.

Klug, Fr., Jahrbücher der Insektenkunde, mit besonderer Rücksicht auf die Sammlungen des Königl. Museums in Berlin. Erster Theil. Mit zwei illuminirten Kupfern. gr. 8. br. 2 Thlr. 6 Gr.

Pieper, Ph. A., das wechselnde Farbenverhältnifs der verschiedenen Lebensperioden des Blattes, nach seinen Erscheinungen und Ursachen. Mit vier lithograph. Tafeln. gr. 8. 1 Thlr.

Rust, Joh. Nep., Aufsätze und Abhandlungen aus dem Gebiete der Medicin, Chirurgie und Staatsarzneikunde. Erster Band. Mit 3 lithogr. Tafeln. gr. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

— — theoretisch-praktisches Handbuch der Chirurgie, mit Einschlufs der syphilitischen und Augen-Krankheiten; in alphabetischer Ordnung. Zehnter bis dreizehnter Band: *Ini* bis *P*. gr. 8. Pränumerationspreis eines Bandes 3 Thlr.

Der funfzehnte Band wird das Werk schliefsen.

Medicinische Zeitung, herausgegeben von dem Verein für Heilkunde in Preufsen (unter Rust's Präsidio). Dritter Jahrgang. 1834. Folio. Wöchentlich 1 bis 1½ Bogen. 3 Thlr. 16 Gr.

I.

Forschungen im Gebiete der theoretischen und praktischen Arzneikunde.

Bemerkungen über Pocken, Varioloïden, Kuhpocken und Varicellen,

gesammelt in der Pockenepidemie der Jahre 1823 — 24 in Altona und der nächsten Umgebung desselben

von

Dr. Steinheim,

praktischem Arzte in Altona.

Recede, ut procedas!

Seit dem Wiedererscheinen der Menschenpocken ist über die Charakteristik ihrer selbst, ihrer Varietäten und Modificationen, in gröfseren und kleineren Schriften, so wie durch die periodische Presse, Vielfältiges verhandelt worden. Es galt vorzüglich den Ruhm des berühmtesten Gegenmittels; es handelte sich in ihm um die Würde und den Werth der Erfahrung in der Heilkunde überhaupt; es war mithin zur ärztlichen Ehrensache gesteigert. Ueber dem Nächsten und Dringendsten — das ist nicht zu verkennen — ist das andere Hauptmoment, woher, und auf welche Weise diese, ich möchte sagen, legitime Seuche sich wieder bis zu einem bedenklichen Grade in ihre alten Rechte eingesetzt habe; wie endlich die Seuche selber,

wo sie erschien und sich allgemach verbreitete, ihren Verlauf als Volkskrankheit, als Krankheit einer grofsen Sammlung von Organismen, vollbracht habe, — nicht wenig in Schatten und Hintergrund getreten. Nun trifft aber dies Wiederauftreten der alten Weltseuche auf dem verlassenen Schauplatze mit so vielfältigen anderen, in der europäischen Völkergeschichte einflufsreichen Ereignissen zusammen, dafs es sich der Mühe zu verlohnen scheint, für eine kleine Zeit den Standpunkt der subtileren Diagnose zu verlassen, um von einem höheren und allgemeineren aus einen Blick nach dem ersten Ursprunge und der allmähligen Zunahme und Erstarkung der Seuche bis zur Epidemie [Volkskrankheit [1])] zu werfen. Wie nun in diesem entfernteren Theile Europa's, dem nördlichsten Deutschland, die Menschenpocken sich nach und nach einschlichen, sich erst zeigten und dann wieder schwanden; wie sie unmerklich sich vermehrten, und endlich bis zur Volkskrankheit sich ausbreiteten; sei der Hauptgegenstand der nächstfolgenden Blätter.

Allerdings kam es bei dem erneuerten Auftreten einer so drohenden Gefahr vorzüglich darauf an, sich des nächsten Thatbestandes zu vergewissern. Die nächste Aufgabe und Frage war also, die Beschaffenheit des, aus seiner scheinbaren Verbannung, wiederkehrenden Feindes; die Natur des Ausschlages bei Vaccinirten, verglichen mit dem bei Unvaccinirten. Es war von der höchsten Wichtigkeit, sich über die Verbreitungsweise der Pocken bei Vaccinirten, und von diesen auf andere, Vaccinirte oder Unvaccinirte, zu belehren; es war die Centralfrage, wie es mit der Fortpflanzungskraft der Pocken bei Vaccinirten stehe, die vor allem erledigt werden sollte und mufste. Fast von gleicher Wichtigkeit, obschon in engerer Beschränkung,

1) Einige Neuere haben durch Specialisiren dieses Begriffes eine heillose Verwirrung in die Lehre von den Volkskrankheiten zu bringen versucht.

war die Frage nach der Gefahr der Menschenpocke nach der Kuhpocke; sie war mindestens die nächste, persönliche Frage; ich möchte sagen, die mütterliche.

Zur gehörigen Erörterung und Beantwortung aller dieser Fragen und Aufgaben mufste man vor Allem eine genauere Charakteristik der Menschenpocke, als eines naturhistorischen Wesens, erwerben. Bekannt sind die ausgezeichneten vergleichenden Charakteristiken Heims. Was konnte man auch in dieser Art nicht von einem Manne erwarten, der in der Diagnostik eines Laubmooses schon längst seinen Scharfblick für feine Unterschiede und bezeichnende Merkmale bewährt hatte? Man kann von diesem ausgezeichneten Arzte sagen, dafs er es war, der in der Zeit schwankender Bestürzung seine starke Hand ausstreckte, und das fliehende Volk in der Verzagtheit wieder zum Stehen brachte. Mögen sich seine Diagnosen auch nicht alle, auch nicht im ganzen Umfange halten lassen: so ist durch sie doch der ärztliche Geist auf die rechte Bahn der Besonnenheit zurückgebracht worden, und die auf diese Weise gewonnenen Resultate sind immer beträchtlich genug. Sie möchten vielleicht — wie es der Verfolg näher darthun dürfte — nicht gar weit hinter den Verheifsungen der ursprünglichen und anfänglichen Vaccine zurückbleiben, oder vielmehr, wie nach überstandener Gespensterfurcht, eine beruhigendere Sicherheit der Einsicht an die Stelle der sorglosen Zuversicht eingeführt haben.

Wichtig war aber vor Allem die Untersuchung über die Ursache des Ueberhandnehmens der Menschenpocken, der sogenannten modificirten, die sich mit jedem Jahre steigerten. Es war zu ermitteln, wo die Schuld versteckt liege, dafs die so oft geprüfte und erprobte Schutzkraft der Kuhpocken, dafs ein so eminentes Mittel, der Stolz unserer Kunst, schon nach Verlauf von weniger als einem Menschenalter, wo nicht durchaus, doch theilweise, und zwar dem Haupttheile nach, fehlschlagen, seine Kraft verlieren, und in die Gefahr gerathen konnte, zu den übri-

gen, niederschlagenden Täuschungen und demüthigenden Erfahrungen, die alle nur da zu sein scheinen, zu beweisen, dafs es keine einzige sichere giebt, gezählt zu werden! Welche Experimente waren wohl umsichtiger, vielseitiger, wiederholter angestellt, als Jenners? Sie standen so fest, und erschienen so unerschütterlich, als immer nur irgend eine Erfahrung über irgendwelchen Naturprozefs und dessen Gesetze beruhen kann. Sowohl seine Zeitgenossen als seine nächsten Nachfolger hatten Zeit, Talent und Ausdauer in der Prüfung bewiesen; das Experiment wurde unzähligemal wiederholt, vielfach abgeändert, und das Resultat überzeugte die Ungläubigsten, besiegte die heftigsten Gegner, und galt den Beruhigteren, nachdem die Zeitgenossen in ihrem Streite verstummt waren, als ein abgeschlossenes Factum. Und dies alles sollte am Ende dennoch nur eine halbe Wahrheit, vielleicht selbst eine ganze Täuschung, gewesen sein? Und wo lag der Grund dieses Allen, wenn er nicht in einer Täuschung des ersten Entdeckers und seiner Zeitgenossen gesucht werden kann, wie er es nicht kann?

Nun gab es mehre Wege, auf welchen sowohl die Wahrhaftigkeit der älteren und neueren Beobachtungen über die Schutzkraft der Kuhpocken zu retten, als auch neben der neuesten, von der so oft sich wiederholenden Fehlbarkeit der Schutzkraft zu erklären, und mit jener dennoch zu vereinigen stand. — Man konnte nämlich behaupten, das Pockenexanthem bei Menschen, die in ihrer Jugend geimpft waren, habe nur äufserliche Aehnlichkeit mit der Menschenpocke, unterscheide sich aber wesentlich von derselben durch sorgfältiger bestimmte Charaktere. Man stellte, wie bekannt, eine sehr genaue Paralleldiagnostik vom Stadium der Vorläufer, des Ausbruches, vom Verlaufe, vom Exanthem selbst, den Spuren, die es hinterläfst, auf; man suchte mithin sowohl die Veränderungen, welche diese exanthematische Krankheit nach der Vaccine in dem ergriffenen und erkrankten Organismus erzeugte, sorgfälti-

ger zu bestimmen, als auch die Charakteristik des Gebildes selbst, als eines naturhistorischen Gegenstandes, auf eine festere Basis zu stellen. — Allein eine einzige Thatsache, die man bald, ohne sie gerade aufzusuchen, zu beobachten Gelegenheit hatte, reichte allein hin, alle jene subtilen Diagnostiken, und alle darauf begründeten Beweise für die Heterogeneität beider Exantheme, der Pocke und der Nachpocke (der sogenannten modificirten, bei Geimpften, nach den Kuhpocken, erscheinenden) über den Haufen zu werfen: die Nachpocken (nach der Vaccine entstandenen), die sogenannten modificirten, konnten sich fortpflanzen, und erzeugten bei Nicht-Vaccinirten die legitimen Menschenpocken, in ihrer alten, ursprünglichen hidösen Gestalt und Furchtbarkeit, mit dem vollendeten, bekannten Decurse. Das war die niederschlagendste aller Erfahrungen, die zu dem sauern Geständnisse der Fehlbarkeit der Vaccine nöthigte, und den Glauben an die Ausrottung der alten Seuche von Grund aus zu zerstören drohete. — Dieser Weg der Rechtfertigung war also der rechte nicht!

Es mufste ein anderer Weg aufgesucht und eingeschlagen werden, theils das wunderbare und grofse Heilmittel nicht fahren zu lassen, theils die alten Erfahrungen für dasselbe mit den neueren gegen, zu vereinbaren. Man fing an, zu untersuchen, ob auch von den Neueren alles das geleistet sei, was der Entdecker, so wie die ersten Prüfer dieses Schutzmittels, als nothwendige Bedingung seiner Wirksamkeit, empfohlen und gefodert haben? Dasjenige, was den Erfolg eines solchen subtilen Mittels sicher stellt, wird wirklich nur allzu häufig von einer leichtfertigen und bequemen Nachkommenschaft in den Wind geschlagen und verabsäumt; eine in Sicherheit gewiegte Generation hat die Behutsamkeit, und die Sorgfalt der Anwendung und Behandlung, welche die Vorgänger für unerläfslich erachteten, vergessen, kennt ihre Schriften und die dort niedergelegten Vorsichtsregeln vielleicht nicht ein-

mal mehr, und betrachtet demgemäfs als etwas Neues, als eine eben gemachte Entdeckung, was Jenen schon vollkommen bekannt war, und wegen dessen sie gerade alle die Maafsregeln ermittelt und hervorgehoben hatten, durch deren Unkunde von den Neueren, zum Schaden und zur Schande, jene Warnungen als traurige Erfahrungen wiederholt werden mufsten. War es nicht grofsentheils Schuld des unverantwortlichsten Leichtsinnes der Aerzte, dafs die unterdrückte Pockenseuche wiederum in solchem Maafse die Oberhand gewinnen konnte? — Und wie verhielt es sich mit dem Schutzmittel selbst, das unsere Erwartungen so getäuscht hat? Wie war die Kuhpockenlymphe beschaffen, mit welcher geimpft wurde? War sie derjenigen gleich, mit welcher Jenner zuerst impfte? Nein! man nahm sorglos immer wieder dieselbe, unbekümmert, durch wie viele menschliche Organismen sie nach und nach hindurchgegangen war, und war befriedigt, sobald man nur den Ausschlag regelmäfsig verlaufen sah. Allein schon die ganz alten Erfahrungen von so vielen fehlgeschlagenen Impfungen mit Menschenpocken, die, obwohl dem Aeufseren nach gelungen, dennoch der Schutzkraft ermangelten, weil entweder die Pockenmaterie zu spät aus den Pusteln genommen, oder auch die Geimpften, weil eben zur Zeit der Impfung die Geneigtheit zur Hervorbringung vollkommener Pocken gefehlt haben mag, ihre volle Disposition behielten, und späterhin während einer herrschenden Epidemie ergriffen wurden, — diese Erfahrungen allein hätten schon behutsamer machen müssen. Es scheint schon bei den, der Vaccine vorangegangenen, Impfungen mit ächten Menschenpocken, dafs die Impfungen, die während der Herrschaft einer Pockenepidemie vorgenommen wurden, wirksamer gewesen seien, als diejenigen, die man veranstaltete, wenn keine solche grassirte. — Ferner hat Jenner ausdrücklich die Schutzkraft der Kuhpocken nur bis in ihre fünfte Generation beobachtet; wollte man nun

weiter gehen: so durfte solches nur auf dem Wege eines umsichtigen Experiments geschehen; man mufste mit eben der Sorgfalt, mit welcher Jenner die Schutzkraft bis in die fünfte Generation verfolgte, sie ferner bis in die zehnte prüfen, und keineswegs — wie es doch geschehen ist — selbige aufs gute Glück hin supponiren.

Noch liegt ein ferneres Bedenken nahe, auf welches eben so wenig die gehörige Rücksicht genommen wurde, wiewohl auch dieses schon von den Vorgängern, und namentlich von Jenner selbst [1]) angedeutet worden ist. Haben die Aerzte, besonders die sogenannten Impfärzte, die die Sache von Staatswegen im Grofsen trieben, auch darauf geachtet, dafs die Kuhpockenimpfung auch die erforderliche Wirkung, die fieberhafte Reaction, im Geimpften hervorbrachte, oder nicht? Man hat fast allein sein Augenmerk auf das Exanthem gerichtet, indem man glaubte, dafs nur von seiner individuellen Vollendung die Schutzkraft abhinge. Mit Unrecht hat man indefs die Theilnahme des menschlichen Organismus an dem Prozesse der Kuhpockenbildung aufser Acht gelassen. Man hat die freiwilligen fieberhaften und kritischen Bewegungen desselben wenig oder nicht berücksichtigt. Nun aber ist die Disposition zu einem Seuchenstoffe zwar ein Quale; aber zugleich auch ein höchst verschiedenes Quantum bei den verschiedenen Subjecten; es ist, gleich einem, der Saturation fähigen und bedürftigen, chemischen Körper, je nach seiner Intensität und Capacität für ein adäquates, und daher eben so unterschiedenes, Maafs von Infection zugerichtet. — So viel hätte schon ein oberflächliches Nachdenken lehren müssen, dafs ein Kuhpockenexanthem, ohne jene angedeutete allgemeine Reaction, leicht nur in dem

---

1) in der Schrift: Disquisitio de caussis et effectibus Variolarum vaccinarum; ex Anglico in Latinum conversa ab Aloysio Careno. Vindobonae, apud Camesina. 1799.

Charakter eines rein localen Uebels, den Gesammtorganismus nicht berührend, ihn auch nicht zu schützen stark und fähig sein dürfte. Es kam mithin auch auf die Zahl der eingeimpften Pocken an; wenigstens war die Impfung da, wo eine geringe Anzahl Pocken kein Fieber erregte, sehr verdächtig einer verminderten Schutzkraft. Nimmt man die Beobachtungen hinzu, dafs bei demselben Individuum die Kuhpockenimpfung wiederholt gelungen, dafs die Impfstellen zum zweitenmale gefafst, und nicht selten die Pocken zu ihrer völligen Reife gelangt waren: so war es offenbar, dafs entweder durch die erste Impfung die Disposition nicht völlig saturirt (um mich eines sehr bezeichnenden metaphorischen Ausdruckes zu bedienen) gewesen sei, oder dafs sich die Disposition von neuem herstellen könne, nachdem sie irgendwann völlig erschöpft ward. Von diesen beiden Suppositionen ist die erste die plausiblere, weil, wenn sich die Disposition von Neuem erzeugte, nicht abzusehen wäre, warum dies nur in so seltenen Fällen, und meist nur da geschah, wo gerade das Exanthem recht arg und giftig war; ein höchst beachtenswerthes Ereignifs, wovon gleich ein Mehres!

Man mufste also folgendermaafsen schliefsen, und dies scheint denn auch das Resultat der letzten Verhandlungen über diesen wichtigen Gegenstand zu sein: A.) Die Kuhpocke behält fortan ihren Werth als Schutzpocke, nach den bewährtesten Versuchen. B.) Sie schützt aber nicht durchweg, so wie ebenfalls die Impfung mit echter Menschenpockenlymphe, oder die zufällige Ansteckung von Menschenpocken, nicht durchaus gegen eine wiederholte Ansteckung verwahrt. Indefs schützt die Kuhpocke theils besser, theils schlechter, als die Menschenpocke; besser: indem, nach den bisherigen Beobachtungen, die Menschenpocken nach Kuhpocken milderer Natur und von kürzerem Verlaufe sind; schlechter: weil man häufiger Fälle von Pocken nach Kuhpocken, als nach Menschenpocken, beobachtet hat.

Die Ursachen dieses scheinbaren Widerspruches zwischen der Idee einer Schutzkraft, und der Fehlbarkeit derselben nach neueren Erfahrungen, liegen entweder 1) in einer Verschiedenheit der jetzt angewandten Lymphe von der früheren; oder 2) in der Art, wie das Impfen jetzt geschieht, gegen die ursprüngliche; vielleicht in der Zahl und Art der Impfstellen; oder endlich 3) in unerreichbaren Verhältnissen, zu welchen man insbesondere eine intensivere Disposition der gegenwärtigen Generation für die echten Menschenpocken, nach einer vieljährigen Ruhe, zählen könnte; auch dürfte eine gröfsere Energie des echten Pockengiftes obwalten, nach der Analogie anderer, die durch Ruhe an Intensität zunehmen. Der Einbruch der Pocken in Länder, die bisher, oder längere Zeit, von ihnen frei geblieben waren, ist immer als mörderischer bezeichnet; so war die Wiederkehr der Pocken auf Minorka, nach dem Berichte Cleghorn's, nach einer 15jährigen Pause, höchst verderblich.

Wiewohl sich nun in unserm Falle beim Wiedererscheinen der ersten Menschenpocken in diesem nördlichen Theile Deutschlands keine besondere Virosität des Contagiums wahrnehmen liefs; und wenn gleich die ersten Anfänge der zurückkehrenden Pockenseuche keinen bedeutenden Umfang gewannen, auch keinen ungewöhnlichen Grad von Disposition (eine Folgerung aus dem ersten) beurkundeten: so war doch eine allmählich von Jahr zu Jahr anwachsende Präpollenz der Menschenpocken über die Kuhpocken unverkennbar. Auf diese Weise geschah es, dafs von dem Jahre 1814 bis 1824, mithin in zwei Hauptabschnitten wiederkehrender Epidemieen, die anfangs vereinzelten Fälle bis zu einer vollständigen Epidemie sich vermehrten [1]). Man bestimmte sich meist zu zwei Ansichten,

---

1) Den Unterschied einer sporadischen von einer epidemischen Krankheit macht nicht allein das Zahlenverhältnifs aus. Das Bestimmende dieses Verhältnisses ist

von den Ursachen, die man sich in ihrer Wirkung vereint dachte; man behauptete nämlich a) Erschöpfung und Alienation der Kuhpockenlymphe nach mehrfachem Durchgange durch den menschlichen Organismus — wovon schon oben gesprochen ist —, und b) Erschöpfung der Schutzkraft der echten Kuhpocke nach einer bestimmten Reihe von Jahren, besonders bei vorzüglich-disponirten Individuen, zumal wenn noch eine geringe Zahl [1]) von Impfstellen, und nebenbei schlecht charakterisirte Narben, hinzukamen. Auch könnte möglicherweise die Dauer der Schutzkraft in demselben Verhältnisse abnehmen, als die Kuhpockenlymphe durch eine gröfsere Reihefolge menschlicher Individuen hindurchgegangen ist. Wenn also die Schutzkraft der ursprünglichen Kuhpocke das ganze Menschenleben überspannt; die einer $x$ten Generation aber gar nicht mehr schützt: so müssen wohl zwischen jenem Maximum und diesem Minimum alle möglichen Mittelglieder der schützenden Energie, die sich in der Dauer derselben ausspricht, mitten inne liegen; ein fruchtbares Feld für fernere Forschung und Beobachtung.

Gab nun auf diese Weise die allmählich wachsende Hegemonie der wiedergekehrten Menschenpocke und ihre

---

entweder: eine gleichzeitig verbreitete Ursache, oder die Fortpflanzungskraft derselben, und hierin beruht der Unterschied zwischen einer miasmatischen und einer contagiösen Epidemie.

1) Der Gründer der Kuhpockenimpfung hat zwar auf die Zahl der Impfstellen keinen ausdrücklichen Werth gelegt. Indessen, da derselbe auf die Reaction des Organismus allerdings einen erheblichen Nachdruck legt, und diese mit der Zahl in einem directen Verhältnisse steht, besonders wo die Energie des Impfstoffes durch die wiederholte Fortpflanzung durch menschliche Organismen abgestumpft zu sein scheint: so ist es so gut als gewifs, dafs die Zahl der Pocken eine wichtige Rücksicht verdient, besonders da, wo die Kuhpockenmaterie seit lange nicht erneuert werden konnte.

Präpollenz über die Schutzkraft der Vaccine der Wahrscheinlichkeit Raum, dafs ein allmähliches Verlöschen der schützenden Eigenschaft des Kuhpockenexanthems, oder ein, mit der Zeit zunehmendes, Versinken des Eindruckes desselben auf den menschlichen Körper, statt finde: so gaben manche nachträgliche Impfungen dieser Vermuthung durch theilweises oder vollendetes Gelingen neues Relief. Nur vergafs man in dieser Betrachtung eines, meiner Meinung nach, wichtigen Umstandes. Man pflegte nämlich in keinem Falle, seit den uranfänglichen Experimenten, so viel mir bekannt worden, gleich oder bald nach dem Ablaufe der ersten Impfung eines Individuums eine zweite anzuordnen, gleichsam als experimentum crucis, auszukundschaften, ob auch durch die einmalige die Disposition des fraglichen Individuums völlig erschöpft sei. Wäre die Disposition desselben für das Kuhpockengift noch nicht saturirt: so wäre sie es auch wahrscheinlich für die Menschenpocken nicht. Man begnügt sich ganz allgemein mit der einmaligen Impfung, sobald nur der Verlauf derselben regelmäfsig war. Aus vielerlei Anzeigen jedoch ist es mir nicht unwahrscheinlich, dafs bei mehren, auch sonst wohl gelungenen Impfungen, und da besonders, wo alle Impfstellen gefafst hatten, alle Pocken in hohem Grade entwickelt waren, und zugleich nur eine geringe Zahl (4 oder 6) geimpft ward, vorzüglich wenn diese Anzahl nicht hinreichend war, eine allgemeine Reaction, ein Fieber, und nach dem völligen Abschlusse der künstlich erzeugten Krankheit von selbst eine Krise durch Diarrhöe zu erregen; dafs, sage ich, in einem solchen Falle eine zweite Impfung, gleich oder doch bald nach der ersten veranstaltet, eine zweite vollständige Kuhpockenkrankheit erzeugen würde. Meine Gründe für eine solche Vermuthung schöpfe ich aus folgenden Beobachtungen:

1) Die Anzahl der Impfstellen sollte, so dachte ich, hinreichend sein, in der höchsten Entwickelung des Exanthems ein Gefäfsfieber zu erregen. Die Anzahl von zwölf fand ich in

der Regel hinreichend, deshalb habe ich in keinem Falle weniger Pocken geimpft. War nun die Impfung vollkommen gelungen, so dafs alle eingeimpften Pocken ihre höchste Entwickelung erreichten: so ergab sich, dafs bei wiederholter Impfung diese in einem solchen Falle eher fafste und gedieh, als da, wo die erste Impfung nicht so vollständig gerathen war, wo vielmehr von den zwölf eingeimpften Pocken einige, nachdem sie gefafst hatten, unvollkommen sich entwickelten. Der Grund einer solchen Erscheinung — falls sie sich anderweitig bestätigte — kann nur darin beruhen, dafs bei demjenigen Individuum, das nach gehörig vollzogener Impfung nicht alle Pocken zur völligen Reife gebracht hat, die Disposition als erloschen angesehen werden kann; während bei dem anderen, das alle zwölf zur höchsten Entwickelung gebracht hat, die Erschöpfung der Disposition durch diese Anzahl noch in Zweifel bleibt, weil die Gränze seiner Productivität noch unausgemacht ist, die bei dem ersten unter die Zahl von zwölfen fällt. Dafs aber die Disposition ein numerisches Verhältnifs mit einschliefse, ist aus vielen Erscheinungen ersichtlich. Ich will als Beispiel einen für dieses Verhältnifs nicht unwichtigen, ungewöhnlichen Fall erzählen. Ein gesundes Mädchen von etwa einem Vierteljahre ward von mir mit zwölf Stichen geimpft. Von allen Impfstellen fafsten nicht mehr als viere. Die Mutter, besorgt, ihr Kind möchte durch eine so geringe Anzahl nicht hinlänglichen Schutz erlangen, bat mich, ihrem Kinde wo möglich noch einige Pocken zu impfen. Ich ergriff bereitwillig die Gelegenheit zu diesem anziehenden Versuche, und impfte dieses Kind mit der Lymphe seiner eigenen Pocken am siebenten Tage nach der ersten Impfung. Die neuen Impfstellen fafsten alle; allein mit der Endschaft der ersten vier erreichten auch die nachgeimpften, ehe sie noch die Gröfse einer Linse erreicht hatten, ihr Ende, und verschwanden ohne Lymphbildung.

2) Wenn nicht unmittelbar von einem Individuum

das andere geimpft, sondern die Lymphe aufgefangen, getrocknet, oder auch flüssig erhalten eine längere Zeit mit der Atmosphäre [1]) in Verbindung gewesen ist, so geschieht es in der Regel, dafs nicht alle Impfstellen fassen. Die Zahl der ausbleibenden Pocken nimmt mit dem Alter der Lymphe zu, und es giebt also in einem solchen Falle das Ausbleiben derselben kein Merkmal für die Erschöpfung der Disposition des Geimpften ab. In diesem Falle haben die ausbleibenden Pocken auch gar nicht gefafst; hätten sie aber gefafst, und wären vor der Reife wieder erloschen, oder wären auch nur unvollständig gerathen: so würde dieser Umstand, wie im ersten Falle, die Vermuthung der erschöpften Disposition rechtfertigen, wenn gleich es sich auch wohl treffen könnte, dafs eine abgestumpfte Lymphe zwar einige Pocken mit vollständigem Verlaufe, daneben aber auch andere mit unvollständigem, veranlassen könnte.

3) Die Nachimpfung fafst entweder gar nicht; oder sie fafst, macht aber einen mehr oder weniger unvollkommenen Verlauf; oder sie erzeugt ganz vollkommene Pocken, wie das erstemal; daraus wird nun mit Fug geschlossen: Eine und dieselbe Anzahl Pocken saturirt A. vollkommen, B. unvollkommen, C. gar nicht. Weil aber da, wo sie vollkommen saturirt (die Disposition auslöscht), dieses für die ganze Reihe der Lebensjahre geschieht: so ist, ehe man den Schlufs zieht, dafs sich die Disposition bei B. unvollkommen, bei C. vollkommen wieder erneuert habe, zu untersuchen, ob bei diesen B. und C. auch unmittelbar nach der Impfung die Disposition gehoben war, und ob nicht gleich nach der ersten Impfung eine zweite ganz dasselbe Resultat geliefert hätte, das man zehn oder zwanzig Jahre später erhält, und es nun auf die Zeit schiebt,

---

1) Luftdichtes Abschliefsen, und Ausschliefsen der Atmosphäre, ist schwer zu bewerkstelligen, und daher eine Zersetzung der Materie schwer zu verhindern.

die beschuldigt wird, als könne sie eine neue Disposition hervorrufen. Während viele Gründe dafür zeugen, dafs im Falle des Gelingens einer zweiten Impfung die Disposition durch die erste unvollständig oder gar nicht gehoben worden sei: reden eben so viele Erfahrungen gegen die Annahme einer Wiedererweckung der Disposition, sobald sie das erste Mal zerstört worden, und zwar alle diejenigen, in welchen diese zweite Impfung nicht anschlägt, besonders wo sie nur unvollkommen geräth, wo Zeugnifs abgelegt wird, sowohl davon, dafs der Organismus den Eindruck des Kuhpockengiftes, als eines solchen, aufgenommen habe, wie auch davon, dafs er nicht mehr fähig sei, demselben durch die Pockenbildung ein vollkommenes Genüge zu leisten, mithin von der erschöpften Disposition. So habe ich nach Verlauf von mehr als 30 Jahren nach der ersten Impfung, von welcher noch charakteristische Spuren zu sehen waren, eine zweite veranstaltet; aber die Impfstellen zeigten nach dem dritten Tage nur Röthe, eine mit dünner Kruste und Lymphe bedeckte kleine Zirkelfläche, und ein etwas lästiges Jucken; lauter Zeichen der Entwickelung des Giftes, das aber keinen disponirten Boden, selbst nach dreifsigjähriger Brache, vorfand. Bei anderen habe ich nach viel kürzeren Intervallen revaccinirt, und einen vollständigen Decurs der Pocken entstehen sehen.

Der Umstand, dessen oben erwähnt ward, dafs nämlich die wiederkehrenden legitimen Pocken erst nach und nach die Oberhand über die Kuhpocken gewannen, schien aber dennoch zu sehr auf eine allmähliche Abnahme der schützenden Eigenschaft hinzuweisen, als dafs man nicht darauf hätte bedacht sein sollen, endlich wieder einmal originäres Kuhpockengift anzuwenden. In unserem Vaterlande hat man sich während des letzten Decenniums, mithin schon seit 1823, bemüht, von erkrankten Kühen neue Pockenmaterie zu gewinnen. — Im Jahre 1828 war eine Pockenepidemie unter den Kühen sehr verbreitet, und es

ergab sich wiederholt Gelegenheit, an den Händen der Melkerinnen und Melker, die durch die Kühe unmittelbar inficirt waren, Kuhpocken der ersten Generation, von einer ungewöhnlichen Virulenz und Einwirkung auf den Organismus, zu beobachten. Man findet in dem Berichte des Herrn Prof. Ritter in Kiel, bevorwortet vom Herrn Etatsrath Pfaff, in den «Mittheilungen aus dem Gebiete der Medicin, Chirurgie und Pharmacie», herausgegeben von C. H. Pfaff, Jahrg. 2. Heft 2., eine vollständige Auskunft über die Bemühungen und Erfolge des Kieler Vaccinations-Institutes. Die Erfahrung über die Identität der Kuhpocke und der Mauke der Pferde (Jenner hat auch in der früher angeführten Schrift zwei Arten, eine echte und eine unechte angedeutet) ist ebendaselbst von Neuem bestätigt. Jenner hat zwar diese Identität bezweifelt, und gefunden, dafs die Materie der Mauke erst durch den Durchgang durch die Kuhpocke ihre gegen die Menschenpocken schützende Eigenschaft gewinne. Er geht so weit — wie bekannt — zu behaupten, dafs keine Pocke an den Kühen entstehe, ohne Uebertragung des Maukengiftes durch Melker, die zugleich die Hufe der kranken Pferde verbinden, und dann mit ihren, mit Maukengift behafteten Fingern die Kühe melken. Jedoch wird diese Behauptung in der zweiten Abtheilung jener oben angeführten Schrift wieder etwas zweifelhaft gemacht. — Nach der Darstellung in jenen «Mittheilungen» u. s. w. leidet auch dieses Factum noch an einer, des umsichtigen Experimentators bedürftigen, Dunkelheit. In dem Berichte selbst spricht nämlich Hr. Prof. Ritter (S. 199) also: «In diesem Jahre hatte ich auch Gelegenheit, die merkwürdige Erfahrung zu machen, dafs die Lymphe der echten Mauke bei Pferden einen Ausschlag hervorbringt, der in seiner Form, wie in seinem ganzen Verlaufe, von der Vaccine sich in keiner Hinsicht unterscheidet. Der damalige Physicus Dr. Meyn übersandte einmal dem Sanitätscollegium einige Portionen aus der Mauke dort aufgenommener Lymphe, die mir vom

Collegio zu Versuchen übergeben wurde. Ich impfte damit zwei Kinder; am vierten Tage erschienen Pusteln, die den regelmäfsigen Verlauf der Vaccine machten, und eben solche Narben hinterliefsen.» Der Herausgeber modificirt jene Angaben in seinem Vorworte (S. 196) dahin: dafs jene Lymphe «nicht aus der Mauke selbst genommen, sondern aus den Pusteln eines Mannes, welcher in Folge der Behandlung jener Mauke ein örtliches Exanthem an den Händen erlitten hatte, das in grofsen Blasen bestand, die jedoch mit den Kuhpocken in ihrem äufserlichen Ansehen grofse Aehnlichkeit hatten, und deren ganz klare Lymphe hierzu benutzt worden war». Diese Einleitung könnte wohl einige Bedenklichkeiten erregen. Man könnte die «grofse Aehnlichkeit» jener durch die Mauke erregten Bullae, eines Exanthems, «das in grofsen Blasen bestand», mit einer Kuhpocken-Pustula ein Weniges bezweifeln; man könnte noch weiter gehen; man könnte mit vollem Rechte sagen, beide Exantheme hätten im «Aeufserlichen», statt einer «grofsen Aehnlichkeit», eine grofse Unähnlichkeit, eine so grofse Unähnlichkeit gehabt, dafs man nicht angestanden hat, aus einer gleichen «äufserlichen» Unähnlichkeit ein charakteristisches Merkmal zwischen den Variolen und Varicellen herzuleiten [1]). Alles das könnte man über die behauptete Aehnlichkeit jenes Mauken-Exanthems, das in grofsen Blasen bestand, mit den Kuhpocken aussprechen, hätte nicht das Experiment an den zwei Impflingen jene innere Aehnlichkeit einigermaafsen bestätigt. Einigermaafsen, weil die Schutzkraft derselben durch kein Gegen-Experiment erwiesen oder untersucht worden ist. Aber auch im Fall ein solches Experiment angestellt, und keine Schutzkraft in den Maukepusteln der geimpften Kinder dargethan worden wäre; auch in diesem Falle hätte, nach

1) Nach Willan und Bateman, G. Hesse u. A.

nach Jenner's Experimenten (S. 13 der obengenannten Schrift), nur das Resultat daraus gezogen werden können, was eben Jenner gefunden haben will: dafs allerdings die Mauke als das Urexanthem, das gegen Menschenpocken schützt, zu betrachten sei; dafs dieses jedoch vorher einen Durchgang durch eine Kuh gemacht haben müsse; aus dieser gehe es erst mit seiner vollendeten schützenden Eigenschaft hervor, während es ohne diesen Durchgang nur eine äufserliche Aehnlichkeit mit den Kuhpocken in den Pusteln, die es, auf Menschen übertragen, erzeugt, habe. Räthselhaft bleibt es immer, dafs nach Jenner's Entdeckung diese Aehnlichkeit mit den Kuhpocken recht frappant gewesen zu sein scheint, während der Bericht aus Kiel in der Einleitung zwar von einer Aehnlichkeit spricht, aber eine Unähnlichkeit beschreibt, und deshalb in der Behauptung durch das «jedoch» eine Art Schwanken der Ansicht zu erkennen giebt, indem es heifst: «das in *grofsen Blasen* bestand, die jedoch mit den Kuhpocken in ihrem äufserlichen Ansehen grofse Aehnlichkeit hatten».

Nächst der Frage: Bis auf welche Generation abwärts die Kuhpocke im menschlichen Organismus ihre Schutzkraft beibehalte? ist die folgende: In welchem Stadium der sich entwickelnden Pocken die Lymphe ihre vollendete Energie habe? von gleicher Erheblichkeit. Sie ist, so viel mir bekannt, eben so wenig Gegenstand einer Reihe von Experimenten geworden, was sie doch bei allen schon bekannten Beobachtungen wohl gebeischt hätte. Bei der früheren Impfung mit Menschenpocken hat man die Erfahrung gemacht, dafs diese Lymphe nach einer gewissen Lebensepoche der Pustel zwar noch im Stande sei, einen Ausschlag zu erzeugen, der mit den ersten Pocken viel Aehnliches, ja so viel Aehnliches hat, dafs selbst geübte Beobachter nichts Abweichendes daran zu erkennen vermögen; aber keine die Disposition für echte Pocken zerstörende Pusteln, mithin nur bei aller äufserlichen Aehn-

lichkeit eine innerliche Unähnlichkeit besitzende Pocken. Läfst sich nicht Gleiches von der Kuhpocke befürchten? Nach welchem Motive hat sich nun der Impfarzt zu bestimmen? und an welchem Tage nach der Impfung, oder nach der Eruption, soll er die Lymphe zum Weiter-Impfen abnehmen? Der siebente scheint der angemessenste, von der Impfung an gerechnet; oder der vierte vom Zeitpunkte der Eruption. — Allein dieser Verlauf ist nicht so determinirt, dafs man auf ihn in dieser so wichtigen Maafsregel zu fufsen berechtigt wäre. Denn schon die verschiedene Jahreszeit verändert den Verlauf der Kuhpocken oft um einen ganzen Tag. Auch ist bei verschiedenen Subjecten die Dauer der Entwickelung verschieden nach Alter, Temperament, Idiosyncrasie. So wäre es denn der Sache angemessener, wenn man sich nach dem Zustande und dem Ansehen der Pustel richtete? Und wie ist denn eine Pustel beschaffen, die eine vollendet energische Lymphe enthält? Kennt man ihre Structur, ihre Gestalt, ihre ganze Formation hinlänglich? — Ich habe zweierlei, was den parenchymatosen Bau betrifft, von einander abweichende, Kuhpockenformen kennen gelernt; die erste ist zellig, und zwar kurzmaschig, etwa einer Citrone im Zellenbau zu vergleichen; dies ist die gewöhnliche, gröfsere Art; neben dieser giebt es eine zweite Varietät, die fast keine Zellchen hat, die beinahe einer Blase gleicht, und wenn man sie mit der Lancette ansticht, gleich zusammenfällt und einen bedeutenden Lymphtropfen ausstöfst, während die gröfsere, zelligere, nur langsam, und weniger, Lymphe ausstöfst, auch nicht zusammenfällt, wenn man sie auch mehremale ansticht. Von welcher Art ist die Lymphe am wirksamsten? oder ist kein Unterschied zwischen diesen beiden Formen in Rücksicht auf Energie ihrer Lymphe? — Ferner ist es doch wohl nicht einerlei, ob die Lymphe aus einer Pustel genommen wird, die erst eben anfängt, Lymphe in ihrem Inneren auszuscheiden; oder aus einer anderen, in der

schon die Secretion mehre Tage vor sich gegangen ist? Nun fragt es sich: Wann fängt die Lymphe an, energisch zu werden? wann ist ihre Energie auf ihrer Höhe? und wann nimmt diese wiederum ab? Ist sie im Anfange, in der Mitte, oder am Ende ihrer Absetzung am wirksamsten? Nach der Analogie mit der Zeugungskraft des Saamens müfste man die Mittelzeit zwischen der anfangenden und vollbrachten Bildung für den geeignetesten Zeitpunkt der Fortpflanzung betrachten; allein mit der blofsen Analogie ist es in keinem, und besonders nicht in unserem Falle abgethan, zumal da die Sache sich gar wohl zu Experimenten eignet.

Die Revaccinationsversuche im Grofsen, die man in Preufsen angestellt hat (s. Medic. chirurg. Zeitung. 1833. Beil. zu No. 16.), geben das Verhältnifs gelungener Revaccinationen wie 2 : 3 an; die im Badenschen gaben ein etwas niedrigeres Verhältnifs, ungefähr wie 1 : 3. Allein es ist schon immer bedeutend, wenn unter dreien Einer noch eine hinlängliche Disposition behalten (oder wieder erworben) hätte, und es würde in diesem Verhältnisse ein beträchtlicher Zunder für die Menschenpocken übrig geblieben sein.

Zum Schlusse dieser Einleitung folge eine Recapitulation der drei Hauptpunkte, von denen in derselben gesprochen wurde; sie beregen 1) die Rücksicht auf die Zahl der Impfstellen. Da die Kuhpocken nur in der Anzahl, die man durch die Impfstiche bestimmt hat, zum Vorschein kommen: so ist es wichtig, keine zu geringe Anzahl einzuimpfen, damit dem Organismus Gelegenheit gegeben werde, sich quantitativ zu saturiren; wenigstens sollte die Anzahl grofs genug sein, eine allgemeine Fieberbewegung und endlich eine kritische Diarrhöe zu bewirken. 2) Die Rücksicht auf die Qualität sowohl des Impfstoffes, als auch der aus ihm hervorgegangenen Kuhpocken; und zwar: a) in Hinsicht des Impfstoffes: dafs derselbe seine gehörige, gröfste Energie besitze, aus keiner zu jun-

gen oder zu alten Pustel genommen, wo möglich unmittelbar von Arm zu Arm übertragen, und nicht durch Eintrocknen oder, was vielleicht noch nachtheiliger ist, durch Berührung mit der Atmosphäre in flüssigem Zustande, unkräftig, werde; b) in Beziehung auf die erzeugten Pusteln: dafs diese ihre regelmäfsigen Entwickelungen vollenden, und dafs sodann, am liebsten bald nach ihrer Abtrocknung und nach dem Abfall der Schorfe, eine neue Impfung veranstaltet werde, zu untersuchen, ob noch Disposition zu wiederholter Pustelbildung vorhanden sei, oder nicht. Gröfseren Impfinstituten bleibt es überlassen, Versuche solcher Art zu machen, die dem Privatarzte nicht leicht gestattet werden möchten, und die er auf jeden Fall nicht in gehöriger Anzahl wiederholen kann. Von der Revaccination nach Verlauf einer Reihe von Jahren ist schon Vielfältiges erfahren, und, wie erwähnt, warnende Belehrung geschöpft worden.

Im October des Jahres 1824 schlofs ich meine Zusammenstellung des thatsächlichen Bestandes der Pockenepidemie, die damals entweder schon gänzlich verloschen, oder doch ihrem Verlöschen nahe war. Die Krankengeschichten, von denen ich diejenigen, die zur Charakteristik der Epidemie am tauglichsten erschienen, mittheilen werde, sind am Krankenbette gleich niedergeschrieben, und dies geschah bei vielen des Tages zweimal, unter sorgfältiger Beobachtung der Veränderungen, die in der Bildung des Ausschlages sowohl, wie auch in den allgemeinen Krankheitszufällen, sich zugetragen hatten.

Erstes Kapitel.

Die ersten Pockenfälle, die ich als practicirender Arzt beobachten konnte, fielen vor im Jahre 1814, zur Zeit der Belagerung Hamburgs. Mit den jungen, aus Frankreich kürzlich angekommenen Rekruten hatte sich das Pockencontagium aller Wahrscheinlichkeit nach bis hie-

her verschleppt. Seit jener Zeit hörte man von einzelnen Pockenfällen; und dafs jener Zeitpunkt als derjenige gelten kann, in welchem sie hier wieder zuerst erschienen, ist nicht zu bezweifeln. Das Jahr darauf sah ich einen Pockenfall der ausgezeichnetsten Art an dem Kinde eines Vagabonden. Sein Krankenlager befand sich auf der Brücke, die durch die Franzosen von Hamburg nach Haarburg geschlagen war, in einem der runden Wachthäuser auf derselben. Dort lag der Patient, ein Knabe von etwa 14 Jahren, auf einer Streu bei offenen Thüren, und jedem, der die Brücke passirte, sichtbar und zugänglich. Nach jener Zeit, als der Handelsverkehr mit England wieder hergestellt war, vernahm man, dafs sich in England die Pocken bei Vaccinirten häufig, und unter Gefahr drohenden Zeichen, wieder einstellten; auch erschienen nicht selten junge Männer von dort, welche die unzweifelhaften Spuren der überstandenen Pocken an sich trugen; unter andern war der Sohn eines hiesigen Bürgers, der von dem Hausarzte hier in der Kindheit geimpft worden war, sehr ernstlich an den Pocken in England erkrankt, und nach der Genesung mit Pockennarben bedeckt hieher zurückgekehrt.

Ereignisse solcher Art gehörten indessen noch immer zu den Staunen erregenden Seltenheiten, bis wir im Jahre 1824 zuerst eine vollkommene Epidemie von Variolen und Varioloïden erlebten. Der Winter vom Jahre 1823 auf 24 war ungewöhnlich milde. Es fiel häufiger Regen; feuchte Süd- und Südostwinde herrschten, und der Himmel war beständig trübe; selten sank die Temperatur bis zur Eisbildung; trockene Tage gab es gar nicht. — Schon im Anfange dieses Jahres konnte man aus manchen Zeichen abnehmen, dafs es sich vor vielen durch eine Fülle exanthematischer Krankheiten merkwürdig machen würde. Es herrschte eine ungewöhnliche Menge von Krankheiten, und es schien fast, als ob die eine die andere verdrängen, und sich an ihre Stelle setzen wollte; es war ein wahrer Kampf der einen gegen die andere zu beobachten. — Der

Keuchhusten war zuerst die verbreitetste Volkskrankheit; neben diesem kamen die Varicellen häufig vor; und selbst das Scharlachfieber, das während eines Jahres geschlummert hatte, zeigte sich von neuem, und entwickelte alle Tücke, durch welche es sich in der vorhergehenden Epidemie so fürchterlich machte. — Mittlerweile verbreitete sich das Gerücht, dafs in Hamburg die echten Menschenpocken Ueberhand nähmen. Gerüchte solcher Art werden gewöhnlich auch von den Neuigkeits-Lüsternen nicht hoch angeschlagen, und geben mehr ein Mittel der Unterhaltung als wirklichen Anlafs zur Besorglichkeit ab; sie gehören gröfstentheils in die Kategorie der Accidentmäkerei. Diesmal ward aber bald Ernst aus der Sache. Bald ertönte auch aus dem Munde der Besonnenen und Kundigen die Schreckenspost, dafs eine Pockenepidemie ausgebrochen sei.

Wie es in fast allen Epidemien contagiöser Art in dieser Gegend zu geschehen pflegt, dafs sich die Krankheit zuerst in Hamburg entwickelt, und erst nach Verlauf einer bestimmten Zeit bis nach Altona dringt; so geschah es ebenfalls, dafs die Pocken fast sechs volle Monate brauchten, um sich über eine Strecke von höchstens einer Achtelmeile zu verbreiten. Ich habe dieser höchst interessanten Thatsache eine ausführliche Berücksichtigung zugewandt, und sie in der Altenburger, von Pierer herausgegebenen, allgemeinen medicinischen Zeitung durch eine Hypothese aufzuhellen versucht. — Den meisten unter den jungen Aerzten war in dieser Epidemie ein ganz Neues und Unerwartetes erschienen, und sie besuchten häufig die Kranken in der Nachbarstadt, um sich über die Pocken, wie über eine unbekannte Krankheit, zu belehren. Wie sich nach einiger Zeit die Epidemie über den Hamburger Berg, die Vorstadt Hamburgs, die bis Altona sich erstreckt, zu verbreiten anfing, kamen auch häufige Pockenfälle in unsere Behandlung. Noch immer wurden der Krankheit mancherlei Namen gegeben; man hörte von ech-

ten und falschen Pocken, von Varicellen, ja von brandigen Pocken; und so summten, wie Mückenschwärme, die verwirrenden Namen um unsere Ohren, von Unkunde oder Halbwisserei, von Leichtsinn oder Lust am Schrecklichen erzeugt; und so ward Wahres mit Falschem vermischt, Klares mit Dunklem, bis man nach und nach durch besonnenes Beobachten zu einer zuverlässigern Kunde gelangte, und zur Erkenntnifs einer Epidemie von wahren Pocken, untermischt mit solchen, die durch die Vaccination in ihrer Ausbildung eine Hemmung erlitten hatten, und die man die Varioloïden zu nennen sich gewöhnt hat.

In Hamburg ward von der medicinischen Oberbehörde mancherlei hierauf Bezügliches angeordnet. Man schaffte, so viel möglich war, die Kranken ins Hospital; die sich in ihren Häusern behandeln lassen wollten, mufsten sich einer strengen Sperre unterwerfen. Aufforderungen wurden bekannt gemacht, und Senatusconsulte an die Strafsenecken und öffentlichen Plätze angeheftet, durch welche das Publicum ermahnt und aufgefordert wurde, die Kinder baldigst impfen zu lassen. Es wurden viele Impfärzte delegirt, und, zur rascheren Betreibung, in mehren Gegenden der Stadt Stuben eingerichtet, wo zu bestimmten Stunden tagtäglich geimpft wurde. — Auf den Strafsen begegnete man schon hin und wieder Gesichtern, die von frischen Pockennarben entstellt und mit der kupfrigen Röthe, die eine Zeitlang die Narben bezeichnet, bedeckt waren. Mit heimlicher Betrübnifs betrachtete man diese Menschen, und mit einer Art Verzweiflung an der Wirksamkeit jedes ärztlichen Strebens.

Im November 1823 wurde ich beim ersten Kranken zu Rathe gezogen, und von diesem Zeitpunkte an verfolgte ich den Gang der Epidemie am Krankenbette. Eine Epidemie dieser Zeit mufs sich natürlicherweise von den früheren, durch die hinzutretende Modification vermittelst der Vaccine, auf eigenthümliche Weise auszeichnen; allein

auch hiervon abgesehen hatte diese Epidemie manches Auffallende und Besondere gegen die früheren.

Mögen nunmehr die Krankheitsgeschichten selbst ein Bild dieser Epidemie aufstellen, während dem Beobachter nebenher vergönnt sein möge, gelegentlich das hervorzuheben, was ihm beachtenswerth erschienen ist.

Erster Fall.

Am 21. November 1823 erkrankte die 30jährige Frau eines Arbeitsmannes vom Hamburger Berge. Angst, Ekel, Erbrechen, Hitze und Gliederschmerz waren die Zufälle der ersten beiden Tage, so weit sie sich derselben erinnerte. Am Ende des dritten Tages, also am 23. Nov., bemerkte sie kleine rothe Fleckchen auf den Händen. Der Leib war verstopft; der Urin heifs. Sie litt an Hitze und Durst. Am siebenten Tage der Krankheit liefs sie mich rufen. Die Pusteln befanden sich in vollkommener Entwickelung, gesondert auf den Extremitäten und dem übrigen Leibe, zusammenfliefsend — wie gewöhnlich — im Gesichte. Auf ihrer Oberfläche waren sie eingedrückt (umbilicatae); um diesen Nabel [Delle, Kütchen, eine kleine trichterförmige Vertiefung im Mittelpunkte der Pocke [1])] war ein weifslicher Kreis; von diesem gingen in der Regel sechs weifse Linien bis zum Rande des Umkreises der Pocke, woselbst ein Gränzumkreis von weifserer, der weifseren Scheibe um den Nabel ähnlichen, Farbe sie, wie Radien, aufnahm. Wir wollen die weifse Scheibe um den Nabel den Discus, die weifsen Linien Radii, die weifse Kreislinie, in welche sie enden, den Cir-

1) Dieser bei den genuinen Menschenpocken nie fehlende nabelförmige Eindruck, und der sich gleich einfindet, wie die Pustel sich ausbildet und erhebt, ist bei den Varicellen nie in dieser Art vorhanden. Das später entstehende Grübchen, das von der anfangenden Krustenbildung entsteht, ist begreiflich von ganz anderer Natur. Vergl. G. Hesse's Schrift «über Varicellen u. s. w.» S. 139, wovon späterhin noch besonders die Rede sein wird.

culus terminalis (entsprechend der Vena terminalis in der Area) benennen. Solchemnach hätte die reifende Pocke in der Formation viel Aehnlichkeit mit einer Stachelbeere, nämlich in der Art des Erscheinens des Gefäfssystemes in beiden. An der Menschenpocke, in ihrer vollkommenen Entwickelung, läfst sich also erstlich der Nabel (Umbilicus), zweitens der weifsere Kreis um denselben (Discus), drittens die von diesem ausstrahlenden, gewöhnlich 6, weifsen Linien (Radii), und endlich viertens der Randkreis (Circulus terminalis), in welchem diese weifsen Linien sich verlieren, deutlich unterscheiden. Im Verlaufe der Krankheit zeigt sich eine fortschreitende Verminderung des Discus, bis sich dieser ganz und gar auf den Umbilicus beschränkt; die Pocke ist sodann am klarsten. Allein von nun an reifst das Gefäfsbündelchen des Nabelstranges, der von dem Umbilicus nach dem Boden der Pocke verläuft und ihn da befestigt, und die Pocke wölbt sich — füllt sich —, indem sich zugleich die Lymphe derselben trübt und in Eiter verwandelt.

Diese Kranke versicherte mir, sie habe als Kind die echten Menschenpocken überstanden, zeigte mir auch einige Narben am Halse, die durch die von Heim angegebenen Merkmale sich zu bewähren schienen. Am 9ten Tage fing das Gesicht an aufzudunsen. Zugleich brachen hin und wieder neue Pusteln aus, die sich, kleiner von Gestalt, zwischen die gröfseren, älteren eindrängten. Am 10ten Tage hatte das Fieber noch nicht nachgelassen; die Kranke wirft sich unruhig im Bette umher. Ein Klystier bringt Oeffnung, die noch immer sparsam war. Am 11ten Tage wächst noch immer die Gesichtsgeschwulst, und die Augen sind fast geschlossen. Am 13ten Tage fängt die Lymphe der Pocken an trübe zu werden. Nunmehr fangen die Hände zu schwellen an. Fieber und Schlaflosigkeit im Zunehmen. Am 14ten Tage dieselben Zufälle; besonders lästig wird ein Brennen über die ganze Oberfläche des Körpers. Es stellen sich Magen-

schmerzen ein. Leib verstopft. Weder Speichelfluss, noch Schweifse. Kein Schlaf. Am 15ten Tage: Die Magenschmerzen steigen. Im Gesichte bräunen sich die Pocken, und bilden dunkele Krusten. Indem sie sich lösen, zeigt sich unterhalb derselben die Haut wund, roth und eiterig. Durch gelinde Abführmittel legt sich der Magenschmerz. Am 16ten Tage: Noch immer kein Schlaf von selbst. Die Pusteln der Brust und der Arme und Hände wollen nicht trocken werden. Im Mittelpunkte bräunen sich zwar die Pusteln, im Umkreise aber kriecht die Verschwärung immer weiter. Es löst sich das Oberhäutchen, wie bei den oberflächlichen Nagelgeschwüren; und unter demselben befindet sich eine rahmähnliche Feuchtigkeit; die also entstandenen Geschwüre sind sehr schmerzhaft. Der Körper ist wie mit heifsem Wasser gebrüht; Tag und Nacht keine Ruhe; Opiate schaffen nur geringen Trost. — Tagtäglich verbreiten sich diese Geschwüre, fliefsen endlich in einander, bilden grofse Flecke; das Häutchen zerreifst; die Kranke ist wie geschunden. Nirgends Ruhe, keine Linderung der Leiden. Wiewohl nun die Gesichtsgeschwulst sinkt, so sind doch die Pusteln noch immer entzündet. Man kann die Kranke nirgends anfassen; jedes Rühren erregt ein Angstgeschrei. Es hat sich mittlerweile ein schleichendes Fieber (das dritte; indem erst das Ausbruchs-, darauf das Eiterungsfieber als das zweite, diesem vorangingen), ohne Nachlafs, ausgebildet; die Kranke, bis aufs Aeufserste erschöpft, stirbt sanft, ohne Kampf, am 21sten Tage nach dem Ausbruche der Krankheit, am Ende der dritten Woche, den 11ten December 1823.

Viele wurden von den Pocken ergriffen, die nach ihrer oder ihrer Eltern Aussage in ihren ersten Lebensjahren diese Krankheit schon überstanden haben sollten. Ein Gleiches erfuhr ich auch in dieser Zeit, indem ich diese Epidemie beschrieb; es wurden nämlich wiederum zwei Männer mittleren Lebensalters ergriffen, deren erster,

nach Aussage der Mutter desselben, die echten Pocken in der Jugend gehabt haben soll, und der zweite das Gleiche von sich selbst behauptete. In der Regel wurde hinzugesetzt, dafs die Pocken sehr gelind und wenig zahlreich gewesen wären. Allein es fehlte auch keinesweges an Beispielen, die unbezweifelt eine mehrfache Wiederholung der Menschenpocken darthaten, wovon denn im Vorhergehenden ein aufserordentliches Beispiel erzählt worden ist.

Zweiter Fall.

Ein Gymnasiast, 23 Jahre alt, behauptet, an der Stirn echte Pockennarben von früher überstandenen Pocken gehabt zu haben. In der gegenwärtigen Verfassung seines Gesichtes war nichts derartiges mehr erkennbar. Auch dürfte der Umstand, dafs er allein von Narben an der Stirn sprach, diese als Pockennarben verdächtigen, und vielmehr Varicellennarben andeuten, die fast ausschliefsend diese Stellen am oberen Theile des Gesichtes einnehmen. Am 26. Januar, dem dritten Tage seiner Krankheit, wurde er aufgenommen. Der Krankheit ging mehre Tage Zerschlagenheit und Gliederschmerz voran (ein κόπος). Sodann ein heftiges Fieber, und am dritten Tage der Ausbruch. Von Ansteckung war keine Spur vorhanden. Das Fieber war gleich anfangs so stark und von so bedeutenden Symptomen einer Encephalitis begleitet, dafs ein Aderlafs nöthig schien; nach diesem beruhigten sich diese Zufälle. Das Blut hatte keine Entzündungshaut. Am 28sten fing das Gesicht an aufzuschwellen. Zahllose Pusteln, hellroth, hart anzufühlen, zeigten sich, mit lästigem Jucken. Am 29sten zeigte sich zuerst das zweite Fieber, das der Eiterung. Das Gesicht wird wieder dünner, ohne erheblichen Speichelflufs. Die Hände schwellen nunmehr an [1]). Am 30sten wuchs das Fieber. Auf der

---

1) Einen gleichen Gang nimmt das Schlangengift durch den Körper. Ich sah bei einem Menschen, dem eine Otter (Vipera Berus) in das erste Gelenk des Mittelfingers der

Stirn und der Nase bilden sich Borken. Am 31sten: Das Fieber beruhigt. Fast keine Salivation. Der Appetit kehrt zurück. Am 3. Februar: An den Extremitäten wollen sich keine Borken bilden, sondern es verbreitet sich eine Verschwärung unter der Oberhaut im Umkreise der Pocken, und kriecht von einer Pocke bis zur nächsten fort. Ein drittes Fieber entzündet sich. Im Gesichte befindet sich eine ganz eigenthümliche Röthung und Spannung; es ist wie mit einem glänzenden Firnifs überzogen, und schmerzt heftig. An die Haut des Kranken, die von der Cuticula nach und nach ganz entblöfst wird, klebt die Bettwäsche an, und erregt unnennbare Qualen; oft rieselt an tausend Stellen Blut herunter. Am 7ten und 8ten: Nach und nach heilen diese geschwürigen Flächen, und die Haut bedeckt sich wieder mit neuer Epidermis. Er wird geheilt, und ist voller Narben.

Dies wäre der zweite Fall, in welchem im Abtrocknungsstadium, durch jene unter dem Oberhäutchen fortschleichende Verschwärung, unsägliche Qual und grofse Lebensgefahr herbeigeführt wurde. Die jetzt folgende Geschichte stellt ein jammervolles Bild der Pockenkrankheit mit diesem eigenthümlichen Ausgange dar.

Dritter Fall.

Ein anderer Gymnasiast, ein Freund des ersten, behauptete ebenfalls, in seiner Kindheit mit den Menschenpocken behaftet gewesen zu sein; indefs waren nirgends

---

linken Hand stach, die Geschwulst von der gestochenen Stelle den Arm hinaufziehen. Sodann schwoll das Gesicht unförmlich auf: dann der Hals, und das Gesicht ward dünner; dann die Brust; dann der Unterleib; zuletzt die Beine und Füfse. Auch die Eingeweide litten in derselben Ordnung. Erstlich ein starker Ausflufs von Speichel; dann Erstickungszufälle; dann heftige Leibschmerzen, und zum Beschlusse eine Dysurie. Diese Wirkungen wiederholten sich noch mehre Jahre nach einander durch entsetzliche periodische Dyspnöe.

Pockennarben zu bemerken. In der Nacht vom 9. Februar wurde er von Gliederschmerz, Unruhe, Frost, Hitze und Erbrechen befallen. Das Fieber dauerte bis zum 11ten, ohne Eruption; erst am 12ten Abends erfolgte diese. Die Pusteln brennen an der Stirn. Der Patient wirft sich im Bette unruhig umher; leichtes Nasenbluten stellt sich ein. Eine grofse Niedergeschlagenheit. Am 13ten wird der Ausbruch frequenter; an den Extremitäten zeigen sich Flecke wie Flohstiche. Die Augenlieder fangen an zu schwellen. Husten, und Schmerzen in der Rachenhöhle. In der Mundhöhle auf der Zunge bis tief hinab, so weit sich diese Cavität überschauen läfst, zeigen sich Pusteln, die von weifser Farbe, abgeplattet und in ihrer Mitte eingedrückt sind, also ganz die Eigenthümlichkeit der Pockenpusteln besitzen, nur dafs ihr Sitz auf einem beständig mit Speichel angefeuchteten Grunde die Farbe derselben, wie die in Feuchtigkeit gelöster Epidermis und hornartiger Gebilde überhaupt, in eine weifse verwandelt hat. — Der Patient leidet an Angst, Seitenstechen, ohne dafs dabei die Respiration gehemmt wäre. Der Puls ist unterdrückt. Am 14ten stellt sich Speichelfluſs ein, und wird bald profus. Auf der abgeplatteten Höhe der Pocken zeigt sich die Bildung klarer Lymphe. Am 16ten schwillt das Gesicht an. Die Salivation ist aufserordentlich (im Verhältnifs zu der Frequenz der Pocken in dem Munde und in der Rachenhöhle). Die Pusteln flieſsen zusammen, und werden auf ihrem Plateau weifs. An den Extremitäten sind sie discret und mit einem hellrothen Kreise umgeben. Das Fieber legt sich. Am 18ten bildeten sich auf der Stirn und auf dem Gesichte hin und wieder wachsfarbige Krusten. An den Extremitäten erhoben und wölbten sich die Pocken (der mittlere Gefäfsstrang der Pocke, der durch seine Verbindung mit dem Grunde derselben den Eindruck in der oberen Fläche derselben hervorbringt, war durch die Eiterung abgerissen); die Pocken sind mit einem schmalen Ringe entzündeter Haut umgeben. Die Salivation hält in

gleicher Profusion an; das Gesicht wird jetzt dünner. Ein neues Fieber entwickelt sich. Der Kranke wird von vielem Jucken geplagt, besonders an der Stirn. Am 19ten wird das Gesicht noch mehr von der Geschwulst befreit. Der Speichelfluss nimmt ab. An den Extremitäten sind die Pocken ganz regelmäfsig. Der Kranke hat eine kurze Zeit geschlafen. Am 20sten der Puls mäfsig beschleunigt. Die Abtrocknung fährt im Gesichte fort; dabei beklagt sich der Patient immer noch über eine aufserordentliche Angst und das Gefühl schweren Krankseins. Am 21sten erscheint das Gesicht wie mit schwarzer Maske bedeckt. Husten stellt sich stärker ein; das Schlingen ist erschwert; noch immer ist der Speichelfluss aufserordentlich stark. Fieber mit einem höchst beschleunigten Pulse. An der rechten Hand erscheinen, vermuthlich aus mehren confluirenden Pusteln, Blasen, die nur zum Theil mit Eiter gefüllt sind. Angst, Unruhe. Die Oeffnung fehlt. Viel Urin gelassen. Die Haut brennt. Die Pusteln sind sehr flach. Am 22sten der Puls frequent und klein. Der Speichel ist zähe, und wird mühselig herausgeharkt. Der Patient ist heiser. Jene Blasen auf den Extremitäten vermehren sich. Sie sind mit weniger, hellgelben oder durchsichtigen Lymphe gefüllt, doch nur so, dafs die Blasen nicht gespannt, sondern schlaff und zu weit erscheinen; das Oberhäutchen ist kraus, und umschliefst wie ein Beutel mehre discrete Pockenpusteln, die, jede für sich, eitern. Es hat sich auf diese Weise durch den beschriebenen Schwärungsprozefs das Oberhäutchen, das die Pocken und die zwischen denselben befindliche Haut überzog, losgeschält, und überdeckt, wie eine Glasglocke, mehre Pockenpusteln. Am 24sten ist das Gesicht wie mit einer schwarzen Rufsschichte überzogen; diese ist wie ein durch Hitze eingetrockneter und unregelmäfsig geborstener Ueberzug anzuschauen. Ein Entsetzen erregender Anblick! Denn da, wo dieser schwarze Ueberzug geborsten ist, erscheint in unregelmäfsigen Spalten die feuerrothe, entzündete Haut, wie rothglühendes

Eisen. Auf den Extremitäten verbreitet sich die Cuticularverschwärung immer weiter. Kein Speichelflufs mehr und kein Gefühl von Schmerz. Dagegen das brennendste Fieber mit mussitirendem Irrereden; dieses tritt jedoch nur unterbrochen ein; die meiste Zeit ist der Patient sich seiner bewufst. Am 25sten sind die schwarzen Borken vom Gesichte herabgefallen. Die Gesichtsfarbe ist gleichmäfsig scharlachroth, trocken-glänzend, wie mit einem Firnifs überzogen; die Haut ist in diesem Zustande mumienhaft an die Knochen angedrückt, die in scharfen Umrissen hervorragen. Die Augenliedränder sind zerfressen von der niedertriefenden Jauche. Beim Schlummer bleiben sie geöffnet, indem das untere Lied so tief heruntergezogen ist, dafs das obere es nicht erreichen kann. Das Fieber brennt ohne Nachlafs. Der Anblick ist schauderhaft; kaum dafs der Abscheu dem Mitleiden Raum läfst. Endlich wird die ganze Oberfläche des Körpers wie auf dem Roste gebratenes Fleisch. Der Kranke ist in Verzweiflung, die Marter gränzt ans Unerträgliche, eine wahre Höllenpein. Endlich löst ein sanfter Tod am 29. Februar, am 21sten Tage der beginnenden Krankheit, Leben und Leiden. Er schied hinüber, indem er eben Schleim ausräuspern wollte, seiner vollkommen bewufst, in der äufsersten Erschöpfung, und seine Leiche gab noch ein Bild des Entsetzens und des Abscheues.

In dem Verlaufe der Krankheit des ersten Falles fehlte die Salivation fast durchaus; in diesem dritten war sie fast übermäfsig; der Ausgang war in beiden gleich. Bei dem ersten war der Verlauf in der ersten Epoche regelmäfsig; in diesem dritten zeigte sich gleich anfangs ein verderblicher Geist. Ausgänge von verwandter Natur und gleichem betrübten Erfolge zeigt auch das Scharlachfieber. Im zehnten Bande dieser Annalen, April 1828, S. 407, ist dieser perniciöse Ausgang beim Scharlach beschrieben und mit dem entsprechenden der Pocken parallelisirt.

Vierter Fall.

Ein junger Mensch von 21 Jahren, ein Zimmermann, wurde im Krankenhause, in welchem daznmal manches verändert wurde, angesteckt. Es befand sich in demselben, nahe dem Orte wo er arbeitete, ein pockenkrankes Frauenzimmer, jedoch durch eine dichte Wand von ihm geschieden. Am 24. Juli Kopfschmerz, Mattigkeit und reifsende Rückenschmerzen, ein Ziehen in den Beinen (κόπος). Ohne vorausgegangenen Frost — wie er behauptet — wird er von Hitze ergriffen. Am 26sten ereignet sich eine sehr reichliche Blutung aus der Nase. An der Stirn erscheint der Ausschlag. Am 28sten tritt mehrfältig eine Erstickungsgefahr ein. Es ward ein Brechmittel gereicht, welches wirkte und auch mehre Stuhlausleerungen erregte; und nunmehr ward der Ausbruch der Pocken allgemeiner. Das Gesicht schwillt auf, und es stellt sich ein Speichelfluss ein. Im Gesichte fliefsen die Pocken zusammen. Alle übrigen Erscheinungen sind regelmäfsig bis zum 3ten August. An diesem Tage fängt die Eintrocknung der Pocken im Gesichte an sich zu zeigen. Das Fieber ist fast verschwunden; dabei aber dennoch ein lebhafter Durst, und übertrieben starker Speichelfluss. Der Speichel sehr flüssig. Im Gesicht vereinigen sich die Pocken in grofsen Borken, und gleichen einer Speckschwarte, welche Stirn und Nase bedeckt. Gegen den 5ten entwickelt sich das secundäre Fieber, und nach gerade fängt die Gesichtsgeschwulst an abzunehmen. Auf dem übrigen Körper will es aber mit der Abtrocknung nicht von Statten gehen. Am 11ten zeigen sich halbleere Blasen, mit einem weifslichen, eiterhaften, stinkenden Ichor zum Theil gefüllt; diese Verschwärungen schleichen weiter fort unter dem Oberhäutchen. Ein leichter Husten erhebt sich. Vom Gesichte ist die Haut wie abgeschunden. Nunmehr vermehrt sich das Fieber, die Haut brennt; keine Salivation, und der Leib verstopft; dergestalt zieht sich die Krankheit hin

bis

bis zum 17ten, dem 24sten Tage vom ersten Anbeginne der Krankheit. Hier trocknen die Pocken ab; dort entwickelt sich neue Eiterung und Entzündung, und kriecht maulwurfsartig unter der Haut weiter. Besonders entstellt ist das Gesicht, und bietet einen Anblick zum Entsetzen, über und über mit einer kohlschwarzen Rinde bedeckt; diese Maske jedoch, hier und da gerissen, läfst durch diese dunkelrothen Spalten kleine Blutströmchen herunterrieseln, und wo sie angetrocknet ist, bildet sie zwischen der schwarzen Decke glutrothe Spalten und Risse. Die Hitze der Haut ist stechend; dabei wenig Durst; Tag und Nacht ohne Ruhe; der Urin roth und häufig gelassen, ohne Sediment. Auf solche Art, auf eine jämmerliche Weise wie an gelindem Feuer geröstet, im glühenden Schmerz der heifsen und gespannten Haut, beständig gezwungen auf dem Rücken zu liegen, indem unter allen Lagen diese noch immer, so unerträglich sie auch sein mochte, die wenigst schmerzliche war, war der einzige Wunsch des Kranken, zu sterben, und der einzige vom Himmel erflehete Trost ein baldiges Ende so grofser und unausgesetzter Qualen. Endlich ergreifen die Vorboten des ersehnten Todes, die Angst und Beklemmungen des Herzens, unsern armen, gefolterten Mann; mehre Tage wird die Respiration erschwert, endlich hoch und schnappend; der Kampf, der schwerste Todeskampf, den man sich denken kann, endete erst in der Nacht.

Vier Fälle habe ich nunmehr beschrieben, in welchen ein schauderhaftes Ende den Gang anfänglich gutartiger Pocken beschlofs; dieses Symptom kam in weniger heftiger Gestalt noch öfter vor; ich wollte nur die hervorstechendsten aufbewahren. Von diesem Symptome hat, so viel mir bekannt, nur ein einziger Schriftsteller, und dieser nur discursive, geredet. In dem Vorrathe von Schriften, sowohl allgemeiner Therapie, als auch von Monographien, fand sich nur in Rosenstein's Kinderkrankheiten, in der Murrayschen Uebersetzung (Göttingen 1766, S. 155) die-

ser Ausgang als ein höchst gefährlicher dargestellt, unter dem Titel: verzögerte Abtrocknung. Denn was Sydenham im vierten Kapitel von den anomalen Pocken der Epidemie von 1674 — 75 bemerkt, dafs sie häufig einen gedehnteren Verlauf, und dadurch einen oft tödtlichen Ausgang gezeigt hätten, kann nicht wohl von einem diesem gleichen Ausgange verstanden werden. Sydenham würde wohl nicht verfehlt haben, die Art dieses traurigen Ausganges ausführlicher und mit Genauigkeit zu schildern; indem er blofs angiebt, dafs einige Kranke noch jenseits des 20sten Tages der Krankheit unterlegen seien. Dagegen hat der Herr G. Hesse, in seiner klassischen Schrift über die Varicellen, eines ähnlichen Ausganges der Varicellen gedacht, und denselben ausführlich geschildert.

Diesen gefährlichen Abschnitt des Pockenverlaufes mufs man als einen vierten, und dieses Fieber als ein wahres Zehrfieber betrachten, das mit dem vorhergehenden, regelmäfsigen Eiterungsfieber in keinerlei Weise verwechselt werden darf. Das Eiterungsfieber ist, nach aller Wahrscheinlichkeit, ein Ausdruck der Selbsthülfe der Lebenskräfte, in ihrem Bemühen, sich von der Parasitenpflanze, den Pocken, zu befreien. In ihm erklärt sich die siegreiche Natur im Kampfe mit dem ihr angehefteten Feinde. Sie umgiebt ihn mit Blute, schmilzt seine Umgebung und den Grund, auf welchem er sich festgesetzt hat; sie sprengt die Nahrungskanäle, das Nabelschnürchen, der Pocke, und verwandelt endlich die Giftmaterie des Contagiums in einer Verhüllung mit organischen Eiterkügelchen in einen verhältnifsmäfsig milden Stoff, der entweder durch Resorption, oder durch Zerstörung der umhüllenden Blase, oder durch Eintrocknen, aus dem lebendigen Bezirke entfernt wird [1]). Ich sollte mei-

---

1) Wer sich von den Heilprozessen der Natur ein treues Bild verschaffen möchte, der lese, und lese wieder, unseres trefflichen Jahn's Buch von der Heilkraft der

nen, dafs das allmähliche Eindicken bis zur endlichen Trocknifs der genuine Gang der heilkräftigen Natur sei. Gerade durchs Trockenmachen wird der Feind gelähmt und am sichersten hinausgeworfen. Der Heilungsprozefs wäre demnach in seinem Beginne eine gröfsere Verflüssigung, in seinem Beschlufs eine endliche Verfestigung, bis die neugebildete trockene Cuticula unter der Pockenraabe, mit der eben so trockenen Pockenraabe selbst keinen Anheftungspunkt mehr bietet. Die Raabe fällt natürlich ab, und unter derselben entdeckt man scariöse Blätter einer Cuticula decidua. In den erwähnten und ähnlichen Fällen aber hat eine nachhaltigere Virulenz die Natur in ihrem Heilbestreben gestört und überwunden. Man kann dieses vierte Stadium der Menschenpocken, das in einem ganz besonderen Zustande der Pusteln und ihres Inhaltes, der dem Eintrocknungsversuche widersteht, in einer eigenthümlichen, sich spät entwickelnden Schärfe der Materie begründet sein mufs, als einen chronischen Entzündungsanhang zur Pockenkrankheit ansehen. In den weniger gefährlichen Fällen blieb es doch immer ein lästiges, verzögerndes Symptom, das dem Patienten, auch wenn es ihn nicht zu Grunde richten konnte, doch zur entsetzlichen Qual ward, und ihm die angemessensten und leichtesten Lagerstätten in glühende Roste verwandelte. Wo es tödtlich ward, war es zuvor eine Folter. Mittel dagegen waren schwer zu finden; kaum war Erleichterung der Lage möglich. Austrocknende Salben mit Bleiextract schienen zwar zu nutzen, konnten jedoch nicht mit Sicherheit auf eine so grofse Fläche angewandt wer-

---

Natur. Nur lasse er sich nicht verleiten, wegen solcher Thaten sie zu apotheosiren; sie, die selbst nur Werk und Geschöpf ist, und nicht immer einen glücklichen Gebrauch ihrer blinden Kräfte zu machen weifs. Der einsichtige Arzt und der noch einsichtigere Schöpfer des Instinktes treten füglich zur Seite und darüber. Bewunderung der Natur; Anbetung ihrem Meister!

den. Es war gleichviel, ob der Leib verstopft oder gelöst war; weder stärkende Mittel, noch Antiseptica, weder der vielbelobte Mercur, noch einfache Oele schafften Linderung. Nur die Natur wufste noch hin und wieder Rath zu schaffen, durch Mittel, wie sie unsere Büchsen und Flaschen nicht haben, und die sie nach Zeit, Maafs, Gewicht und Art auch besser anzuwenden versteht, als ihre noch so zaghaft-umsichtigen und behutsamen Nachahmer.

Nach dieser Schilderung des anomalen Verlaufes wird es nicht unstatthaft sein, wenn wir den völlig regelmäfsigen an einem Beispiele schildern. Das Bild des normalen Krankheitsganges nach Tagen und einzelnen Zügen wird besonders dazu dienen, die bisher gegebenen Unregelmäfsigkeiten, so wie die noch folgenden, wohlthätigeren, scharf aufzufassen.

Fünfter Fall.

H. K., ein dreifsigjähriger Mann, hat nie geblattert, noch die Kuhpockenimpfung durchgemacht. Am 8. Februar wird er von Frost, abwechselnder Hitze und Kopfschmerz befallen. Am 9ten wächst das Fieber unter Zeichen katarrhalischen Ergriffenseins. Am 10ten erfolgt die erste Eruption, wie er behauptet, an den Händen (die Pusteln im Gesichte werden selten von den Patienten selbst frühe genug bemerkt). Im Gesichte empfindet er ein Brennen. Am 16ten sah ich den Kranken zum ersten Male. Seine Haut ist feucht. Die Pusteln sind gesondert, nicht völlig kreisrund, auf der Höhe flach, tafelförmig, weifslich, erhoben, mit einem rothen Ringe an der Basis umgeben. Die Zunge weifs. Er ist fieberfrei. Am 17ten: Die Pusteln wachsen und erheben sich mehr; in ihrer Mitte werden sie eingedrückt und erhalten das Grübchen, den Nabel. Zwischen den gröfseren Pusteln sind kleinere zerstreut. Die Haut wird wärmer; der Puls füllt sich und wird häufiger. Kein Kopfweh, kein Durst, wenig Schlaf, das rechte Auge katarrhalisch afficirt, fast kein Speichel-

fluſs. Am 18ten heftiges Fieber, Durst, Schweiſs, verstärkte Salivation. Die Blattern füllen sich, sind aber auf dem Plateau noch eingedrückt. Das Gesicht, besonders die Augenlieder, sind angeschwollen. Bemerkenswerth scheint folgende Veränderung in dem Inhalte der Pocken: Bei denen nämlich, die sich zur Eiterung anschickten, trübte sich die in ihnen enthaltene durchsichtige Lymphe, und kleine weiſsliche Flocken schwammen in derselben, fast wie die Verknöcherungspunkte in einem klaren Knorpel aussehend. — Daſs die Pockenmaterie in ihrem Entstehen zuerst klar sei, lehrt die Analogie mit anderen Secretionen, besonders mit der gemeinen Eiterbildung; welche Bewandtniſs es daher mit den sogenannten Krystallpocken habe, und wodurch besonders ihre Gefährlichkeit entstehe, ist mir unbekannt, da ich selbst keinen dahin gehörenden Fall zu beobachten Gelegenheit hatte. Es wäre möglich, daſs in ihnen länger, und über die Gebühr lange, das eigentliche klare Pockencontagium, als solches, in seiner vollendeten Virulenz sich erhalte, unbezwungen durch die Heilkräfte der Natur, deren Bestreben dahin gerichtet ist, durch Eiterung und Vertrübung die giftigen Eigenschaften dieser Lymphe zu mildern und einzuhüllen. Am 19ten sehr heftiges Fieber, Aengstlichkeit, trockene Zunge, gröſsere Gesichtsgeschwulst. — Zu vergleichen — so erzählt mein Tagebuch — war die Generation der Menschenpocke der Generation der Galba im bebrüteten Eie. In den ersten Tagen nämlich erweicht sich die entstehende Pustel ihrem Inhalte nach als ein Behälter ungebildeten Blutes — wie dieses als Bildungscambium sich wie ein rothbrauner Brei in den neu sich bildenden Federn der Gänse, wie es von Cuvier meisterhaft geschildert ist, vorfindet. — An der Spitze der Pocke fängt zuerst die Erzeugung der Lymphe an, sichtbar zu werden. An dem Orte also, der sich als erster Bildungspunkt, und als einer, der dem mütterlichen Boden am meisten entgegengesetzt ist, darstellt, erfolgt die Forma-

tion des Saamens der Pocke, erreicht sie zuerst ihre Individualität im Vermögen der Fortpflanzung. — Am dritten Tage nach dem Ausbruche erblickt man verschiedene höchst regelmäfsige Kreise und Radien auf dem Plateau, wo diese Saamenbildung geschafft wird. Es zeigen sich zwei undurchsichtige Kreise, die durch einen durchsichtigern geschieden sind, und zwar nach folgender Ordnung: Auf dem Plateau erscheint zuerst ein etwas eingedrückter Punkt, und bildet eine undurchsichtige Scheibe als Mittelkreis dieser Oberfläche. Um diesen weifslichen Kreis zeigt sich ein wasserheller Ring, und um diesen wiederum ein weifslich-undurchsichtiger Ring, der die Oberfläche der Pocke begrenzt. Die Seiten der Pusteln, die wie Bergeshalden in die Ebene verlaufen, sind ringsum roth, und werden durch einen gerötheten Umkreis der Ebene, der jedoch in dieser Epoche noch nicht scharf abgeschnitten als Ring sich darstellt, von der gesunden Haut geschieden. Diese Ringe auf dem Plateau der Pocke werden am 6ten oder 7ten Tage am deutlichsten; indem der innere Kreis (der Discus, s. oben) mit jedem Tage kleiner an Umfang geworden ist, und sich nunmehr bis auf den Punkt, der als Nabel bekannt genug ist, zusammengezogen hat. In demselben Verhältnisse aber, in welchem sich der Discus verkleinert, vergröfsert sich der ihn umschliefsende durchsichtige Ring, wird fast wasserhell, und ist einem Colliquamente zu vergleichen. Vom Discus aber durchschneiden meist sechs, ihm gleichartige, weifsliche Radien den durchsichtigen Ring, und verbinden sich, gleich dem Spinnengewebe, oder wie die Speichen des Rades von der Nabe nach den Felgen gehen, aus dem Centrum mit dem Grenzkreise, der die Oberfläche der Pustel umgiebt. — Von dieser Organisation der Menschenblatter wird noch späterhin die Rede sein, wenn über die Verwandtschaft der Varioloïden mit den Variolen, worüber in unsern Tagen so viel hin und her gestritten ist, verhandelt werden wird. —

Nach dieser, vielleicht überflüssigen, Digression fahren wir in unserer Krankengeschichte fort. Am 20sten war die Umgränzung der Halonen fast verschwunden, und die gesammte Haut entzündet und angeschwollen; im Gesichte jedoch sinkt die Geschwulst, und das Abtrocknungsstadium beginnt; die Hände fangen zu schwellen an. Die katarrhalischen Zeichen, die Schlingbeschwerde, sind vermindert; die Salivation ist mäfsig. Am 21sten ist der Nabel der meisten Pocken schon verstrichen, und auch an den Extremitäten hat die Pustel die Gestalt einer Halbkugel. Mildes Fieber, mäfsige Salivation, Schweifs. Am 22sten ist nirgends ein Nabel mehr sichtbar. Auch auf den Extremitäten sinkt die Geschwulst. Keine Salivation mehr. Am 23sten: Es schwinden viele Pusteln ohne eigentliche Vereiterung, und eine harte, braune Kruste hat sich statt ihrer gebildet. Im Gesichte sieht man hornartige, wachsgelbe Krusten; an den Extremitäten dunkle Flecke auf der Mitte der Pustel, während die übrige, vorher in ihr enthaltene, Materie verschwunden ist. Die Krusten fallen ab, und nunmehr ragen die Pockenstühle, wie röthliche Hügel, empor, sind härtlich anzufühlen, und bedecken sich mit dünnen, weifsen Häutchen, wie feines Papier, welche die Vorspiele der neugebildeten Oberhaut zu sein scheinen.

Also ist der Verlauf der gesetzmäfsigen Pockenkrankheit innerhalb der zwei Hebdomaden, ein dem Lebenslaufe verwandter Productionen analoger Gang. — Obwohl nun in dieser Epidemie viele andere Fälle ausgezeichneter Bösartigkeit vorgekommen sind, z. B. von plötzlichem Einsinken mit unerwartetem tödtlichen Erfolge, von Blattern mit bleifarbenem Nabel, von putriden Blattern: so hielten wir es doch nur für wichtig, die Art perniciösen Ausganges, die wir beschrieben haben, mitzutheilen, weil sie von den Schriftstellern noch wenig oder nicht beachtet worden ist, und weil dagegen alle anderen Fälle perniciöser Art von gröfseren Meistern sorgfältig geschildert wor-

den und dem geneigten Leser hinlänglich bekannt oder zugänglich sind.

(Beschlufs im nächsten Hefte.)

II.

Beiträge zur Geschichte der Epidemien.

Von

Dr. J. Rosenbaum

zu Halle an der Saale.

(Fortsetzung.)

Vergl. Band 28. Seite 177 — 192.

Die zweite Schrift, welche wir hier in derselben Art und Weise, wie die von Coyttar, auszüglich mittheilen wollen, ist folgende:

Pauli Neucrantzii, Rostochiensis, de Purpura, liber singularis. In quo febrium malignarum natura et curatio proponitur. Ad amplissimum magistratum Lubeccensem. Lubecc. 1648. 4.

Der Verfasser, Paul Neucrantz, war den 27. October 1605 zu Rostock geboren, wo sein Vater Michael Neucrantz praktischer Arzt war; er studirte zu Rostock und Königsberg, ward 1628 auf ersterer Hochschule Magister, durchreiste dann Deutschland und Italien, machte mit den berühmtesten Männern seiner Zeit Bekanntschaft, promovirte 1631 zu Padua als Dr. Med., und ging durch Frankreich nach England und Holland. Im Jahre 1632 liefs sich N. als Arzt zu Lübeck nieder, wo er bald darauf Stadtphysicus ward. Joecher giebt hier das Jahr 1655 an; allein er selbst nennt sich bereits in der Vorrede zu

unserer Schrift, welche mit dem Jahre 1647 unterzeichnet ist, Physicus ordinarius, und sagt, dafs er seit 15 Jahren in L. prakticire. Auch Matthiae, Consp. hist. med. chronolog. Goetting. 1761. 8. p. 579, nennt das Jahr 1655 und sagt, N. habe sich zuerst 1632 zu Rostock niedergelassen, und sei 1634 erst nach Lübeck gegangen. Er starb den 24. Mai 1671 in einem Alter von 66 Jahren, cf. Witte Diarium biographicum — van der Linden de script. med. Aufser von unserer Schrift, war N. noch Verfasser von folgenden: Idea perfecti medici. — Exercitatio medica de harengo, in qua principis piscium exquisitissima bonitas et summa gloria asserta et vindicata. Lübeck 1654. 4. — Nach Haller auch Auctuarium Pharmacop. Stralsundensis, 1645. 12., dessen Verf. aber von Matthiae l. c. p. 577 Johann N. genannt wird und Physicus primarius zu Stralsund gewesen sein soll, von dem aber bei Joecher und anderen sich nichts findet.

Was nun die Schrift «de Purpura» betrifft, so gehört sie, wie bereits früher bemerkt wurde, zu denen, welche, ihres zweideutigen Titels wegen Frieselfieberepidemien begründen helfen sollen. N. kennt zwar Friesel (p. 17.), und sagt, dafs er diesen Ausschlag sowohl früher als auch in dieser Epidemie zuweilen gesehen habe (p. 210.); allein die Epidemie, welche er beschreibt, ist offenbare Petechialfieberepidemie, wie gleich näher erhellen wird.

Witterungsbeschaffenheit. So ausgezeichnet die früheren Jahre 1636 und 37 durch ihre grofse Hitze und Trockenheit waren, fast eben so wurden es die folgenden durch ihre Nässe. [Der Winter $16\frac{37}{38}$ hatte ziemlich lange angehalten; ein Komet erschien, der sich der Erdbahn unter allen bisher beobachteten am meisten näherte, cf. de la Lande Réflexions sur les Comètes, qui peuvent approcher de la terre. Paris 1733. 8. —, und ein Erdbeben erschütterte beinahe den ganzen Erdboden. Schnurrer II. p. 181.] Häufige Regen und Gewitter wurden im Sommer 1638, nebst öfterem dicken, stinkenden Nebel beobach-

tet, und fast beständig wehten Auster und Africus, woraus N. auf die kommende Epidemie schon vorher schlofs (p. 111.). Nach einem dieser heftigen Gewitter beobachtete N., dafs die meisten Quellen zu Hornhausen (bei Halberstadt?), namentlich der Marien- und Johannisquell, den Geschmack so veränderten, und einen solchen Geruch bekamen, dafs sie ganz schwefelicht und bituminös wurden, und vor Ekel nicht getrunken werden konnten (p. 114.). Dasselbe erzählt H. Conring in: Wahrhafte Relation und Judicium von der Kraft und den Tugenden der Gesundbrunnen zu Hornhausen. Helmstädt 1646. 4. Dieselbe Witterungsbeschaffenheit in noch stärkerem Grade zeigte sich im Jahre 1639, wo die stinkenden Nebel im Januar und Februar unerträglich waren (p. 111.), und nur wenige Tage des März und April brachten keinen Regen. Die Feldfrüchte verfaulten, die Saat für das künftige Jahr wurde verdorben oder durch eine ungeheure Anzahl von Schnecken zerfressen. In den ersten Tagen des Januar 1640 trat aber heftige Kälte ein, und hielt bis im März an (p. 54.), worauf wieder eine grofse Trockenheit entstand (p. 5.).

Krankheitsconstitution. Während durch die grofse Hitze der früheren Jahre alle Bäche ausgetrocknet waren, und die Wiesen kein Gras hatten, begann in Liefland und an den Küsten des baltischen Meeres, wo der Krieg damals alles verwüstet hatte, eine Rinderpest, welche auch im Herbste 1637 in und um Lübeck mit unbeschreiblicher Wuth viele Tausende dieser Thiere hinwegraffte, die gröfstentheils uneingescharrt liegen blieben oder ins Wasser geworfen wurden (p. 50. 113. 154.). Schon früher und auch in diesem Jahre wurde ein grofses Sterben unter den Haasen bemerkt, deren Körper mit einer Menge Exanthem bedeckt war, weshalb man diese Thiere auch nicht afs (p. 50.). Noch währten zum Theil diese Verwüstungen unter den Thieren fort, welche sich bis ins folgende Jahr 1638 hinübergezogen hatten, als auch der menschliche Organismus bald die Einwirkung der schäd-

lichen Potenzen empfand, und in den ersten Monaten, Februar und März, des Jahres 1638 eine Menge Krankheitsfälle vorkamen, welche ihrer Unbestimmtheit wegen die Aerzte nicht wenig in Verlegenheit setzten; bis sich aus ihnen eine der furchtbarsten Petechialfieberepidemien bildete, die endlich selbst zur Pest ausartete (p. 2.). [Was N. unter Pest versteht, werden wir nachher sehen.] Aber auch diese stand nicht rein da, sondern vermischte sich mit den gleichzeitig nicht selten beobachteten übrigen Krankheiten, um ihnen ihren verderblichen Charakter aufzudrücken. Pleuritis und Tertianfieber waren die häufigsten Formen, in die selbst die Petechialfieber überzugehen schienen (p. 79. 227.), was namentlich im zweiten Jahre der Epidemie, 1639, mit den Tertianfiebern der Fall war (p. 375. 413.). Aufserdem scheint sich in einzelnen Fällen auch Friesel gezeigt zu haben (p. 210.), und wahrscheinlich gehört hieher die Stelle (p. 206.), wo N. von einer Frau spricht: quae petechiis, mox variolis laborans, funesta haemorrhagia uteri interiit. [Fast in allen Petechialepidemien dieser und der späteren Zeit kamen dergleichen vor.] Vor und während der Epidemie bemerkte man auch häufig Abortus (p. 120. 493.). Im Sommer 1639 steigerte sich die Wuth der Krankheit am meisten (p. 54.); als aber mit den ersten Tagen des Januar 1640 die heftige Kälte erschien, welche bis im März anhielt, brach sie sich plötzlich, und war in dem letztgenannten Monate ganz verschwunden. Die Wechselfieber herrschten aber im Frühlinge noch fort, auch bemerkte man noch Ophthalmien und einige weniger schädliche Diarrhöen (p. 34.). Im Herbste 1640, namentlich im October und November, herrschte ein Catarrh epidemisch, so dafs in einer Nacht 3 bis 4 in einem Hause befallen wurden; jedoch war er ohne Lebensgefahr (p. 107.). [Influenza?] Im Jahre 1643 wüthete der Keuchhusten (ferinus catarrhus) unter den Kindern so heftig: ut catarrhi ruentis impetum his valido conatu, tussi ac screatu, elidere conantibus, suffo-

cationis periculum imminere videretur, et quibusdam non solum narium verum et pulmonis venae rumperentur, nullo valetudinis (quantum hactenus observare potui) incommodo, paucissimis feritate catarrhi oppressis (p. 34.). Es wurden nur Kinder ergriffen, die übrigen Alter blieben verschont (p. 107.). [Es war dies offenbar eine Fortsetzung der grofsen Petechialfieberepidemie, welche ganz Deutschland und Frankreich durchzogen hatte und noch durchzog; denn gleichzeitig wurde sie auch an anderen Orten beobachtet und beschrieben, wie dies die folgenden Schriften bezeugen, die wir bis jetzt aber vergebens zu Gesicht zu bekommen suchten. Dafs die Krankheit auch zu Rostock geherrscht habe, sagt N. selbst p. 427; sein Vater, Michael N., der seit 50 Jahren dort Arzt sei, habe sie dort behandelt. Jene erwähnten Schriften aber sind:

Banzer, Diss. de febre epidemica anni 1638. Viteberg. 1639. 4.

Hering, H., Consilium de febre erratica. Bremae 1638.

Crusius, J., Erneuerung des Perlebergischen Denktages, Nachricht von der Plünderung, Pest und Hungersnoth daselbst im Jahre 1638. Perleberg 1720. 8. Mit Kupfern.

Risica, V., Brevis historia de maligna febre. Messan. 1639. 4.

Kurzer Bericht, wie man sich bei jetziger Zeit verhalten, und die Mittel gegen die schleunigst einfallende Pest gebrauchen soll. Lüneburg 1639. 8.

Morelli, J., De febre purpurata epidemica et pestilente, quae ab aliquot annis per Burgundiam et omnes fere Galliae provincias misere debacchatur. Lyon 1611. 8. Nach Haller aus eigener Beobachtung.

Keine Zeit ist vielleicht im Stande, deutlicher darzuthun, wie voreilig man oft mit dem Namen Pest war, als die des dreifsigjährigen Krieges, wo das genauere Studium offenbar zeigt, dafs es nur Petechialfieber waren, welche

in gröfserer Allgemeinheit, als sonst wohl, die Völker Europa's heimsuchten. Diemerbroeck's Pest zu Nymwegen ist sicher nichts anderes. Denn die Erscheinungen, welche dafür sprechen sollen, sind fast keine anderen als die des spontanen Brandes, welche auch in den Jahren 1812, 1813 und 1814 so oft bemerkt wurden. So sagt ja unter andern Horn, Erfahrungen über das Nerven- und Lazarethfieber, 2te Aufl. Berlin 1814. p. 125: «Doch giebt es leider so fürchterliche Formen des Typhus mit Brande, mit so schnellem Fortschreiten der Verwesung und des Wegfaulens ganzer Glieder, der Nase, des ganzen Armes, Fufses, dafs jeder Versuch zur Kur, ja zur Bewirkung eines langsamen Ganges der Krankheit, durchaus fruchtlos bleibt. Diese Kranken leiden an einer Art des Nervenfiebers, welche von der wahren orientalischen Pest, in Hinsicht der Gefahr, sich wenig zu unterscheiden scheint». Cf. ibid. p. 54. 71.]

Was nun die Krankheit selbst betrifft, von welcher hier die Rede ist, so herrschte sie, wie bereits erwähnt, nicht blofs in Lübeck, sondern auch in der Umgegend, mit einer solchen Wuth, dafs mehre Tausende ihr Leben dadurch einbüfsten (p. 15.). Die Zweideutigkeit und Unbestimmtheit der Symptome, womit sie auftrat, und das anfängliche Fehlschlagen fast aller Mittel, verbunden mit ihrer Tödtlichkeit, liefsen sie, wie fast an allen Orten, als eine neue, unbekannte Krankheit erscheinen, Streit unter Aerzten und Volk erregen. Während die Aerzte selbst an ihrer Kunst verzweifelten, schimpfte das Volk auf ihre Unkenntnifs, leugnete, dafs es eine Medicin gäbe, und behauptete, die Gewalt der Krankheit gehe über die Gränzen des menschlichen Verstandes; die Natur werde vergebens mit Arzneimitteln bestürmt, da hier nur göttliche Hülfe erfordert werde. Die meisten Kranken nahmen anfangs gar keine oder verkehrte Arzneien, oder gebrauchten die verordneten nicht ordentlich (p. 6.). Ruhig, wie es einem echten Jünger Aesculap's ziemt, liefs N. die-

sen Sturm an sich vorübergehen, und zeichnete täglich alles auf, was er beobachtete und von anderen Aerzten beobachtet las, um es in der vorliegenden Schrift der Mit- und Nachwelt zu übergeben (p. 7.). Dies konnte aber auch nur ein Mann, der gewifs aus voller Ueberzeugung sein Werk, das sicher zu den besten und gelehrtesten seiner Zeit gehört, mit folgenden Worten endigte: Tua enim, aeterne Deus, misericordia aegrotis meis salus obtigit, non meis remediis, ignavis alioquin, et si tu nolis, saepe nocituris!

Fast stets begann die Krankheit mit Schauer (Horror), der oft freilich so gering war, dafs er kaum bemerkt wurde, selten in Rigor überging, sich oft als ein über den ganzen Körper verbreitetes Gefühl von Kälte zeigte, was jedoch selten im Verlaufe der Krankheit wiederkehrte. Zuweilen war dies die einzige Beschwerde, die sich dann aber in den ersten Tagen wiederholte, zu intermittiren schien. Bei Einigen wurde weder Horror, noch Rigor, noch Gefühl von Kälte beobachtet, und die Hitze erschien erst, bei sorgfältiger Beobachtung, gegen den siebenten Tag, und auch dann nur gelinde, obschon die übrigen Zeichen deutlich die Bösartigkeit der Krankheit zeigten. Dem Horror folgte meist eine leichte Hitze, die in den ersten Tagen ebenfalls nur gering war. Unter solchen Verhältnissen gingen gewöhnlich die Kranken noch ihren Geschäften nach, schrieben einer ganz anderen Ursache die Schuld ihres Unwohlseins zu, als: verdorbenem Magen, Aerger, Schnupfen etc., wiesen jeden Verdacht der Gefahr von sich, und bedienten sich keines Arztes (p. 160.). Zur Hitze gesellte sich nun Trockenheit des Mundes, mäfsiger Durst, Anorexie, Uebelkeit, die zuweilen in Erbrechen ausartete, das mitunter auch ungemein heftig war (enormes vomitus, p. 58.); ferner Kopfschmerz und Schlaflosigkeit (p. 2.). Am auffallendsten war aber das Gefühl von Schwäche und Zerschlagenheit in den Gliedern, welches gleich anfangs so ungeheuer war, wie es

bei keiner anderen Krankheit beobachtet wird; zumal da sich kein anderes correspondirendes Symptom findet, und die Ursache zur Erklärung mangelt. N. erkannte aus diesem Symptom allein die Gegenwart der Krankheit, obschon weder der Kranke noch seine Umgebung daran dachte (p. 165.). Dennoch aber schleppten sich die Kranken noch herum, legten sich nicht zu Bette, obgleich sie sich kaum beim Sitzen und Aufstehen aufrecht erhalten konnten. Manche wurden daher jetzt schon, stehend oder sitzend, ein Raub des Todes. Gegen den vierten Tag nun vermehrten sich die genannten Symptome, selten aber mit einem Male, fast immer nach und nach, und dies oft so unmerklich, dafs es die Kranken selbst nicht gewahrten. Der Appetit mangelt ganz, selbst Lieblingsspeisen ekeln, in den Mund genommen speien sie die Kranken wieder aus; oft können sie dieselben gar nicht einmal sehen, oder davon sprechen hören (p. 184.). Die Hitze, oft partiell, nur den Kopf einnehmend, verbreitete sich über den übrigen Körper, wurde aber mehr von den Kranken empfunden, als äufserlich wahrgenommen; ja meist fühlte sich der Kranke kühl, oft sogar kalt an, während im Innern Alles zu brennen schien (p. 161.). Bei Einigen bemerkte man aber auch heftigen Calor mordax, am deutlichsten auf der Brust wahrnehmbar (p. 162.), während jedoch Nase, Ohren, Finger und Zehen kühl, selbst kalt waren (p. 164.). Dabei konnten die Kranken oft nicht die leichteste Bedeckung ertragen (p. 5.). Zunge und Gaumen waren trocken, brennend heifs, sahen wie geröstet aus, rauh, rissig, mit festsitzendem Schmutze bedeckt, zuweilen mit weifsem, dicken, zähen Schleime überzogen, der sich schwer entfernen liefs. In einigen Fällen war die Zunge blau, selbst schwarz, aber weder trocken noch rauh; die Hitze war dabei geringer, der Tod erfolgte jedoch bald (p. 223.). Gewöhnlich klagten die Kranken über unlöschbaren Durst; sie griffen nach Allem, was sie sahen, um ihn zu stillen oder das Trockene und den Schleim hin-

unter zu spülen. Die Fauces waren zusammengefallen, das Schlingen erschwert, nicht selten zeigte sich Erstickungsgefahr. Die Kranken glauben, es stecke etwas im unteren Theile des Halses oder Thorax, und weisen wohl mit den Fingern darauf hin (p. 495.). In seltenen Fällen fehlte der Durst ganz (p. 181.). Mitunter erschienen heftige Schmerzen in der Magengegend, Cardialgie, wobei die Hypochondrien sich gespannt, hart, oft schmerzhaft anfühlten (p. 223. 494.). Das Erbrechen wiederholt sich, es wird nicht blofs Schleim etc. ausgeworfen, sondern alles Genossene, wodurch die cardialgischen Beschwerden etwas gemildert werden (p. 188.). Nicht selten bemerkt man Singultus, der fast immer tödtlich war, zumal bei gleichzeitiger Aphonie (p. 187.), nur in einzelnen Fällen kritisch zu sein schien (p. 540.). Der Kopfschmerz, ein steter Begleiter der Krankheit, weshalb die Deutschen diese auch Hauptkrankheit nennen (p. 180.), hat meist seinen Sitz in der Stirn, vermehrt sich von Tage zu Tage, zumal bei der geringsten Anstrengung zum Denken; es entstehen Delire und nicht selten sogar Phrenitis (p. 174.). Hierzu kömmt beständige Schlaflosigkeit, Zittern der Glieder, das in heftige Convulsionen ausartet, welche den Tod bringen (p. 175.). Oft liegen die Kranken mit geschlossenen Augenliedern da, ohne dafs sie jedoch schlafen; die Augen selbst verlieren ihren Glanz, röthen sich, thränen, werden schwach oder erblinden wohl ganz, wie dies N. namentlich in einem Falle sah. Bei Manchen hatten die Augen einen icterischen Anflug, und der Kranke schien überhaupt an Icterus zu leiden (p. 523.). Klingen und Sausen vor den Ohren zeigte sich oft ohne Aufhören während der ganzen Krankheit; dazu kam Schwerhörigkeit und oft Taubheit, welche mehrmals noch lange nach der Krankheit zurückblieb (p. 178.). Eben so bemerkte man oft grofse Vergefslichkeit, auch nach überstandenem Fieber (p. 463.). Das Gesicht war leicht aufgedunsen, bleich; häufig flofs Schleim aus der Nase, oft Blut;

Blut; zuweilen entstellten Anschwellungen der Parotis das ganze Gesicht (p. 488.). Das Athmen war meist erschwert, durch häufige Seufzer unterbrochen, ängstlich (p. 172.); die ausgeathmete Luft zuweilen kalt, meist übelriechend, selbst wohl cadaverös (p. 223. 230.). Die Stimme oft klingend und hell, weil durch die grofse Hitze das Stimmorgan trocken und der Larynx enger wird; oft aber auch heiser, kaum vernehmbar (p. 179.). Dabei klagen die Kranken über grofse Herzensangst und Brustbeklemmung, werfen sich umher, und können keine Minute auf einem Flecke liegen. Der Puls wurde sehr verschieden gefunden; zuweilen fieberhaft, schnell und häufig; oft war er unregelmäfsig, ungleich, namentlich vor dem Ausbruch der Flecken; zuweilen intermittirend. In einigen Fällen trat sogar temporäre Pulslosigkeit ein, welche einmal vier Stunden anhielt (p. 168. 169.). Oft war der Puls aber auch wie bei Gesunden, obschon alle übrigen Zeichen den nahen Tod verkündeten, der meist auch erfolgte; doch wurden Einige auch hergestellt (p. 171.). Das Herz schlug kurz und zitternd (p. 174.). Der Urin zeigte sich sehr verschieden, und meist als trügliches Zeichen. Zuweilen war er sehr copiös und wasserhell, wie bei Diabetes, jedoch ohne Erleichterung (p. 199.), was oft mehre Tage anhielt (p. 201.). Meist wurde aber nur wenig Urin gelassen, in einigen Fällen gar keiner (p. 200.). Häufig war er dick, trübe, dunkelroth, selbst livide, schwarz, mit ähnlichem Sediment, Enaeorem und nebula, dabei mitunter übelriechend (p. 223.), wobei dennoch Einige genasen (p. 202.). Hie und da schwamm auch wohl Fett auf dem Urin (p. 202.), oder er war mit Blut gemischt, als wären Canthariden genommen (p. 488.). In mehren Fällen war der Urin ganz natürlich, was Kranken und Arzt wohl täuschte (p. 203.); zuweilen beobachtete man dies kurz vor dem Tode (p. 204.). Oft erschien auch der Urin mit allen Zeichen der Kochung und offenbarem Nachlafs der Symptome, ohne dafs man sich jedoch darauf verlassen konnte; denn bei allen diesen

Zeichen sah man Kranke sterben (p. 205.). Die Sedes waren sehr verschiedenartig, und meist bemerkte man copiöse Diarrhöen, im Anfange wie auf der Höhe der Krankheit, welche nur selten Erleichterung brachten (p. 196.). Es wurden schaumige, gelbe, grüne, livide, schwarze, mifsfarbene Massen ausgeleert, welche zuweilen sehr übelriechend, cadaverös waren (p. 195. 223.), zuweilen aber auch geruchlos. Meistens wurden diese Diarrhöen von keinen Schmerzen begleitet; nur hie und da beklagte sich ein Kranker über Unterleibsschmerz (p. 190.). Häufig waren diese Diarrhöen mit Abgang vieler Würmer verbunden. [Aufser den bereits früher bei Coyttar's Schrift Angeführten, machten ähnliche Beobachtungen: Forest. Lib. VI. obs. med. 4. et 5. Zacut. Lusitan. Lib. IV. med. princip. hist. 46. quaest. Lib. III. prax. admir. obs. 90. In der Pest zu Venedig 1576 Angel. Bellicochus Avertimente contra peste. Veron. 1577. 4. Diemerbroeck de peste. Opp. p. 220. 236. P. Yon et Fr. Pajot: Ergo in febre purpurea vermis aperta vena erumpens κακον. Paris. 1637. 4.] Haemorrhagien waren sehr gewöhnlich (p. 205.). Aus der Nase wurden sie oft bemerkt, und Keiner beinahe gerettet, wo sie nur einigermaafsen stark waren (p. 206.). Geschichte eines Mädchens, wo dies der Fall war (p. 5.). Eben so sah man häufig Blutungen aus After und Uterus, selbst bei Solchen, deren Menses längst cessirt hatten (p. 206.). Schwangere erlitten fast stets Abortus (p. 120. 207. 488. 493.). [Diemerbroeck de peste, 9.] Schweifse, welche gleich in den ersten Tagen und während der Zunahme der Krankheit ausbrachen, erleichterten nicht; zum Theil mochte dies von der feuchten Jahresconstitution herrühren; als Beweis wird hier der Sudor anglicus angeführt (p. 209.). Zuweilen war der Schweifs bei Purpura nur gering, oft partiell, auf Brust und Kopf beschränkt; hier schien die Natur zu schwach zu sein, um Hautkrise zu bewirken (p. 209.); denn zu Ende der Krankheit war reichlicher Schweifs die einzige Krise,

welche Genesung herbeiführte, er mochte natürlich oder künstlich sein (p. 4.). Die frühen Schweifse hatten oft keinen Geruch, die kritischen immer einen garstig stinkenden, den selbst das Lager des Kranken annahm (p. 223.). Zuweilen sah man Kranke den 1sten, 2ten, 3ten Tag am ganzen Körper schwellen, und die Glieder sich plötzlich ausdehnen. Es ist dies keine Wassersucht, sondern ein Analogon der Tympanitis: quod flatuoso spiritu partes manifesto distendantur, quasi folle sufflatae essent (p. 525.). In einigen Fällen bemerkte man auch wirklichen Hydrops (Sal. Divers. de febr. pest. c. 17.), und öfter litten die Kranken noch lange nachher an Oedema pedum (p. 528.). Der Charakter des begleitenden Fiebers war meist undeutlich, nie constant; bald täuschte die Krankheit unter dem Scheine eines einfachen Synochalfiebers; zuweilen glaubte man Febris continua zu sehen, da wie bei diesem Exacerbationen und Remissionen erschienen; häufig trat es als Febris tertiana intermittens auf; zuweilen befolgte es keines dieser Gesetze, und zeigte sich wohl als ganz andere Krankheit, namentlich als Pleuritis, die allerdings oft dabei war oder darauf folgte (p. 4.).

Das Exanthem auf der Haut besteht aus purpurnen Flecken, woher die Krankheit auch ihren Namen «Purpura» hat, welche bei längerer oder kürzerer Dauer erscheinen. Da aber ähnliche Exantheme zuweilen erscheinen, so müssen wir sie von diesen zu unterscheiden suchen. Es gehören hieher solche, wie vom Mückenbifs, welche N. öfter sah, sowohl früher als auch in dieser Epidemie; nach vorausgegangener Angst und Compression der Brust brechen nämlich an vielen Stellen zahlreiche τρηχισματα κνησμωδεα, aspredines prurientes, hervor, wobei diese bösen Symptome einige Tage anhielten. Unsere Frauen meinten, sie bekämen sie von dem Orte, wo die Hühner ihren Staub abschütteln (cf. Columella VIII. 4.). Diese erwähnt Hippocrat. II. Epid. 3. init.; Galen in der Exegesis; Plinius hist. nat. IX. 45.; Celsus V. 28.;

Prosper Martian. Comment. in II. Epidem. s. 3. text. 20. Auch die Rubeolae gehören hieher, welche Haly Abbas VIII. theor. c. 14. beschreibt; sie sollen auf der Höhe der Krankheit wie Hirsekörner werden, oder etwas gröfser, von rother Farbe. Die Pusteln brechen nicht auf, sondern trocknen ein, schälen sich und verschwinden. Dasselbe sind vielleicht die Effora des Avicenna III. 4. tract. 1. c. 13. Diese Exantheme unterscheiden sich durch Jucken und Tumor auf der Haut von den Purpurflecken, sind nicht von so heftigen Symptomen begleitet, obschon die Kranken dabei zuweilen in Gefahr sind, wie N. dies in einem Falle selbst beobachtete. (Zacut. Lusit. III. prax. admirab. obs. 16. Forest. Lib. VII. obs. med. 61.) Durch die epidemische Constitution wurde auch dieses Exanthem bösartiger (p. 211.). [Vergl. des Ref. Abhandlung über die Frieselfieberepidemien im nächsten Heft.] Welcher Unterschied zwischen Petechien und Rossania oder Rosalia ist, kann man leicht aus der Beschreibung ersehen, welche Ph. Ingrassias de tumor. p. n. T. 1., Prosp. Martian. Comment. in II. Epid. sect. 3. t. 20., und Sennert IV. de febre c. 12. davon geben. N. sah sie nur einmal. Nach Prosp. Martian. sollen sie häufig bei Kindern im Süden vorkommen, was nach N. durch die heifsere Gegend und die eigenthümliche Körperconstitution bedingt wird; auch Petechien sind ja in den kälteren Gegenden (arctoïs locis) überhaupt nicht so häufig (p. 210.), wenn sie gleich jährlich auch sporadisch vorkommen (p. 15. 35. 49.). Von andern Flecken unterscheiden sich Petechien leicht durch Symptome, Form und Gröfse, so z. B. von den Flohstichen, indem bei diesen, zumal wenn sie frisch sind, in der Mitte ein Punkt, der Stich, zu sehen ist, der nach Druck nicht verschwindet, auch wenn die umgebende Röthe erblafst. Die Petechien verschwinden nach Druck auch wohl, lassen aber in der Mitte keinen Punkt zurück (Sennert de febr. IV. 12.). Zacut. Lusitan. III. prax. adm. c. 13. sagt, dafs der Flohstich nach dem Bestreichen mit in Essig

oder Oxymel gerührtem Feigbohnenmehl (farina lupinorum) sogleich verschwinde, die Petechien niemals, da sie aus inneren Ursachen entstehen (p. 212.). Die Gröfse und Zahl der Petechien ist verschieden; meist sind sie allerdings wie Flohstiche, bald aber gröfser, bald kleiner. Die grofsen haben meistens weniger Gefahr (p. 214.). Zahlreiche und über den ganzen Körper verbreitete sind nach Fracastor. II. 6. heilsam, was jedoch nach N. cum grano salis zu nehmen sei; wenn sich nämlich der Kranke dabei besser befindet, und die übrigen Symptome damit übereinstimmen; denn sonst geben sie eine schlechtere Prognose, wie dies schon Lud. Mercat. VII. febr. pest. c. 2. 9. 287., Sennert. de febr. IV. 13. und Zacut. Lusit. IV. prax. hist. c. ult. bemerkten. Die geringere Menge läfst aber eben so wenig eine stets bessere Prognose zu, da sie nicht sowohl auf geringen Grad der Krankheit, als der Kräfte schliefsen läfst; weshalb sie denn auch bald verschwinden und zurücktreten, was, wenn es nicht durch äufsere Kälte geschah, Gefahr droht (p. 214.).

Die Farbe der Flecken ist zwar auch nicht immer dieselbe, doch sind sie meist roth (weil die Krankheit mit dem Blute zusammenzuhängen scheint), was weniger gefährlich; schlimmer ist die Citronen- oder Aschfarbe; die böseste aber die bleierne, livide, grünliche, schwarze. Die meisten Kranken mit grofsen und rothen Flecken kamen durch, aber die mit schwarzen und kleinen, welche das Volk, wegen der Aehnlichkeit, Pfefferkorn nennt, starben (Forest. Obs. med. IV. 35.). Die lividen und bläulichen Flecke zählt Fracastor. de morb. contag. II. 6. zu den Zeichen des Todes; und dafs beinahe keiner von denen, welche grüne, violette oder schwarze Flecke hatten, mit dem Leben davon gekommen, bezeugen Nic. Massa tract. III. de febr. pest. c. 4. tr. 1. c. 6., P. Sal. Diversus de febr. pest. c. 14., Lud. Mercat. VII. de febr. malign. c. 2. 9. 287., und Joh. Th. Minadous Lib. I. de febr. malign. c. ult., welcher in der Syrischen

Pest seiner Zeit runde Petechien von der Gröfse eines Nagels, schwarz wie Dinte, beobachtete, woran Alle starben. Verschieden gefärbte Petechien sind tödtlich. N. sah bei einem Kranken gleichzeitig rothe, bleiche, citronenfarbene, grünliche, livide Flecken, welcher starb (p. 215.). Aber auch den rothen ist meist nicht zu trauen; sie sind nur gutartig im Vergleich mit den übrigen, da sie einen leichteren Ausbruch bezeichnen, während die lividen und schwarzen einen schweren und das Erlöschen der Lebenskraft andeuten, daher wir sie auch zuweilen bei Sterbenden in anderen Fällen entstehen sehen, wo sie das Volk Todtenflecke nennt, ein Zeichen gänzlicher Auflösung, aut quod natura acerrimo illo conflictu, qui agone mortis peragitur, novissimo conatu materiam noxiam propellere conetur, sed sub onere fatiscat! (p. 216.)

Die Zeit des Ausbruches der Petechien variirt sehr. Die, welche gleich im Anfange der Krankheit ausbrechen, sind böse; auch die, welche am vierten Tage erscheinen, gehören gewissermaafsen noch hieher. Geschieht der Ausbruch am 7ten und 9ten Tage, so läfst dies im Vergleich mit den übrigen noch die beste Prognose zu. Die, welche später kommen, sind verdächtig, weil sie die Schwäche der Natur in Herausschaffung der krankhaften Stoffe, oder verstopfte Gefäfse, zu dicke Säfte verkünden, und daher erst auf der Gränze des Lebens und des Todes zum Vorschein kommen können (p. 216. 217.). Zuweilen aber fehlen bei allen übrigen Zeichen der Krankheit dennoch die Flecke, was N. häufig in derEpidemie sah (p. 145.). Hier ist die Krankheit mehr innerlich, wird zurückgehalten; beseitigt man das Hindernifs, so pflegen meist die Petechien zu erscheinen; deswegen war aber die Krankheit immer dieselbe; wie man ja auch einen Menschen vernünftig nennt, wenn er schläft, nicht weil er auch dann denkt und lacht, sondern weil er zu beidem Kraft hat (p. 146.).

Die Stellen des Ausbruches sind fast der ganze Körper, vorzüglich Rücken und Schenkel, auch Hals,

Arme und Unterschenkel. Im Gesicht, der Hohlhand und unter den Fufssohlen sind sie selten, weil auf letzteren die Haut zu hart, und im Gesichte wieder so fein ist, dafs leicht krankhafte Stoffe exhalirt werden können. Aus gleicher Ursache findet man sie auch seltener in den Membranen der Eingeweide der daran Verstorbenen, als es z. B. bei Variola und Morbilla geschieht, wo sie innen wie aufsen gefunden werden (p. 217.). Minadous I. de febr. malign. c. 18.

Meistens sind die Petechien ohne Jucken in der Haut, doch findet dies zuweilen ziemlich stark statt. [Waren dies nicht vielleicht Combinationen mit Friesel?] Mitunter exulcerirte auch die Hautstelle, wo sie hervorbrachen, und ihre Gröfse war hier verschieden. N. sah sie vom Umfange eines Lübecker Schillings (solidi Lubecensis) auf dem ganzen Körper zerstreut; sie zerstörten die Haut wie heifses Oel, waren mehr ekelhaft als gefährlich, da das Gift dadurch ausgeleert ward. Zuweilen arteten die Flecken auch in um sich fressende Geschwüre aus, die bösartiger als die Petechien waren, so dafs sie nicht blofs Haut und Muskeln, sondern auch Sehnen und selbst Knochen zerstörten; ähnlich wie bei Ignis sacer. (Das Blut einer Schlange soll eine solche Schärfe haben, dafs sich die Hautstellen, die davon berührt werden, mit rothen Bläschen bedecken, die ihr Gift bis auf die Knochen senken. Barth. Carrichter. Lib. I. pract. c. 7.) N. erzählt (p. 219.) einen Fall von einem gewissen Alexander Kockert, welcher, vom Petechialfieber beinahe genesen, an den Fingern kleine Bläschen bekam, die, da die Haut am Daumen und Zeigefinger, pure suffusa, zu spät eingeschnitten wurde, Sehnen und Nerven bis auf die Knochen in wenig Stunden ganz zerstört hatten. Hieher scheint auch der Decubitus an den Beinen zu gehören, welchen N. dreimal in dieser Epidemie sah; der eine Kranke genas, die andern beiden starben, nachdem der Fufs abgenommen war. Er nennt dies: fluxiones sponte

aut naturae conatu eo delatae! Aehnliche Beobachtungen haben: Vict. Trincavell. Commentar. in I. f. 4. Canon. Avicenn. c. 2., Balthas. Conradin. de febr. Misc. Ung. c. 27., Georg. Horst. IV. p. 2. obs. 25., und Fabr. Hildan. de gangraen. c. 4.

Zuweilen waren die Petechien kritisch. Accidit aliquando, ut robore naturae die critico cum manifesta aegri εὐφορία maculae erumpant (p. 213.). Dies geschieht entweder durch ἐκχυμῶσις (Galen. meth. med. IV. 1.), oder durch ναυσιώσεις τῶν βλεβῶν (Hipp. de fract. Galen. ad h. l. t. 21. u. Exegesis), der schädlichen Materie. Jedoch ist dies selten, und der Ausbruch bringt höchstens Erleichterung, nie bestimmte Genesung; denn für die Gröfse der Krankheit ist die Krise zu schwach. Oefter sind die Flecken rein symptomatisch und vermehren die Gefahr (p. 213.).

Der Tag des Todes war unbestimmt; denn am 8ten, 9ten, 11ten, 14ten, 17ten Tage der Krankheit starben Kranke; selten blieben sie länger leben; die, welche genasen, hatten gleich anfangs die Krankheit bekämpft. Nach dem Tode schwoll der Körper meistens in kurzer Zeit an, wie ein Luftball, sah bläulich oder schwarz aus, mit verschiedenen Flecken besäet, und ging unter unerträglichem Gestank bald in Fäulnifs über (p. 59.); das Blut flofs jauchig aus den Oeffnungen (p. 228.). (Sectionsbefunde fehlen.)

In Betreff des Alters der Krankheit hält sich N. überzeugt, dafs sie zu denen gehöre, welche längst bekannt waren, früher häufiger herrschte, dann auf einige Zeit verschwand, und jetzt wieder von neuem auftrat. Die Alten beschrieben sie wahrscheinlich oft unter dem Namen Pest, da Pathologie wie Therapie sehr wohl auf Purpura passen. Der Name Pest zeige ja überhaupt keine bestimmte Krankheit an, sondern bezeichne alle epidemischen Krankheiten, welche bösartig sind und viele tödten, was Galen in Hipp. Epid. III. Comment. 20. deutlich ausspricht: Quicunque morbus uno in loco multos simul

invaserit, vulgaris hic vocatur, qui simul si hoc habeat, ut multos perimat, pestis est! Um diese seine Ansicht geltend zu machen, hat er mit ungemeinem Fleifse Alles gesammelt, was sich von den Alten bis auf seine Zeit in Schriften vorfindet (cap. 2.), und so vermag auch in dieser Hinsicht sein Werk dem Geschichtsforscher eine reiche Ausbeute zu liefern.

Was das Wesen der Krankheit betrifft, so untersucht er zuerst, ob dies in Fäulnifs zu suchen sei, wie Galen, Avicenna, Fracastori, Mercurialis, Minadous, Jordan, Zacutus Lusitanus und Andere glauben (p. 36 — 46.), sucht zu beweisen, dafs dies nicht der Fall sei (p. 46 — 57.), und ist der Meinung, dafs der ganze Krankheitsprozefs am meisten Aehnlichkeit mit einer Vergiftung habe (p. 57 — 78.). Das Subject der Krankheit sei das Herz (p. 75.), dies beweise die Angst, Unruhe und das Herzklopfen. Allerdings sei aber häufig mit den Petechien ein putrides Fieber verbunden, welches meist den Charakter der Continua habe (p. 89.). Auf der anderen Seite aber gebe es auch Fälle, wo die Petechien blofs symptomatisch erscheinen, und eine andere Krankheit begleiten, wie Pleuritis, Phrenitis etc. (p. 95.)

Das wichtigste ätiologische Moment liege allerdings in der Luft. Auf der einen Seite wurde die Entstehung der Krankheit durch die grofse Nässe, die stinkenden Nebel verbreitet und begünstigt — wurden doch Mehre, welche bei dem stinkenden Nebel ausgingen, sogleich von der Krankheit befallen (p. 5.) —; auf der anderen Seite trug aber sicher viel zur Verderbnifs der Atmosphäre die Menge der in der Rinderpest gefallenen Thiere bei, die meist unbegraben liegen blieben, oder ins Wasser geworfen wurden (p. 113.). Allein dennoch wäre vielleicht die Krankheit noch nicht in Lübeck ausgebrochen, wenn sie nicht durch ein Contagium dorthin geschleppt worden wäre! Die Länder an den Küsten

des baltischen Meeres waren von den schwedischen Soldaten mit Feuer und Schwert verwüstet; die Bewohner derselben, alles des Ihrigen beraubt, in die Wälder geflohen, litten Mangel an Allem, afsen heifshungrig Alles, wessen sie habhaft werden konnten, Kräuter, Wurzeln, Eicheln, das Fleisch kranker Kühe (p. 223.), tranken verdorbenes Wasser; viele kamen hier um, andere wurden vor Kälte erstarrt nach Lübeck gebracht, oder schleppten sich selbst dahin, und den Keim der Krankheit, die längst unter ihnen verbreitet war, in sich habend, wurden sie, indem sie heifshungrig über die ihnen gebotene Nahrung herfielen, ein Opfer der Seuche, die mit ihnen gekommen war (p. 155. 5.). Schon früher hatten sich eine Menge Bewohner der Umgegend mit ihren Familien in die Stadt vor der Wuth und den Gräueln des Krieges geflüchtet, welche ihre Wohnungen zum Theil unter der Erde und in engen Löchern nahmen, da es namentlich Bauern und Leute der ärmeren Klasse waren. Unter ihnen nur brach, wie gesagt, auch zuerst die Krankheit aus (p. 111.). Aber auch im Fortlaufe der Epidemie konnte man das Contagium deutlich nachweisen, wenn es auch nicht so stark erschien als in der Pest (p. 133.). Worin das Contagium aber bestand, dies zu erkennen, liegt aufser dem Bereiche der Möglichkeit (p. 138.).

Dafs die Gestirne, Sonne, Mond etc. ohne allen Einflufs bei grofsen Epidemien seien, behauptet N. nicht, sicher aber sind sie es nicht auf astrologische Weise. Erklärungen der Art sind Thorheit. Die Astrologen wollen die Schicksale der Menschen in den Sternen lesen, und können daraus nicht einmal die Witterung eines Tages bestimmt vorhersagen (p. 116 seq.). Die Nahrung trägt jedenfalls viel zur Erzeugung der Krankheit bei (p. 123.), wie dies oben angegeben ward. Auch Gemüthsbewegungen sind nicht ohne Einflufs. So wurde eine Verwandte von N. bei der Nachricht von dem Tode einer Freundin, plötzlich von der Krankheit ergriffen, und starb; eine an-

dere träumte, sie habe die Krankheit, bekam sie wirklich, und starb ebenfalls (p. 130.). Solche, die durch Säfteverlust, Aderlässe, Abführungen geschwächt waren, wurden leichter von der Krankheit befallen und schwerer geheilt (p. 307.). Nicht blofs aber die niedere Klasse der Bewohner der Stadt und Umgegend wurde von der Seuche ergriffen, sondern auch Vornehme jedes Alters; doch blieben Kinder unter den Pubertätsjahren verschont (p. 5.). Während viele von denen, welche am meisten disponirt zu sein schienen, frei blieben, starben auf der anderen Seite auch ganz gesunde und regelmäfsig lebende Menschen (p. 81.). Merkwürdig war es, dafs Krankenwärter und Todtengräber, die doch viel mit den Kranken zu thun hatten und dem Contagium mehr als Andere ausgesetzt waren, obschon sie schlechte Säfte hatten und wohl noch schlechtere Nahrung genossen, selten oder gar nicht erkrankten (p. 132.). Schwangere wurden gar nicht selten ein Opfer der Krankheit, oder wenigstens doch deren Frucht (p. 120. 132. 493.).

In Bezug auf die Behandlung hat man zuerst die Prophylaxis zu berücksichtigen. Man sichere sich vor Einwirkung des Contagiums, indem man es entweder ganz flieht, den Ort, wo es sich zeigt, verlassend, oder dasselbe zu zerstören sucht. N. liefs zu letzterem Zwecke überall in den Häusern Morgens und Abends die Thüren verschliefsen und Feuer anzünden, nicht ohne wesentlichen Nutzen (p. 249.). Andere löschten Kalk in den Stuben, was schon Sennert empfiehlt (de febr. IV. 5.), oder brannten Schiefspulver ab. Innerlich gab N. Theriac, Mithridat und dergleichen, empfiehlt aber, öfter mit diesen Mitteln zu wechseln, da sich der Körper leicht daran gewöhne; liefs wohl Kräutersäcke auf dem Leibe tragen und mit aromatischem Essig räuchern (p. 310.). Bewegung, Mäfsigkeit im Schlafen und Wachen, und namentlich in der Nahrung, sind vorzüglich anzurathen; in letzter Beziehung geht er alle Naturreiche mit einem bedeutenden

Aufwande von Beleseuheit durch. Früchte, welche während der Zeit der Epidemie gewachsen sind, verwirft er als höchst schädlich ganz (p. 298.).

Ist die Krankheit aber bereits in einem Individuum ausgebrochen, so giebt es folgende Indicationen (p. 311 — 316.): 1) Reinigung der ersten Wege; 2) Entfernung der Materia peccans; 3) Verbesserung der Säfte und Mäfsigung der Hitze; 4) Unterstützung und Erhaltung der Kräfte; 5) Berücksichtigung der Symptome.

1) Die Reinigung der ersten Wege zur Vorbereitung für andere Mittel, namentlich die Alexipharmaca, darf nur auf gelinde Weise geschehen, durch Klystiere von Rad. et Herb. Alth., Malv. etc. Sind Sordes im Magen, leichte Emetica, welche schon Herodot beim Aëtius V. 130. empfahl; ferner Conradin de febr. Misc. Ung. c. 5., Th. Cober Obss. castr. Ung. Dec. II. obs. 5. Hierauf gelinde Purgantia aus Crystall. Tartari, welche zugleich auf den Urin wirken (p. 319.), Manna, Tamarinden, Cassia mit Zusatz von Elaeosacch. Macid., Foenic., Cort. Aurant., um Blähungen zu mäfsigen. Von diesen Mitteln kann man in den nördlichen Gegenden, wie in Lübeck, etwas gröfsere Dosen geben, aber ne quid nimis! (p. 316 — 322.) Drastica sind ganz zu verwerfen, doch rühmt er Anfangs den Gebrauch des Rheum und des Mercurius dulcis, cujus usus et in aliis morbis mihi satis familiaris est, modo viscera illaesa sint; ut in ipsis infantibus magno successu isto saepius usus fuerim, nullo salivationis metu, praesertim si alia cathartica stimuli loco addantur, quae eum diutius in corpore subsistere non permittant. So giebt er unter andern folgende Formel an: ℞. Mercur. dulc. ter sublimati gr. viij., Pulv. Machaoc. alb. ʒ j., Diagrydii c. sulph. ppt. gr. iij., Elaeosacch. Citr. Mac. ana gr. ij. M. f. P. S. In irgend einer Conserve zu nehmen (p. 417.).

2) Um die Materia peccans, das aufgenommene Contagium, zu entfernen, liefs N. zuerst sei-

nen Kranken den ganzen Körper räuchern, was bei ihm die Frauen schon längst thaten, nicht aus Aberglauben etwa, sondern anfangs gewifs auf den Rath eines sehr erfahrenen Arztes. Hierzu dienten Absynth., Bernstein etc. Auch die Syphilis wird ja jetzt durch Räucherung, wonach Schweifs entsteht, geheilt (p. 324.). Bei heifsem, trocknen Körper mufs dies sparsamer geschehen; Schwangere müssen sich vor dem Eindringen des Rauches in den Uterus hüten, sonst entsteht leicht Abortus. Das Räuchern ist ja jetzt zur Gewohnheit geworden, sagt er scherzweise, da das Tabacksrauchen so an der Tagesordnung ist, dafs man mit Virgil (Aen. VIII.) sagen kann, dafs Jeder in den Kneipen

Faucibus ingentem fumum, mirabile dictu,
Evomit, involvitque domum caligine caeca, etc. (p. 324.)

Bei vorgeschrittener Krankheit empfahl er das Ueberschlagen mit Tüchern, welche in ein aus alexiterischen Dingen bereitetes Decoct getaucht sind (p. 325.), um dadurch Schweifs zu erregen. Mercatus de febr. malign. VIII. 2., und vorzüglich Th. Minadous II. de febr. malign. c. 16 — 18. verdammt zwar, namentlich anfangs, hitzige Diaphoretica, da der Schweifs ja nur Materia cocta ausführe, und schrieb deshalb einen besonderen Tractat: An diaphoretica secundo ordine in febribus malignis debeant adhiberi? N. kann ihm aber nicht beistimmen; denn bei Purpura könne von Materia cocta keine Rede sein, und je länger die Materia peccans im Körper, desto schlimmer (p. 328.). Nach einer sehr lesenswerthen Stelle über Geheimnifskrämerei in der Medicin (p. 330 — 335.) geht er zu den einzelnen Mitteln über; fand namentlich Rad. Contrayerv. als Diaphoreticum sehr nützlich (p. 335.), ferner Rad. Anthorae, Sarsaparill., Campher, aber nur für solche Kranken, die ihn riechen können und nicht Gehirnleiden haben (p. 337.). Wie häufig das Hirschhorn und andere Präparate vom Hirsch damals im Gebrauche waren, geht daraus hervor, dafs N. am Hofe des Chur-

fürsten zu Sachsen, Johann Georg, eine mit dem Horn gegerbte Hirschhaut aufgestellt sah, in der sich mehr als 60 Präparate, vom Hirsch bereitet, in besonderen Kapseln befanden (p. 339.). Das Cornu cervi philosophice oder sine igne paratum entdeckte Casper Panzer zufällig, indem er statt Helm einer Retorte ein Hirschhorn nahm, und dieses nachher durch die Wasserdämpfe erweicht fand (p. 339.). Der Kranke decke sich mäfsig zu, nicht aber mit einem Berg von Betten. Zu Lübeck ward während der Epidemie eine junge Frau gezwungen zu schwitzen; da sie aber jede Bedeckung von sich warf, ward sie durch quer über sie gelegte Stricke im Bette fest gemacht, und nun mit Betten bedeckt; der Schweifs kam, mit ihm aber auch Convulsionen und Tod. Dieses brachte alle Schwitzmethoden beim Volke in Verruf, und lange Zeit hindurch waren Mehre durch nichts dahin zu bringen, etwas zum Schwitzen einzunehmen (p. 349.). Während des Schweifses hüte man die Kranken vor Schlaf, wozu sie wohl geneigt sind, denn im Schlafe tritt das Blut nach den inneren Theilen zurück. Man gebe zuletzt Analeptica, damit die Kräfte nicht verschwinden (p. 350.), und nach dem Schweifse leichte Fleischbrühe (p. 352.). Aeufseren Einreibungen redet er das Wort nicht, und findet auch die damals schon sehr gebräuchlichen, übrigens sehr nützlichen Räucherungen mit Weingeistdämpfen, wozu er einen besonderen Räucherkasten beschreibt (p. 368.) [wie Ref. an einem anderen Orte mitgetheilt hat], bei Purpura nicht anwendbar. Den Aderlafs will er nur im Anfange der Krankheiten, und wenn wirkliche Plethora vorhanden ist, angewandt wissen, weshalb er auch Coyttar über seine häufigen und späten Blutentziehungen (vergl. Beiträge No. 1.) tadelt. Nach dem Erscheinen von Petechien läfst er jedoch auch noch Venäsectionen zu, wenn die Kräfte gut sind, und wirklicher Ueberfluſs an Blut sich findet (p. 378.). Joh. Bapt. Minadous schrieb einen eigenen Tractat: De abusu non mittendi sanguinis in febribus malignis, etiamnum

apparentibus exanthematibus, petechiis dictis. Blutegel am After bekamen mitunter sehr gut; Fonseca Consult. I. 47., Salius Divers. de febr. pest. 21. Eben so an die innere Fläche der Nase gesetzt, wenn der Kopf sehr leidet (p. 396.). P. Salius Divers. l. c. rettete dadurch viele Kranke; und wenn Hercules Saxon. VIII. c. 37. sie widerräth, weil Nasenbluten in dieser Krankheit verderblich sei, so ist ja ein grofser Unterschied zwischen Natur und Kunst! (p. 397.). Jedoch sind Blutegel und Schröpfen in den nördlichen Gegenden ein ungewöhnliches Mittel (p. 394.). N. liefs die Blutegel erst in reines laues Wasser werfen, damit sie sich vom Schleime reinigen, dann mit einem Schwamme abwischen, und nun per calamum appliciren. Für die Anwendung der Vesicatore ist er im Ganzen nicht sehr.

3) Zur Verbesserung der Säfte und Mäfsigung der Hitze lobt N. die Citronen und Essentia totius Citri, Camilli (p. 425.), so wie auch den Spiritus vitrioli sehr (p. 430.). Das kalte Wasser, über dessen medicinischen Gebrauch sich N. weitläuftig verbreitet, empfiehlt er zwar ebenfalls (p. 433.), allein nur nicht gleich anfangs, da die Hitze eine vergiftete Ursach habe!

4) Die Stärkung der Kräfte unternehme man ja nicht gleich anfangs, sondern nur bei höchster Nothwendigkeit, weil die Schwäche oft scheinbar sei (p. 442.). Fleischbrühe mit Citronen, Crocus, Wein, vorzüglich Himbeerwein, sind zu empfehlen (p. 445.). Sehr nützlich bewies sich auch die Ess. Ambrae und Tinct. croci c. acid. citri parata.

5) Die Berücksichtigung der Symptome beginnt er mit folgenden trefflichen Worten (p. 450.): Leniendis itaque symptomatibus operam dabimus, non qua symptomata sint, sed qua aut offensarum virium aut novi cujusdam affectus causa existant! Zur Beseitigung des heftigen Kopfschmerzes, nach weggeschafften Sordes, entfernten Congestionen durch Venäsectionen, hirud., cucurbit.,

lege man Rubefacientia an den Füfsen, auch Heringe; auf den Kopf ein durchgeschnittenes junges, lebendiges Huhn (p. 452.). Hilft dies nichts, Abscheeren der Haare, und darauf topische Mittel. Die von Balth. Conradin. de febr. Miscell. Ungar. c. 9. empfohlene Mischung aus Campher 3 j in Weingeist aufgelöst, dazu etwas gut geschlagenes Eiweifs, mit 2 Löffeln Rosenwasser oder Rosenessig, womit Tücher befeuchtet auf Hinterkopf, Stirn und Schläfe gelegt werden, fand N. oft sehr nützlich (p. 453.). Opiate nur im höchsten Nothfalle (p. 454.). Einreibungen von Ol. Major., Salviae, Serpylli; besser noch Kränterkissen aus Kochsalz, Kümmel, Lorbeeren und Chamillenpulver. Den Lendenschmerz, der oft so heftig in dieser Krankheit ist, weil die grofsen Venen mit scharfem Blute gefüllt dort liegen, mäfsige man durch kühlende Klystiere (p. 456.), Einreibungen, Campher mit Nitrum, wenn Nierenschmerz dabei ist (p. 455.). Gegen Schlaflosigkeit Mandel- oder Mohnemulsionen, Lotionen der Hände und Füfse, Musik und Gesang. Hilft dies nicht, so suche man den Kranken zu ennuyiren. Jedoch alles mit Vorsicht, denn leicht entsteht Uebertreibung, und der Kranke schläft gar nicht (p. 460.). Hilft gar weiter nichts, so gebe man Laudanum opiatum gr. j — ij mit Syrup. violar., jedoch vorsichtig, damit der Kranke nicht ewig schläft (p. 461.), was den Arzt in schlechten Credit bringt, wie es einem, N. bekannten, gelehrten Arzte in Holstein ging. Cujus vitandae (calumniae) ergo in magna virium imbecillitate, si res exigat, aegrotis clam et specie alterius remedii laudanum dare soleo, quod multi ejus usum reformident, et infaustos morborum eventus administratis remediis temere adscribere soleant (p. 462.). In senibus minore copia datur; infantibus et pueris temere fere exhibetur, quod cerebrum infirmum ac debile adhuc dum habeant, ut tam validi remedii usum sustinere non possint, cum ab opii usu eos stupidos redditos sit observatum (ibid.). Daher gebe man auch das Opium nicht auf einmal in ganzer

Dosis,

Dosis, und wenn der Magen zu schwach ist, lasse man es blofs in dem Munde halten. Bei ganz schwachen und dem Tode nahen Kranken, so wie bei bevorstehender Krise, hüte man sich, es zu geben. Damit der Urin, der meist selten fliefst, weil Kranke das Uriniren vergessen, nicht die Blase entzünde, mache man diuretische Einreibungen, Fomentationen in der Blasengegend, und drücke diese zuweilen sanft (p. 467.). Die Luft sei bei der Kopfaffection kühl; sind die Kranken dabei schwach, so lasse man sie im Dunkeln liegen; sind sie kräftig, im Hellen. Die Wände des Zimmers seien glatt, nicht bemalt, damit dies nicht Gelegenheit zu Phantasien gebe. Bei Sopor Vesicatore an den unteren Theilen, an den oberen ist es dumm! (p. 470.). In den Mund Masticatoria, innerlich Valeriana, Angelica, Castor.; dabei Geräusch, Rütteln des Kranken! Stellen sich Convulsionen ein, so bringe man den Patienten ein mit Leinwand überzogenes Stück Holz, oder einen Riemen zwischen die Zähne, damit sie sich die Zunge nicht verletzen, frei athmen, und ihnen Arzneimittel beigebracht werden können (p. 475.). Räucherungen mit Bernstein, Styrax etc. wurden öfter noch in folgender Formel von ihm angewandt: ℞. Asae foetid., Galbani, Ammoniaci $\overline{aa}$ ʒ ij, Capill. homin. ʒ jß, Castor., Succini $\overline{aa}$ ʒ iij. M. f. P. S. pro suffitu. Innerlich die Hirschhornpräparate. Das Zittern der Glieder ist wie die Convulsionen zu behandeln; ist es aber Begleiter von Krisen, wie N. dies nicht allzu selten sah, dann nichts. Bei heftigem Ohrenschmerz tröpfle man Eiweifs mit Milch ein, oder Ol. Chamomill. mit Campher, mache Cataplasmen aufs Ohr. Letztere auch bei Parotiden, welche man, wenn sie in Eiterung übergehen, zeitig öffnen mufs, da die Kranken oft zu schwach sind, das Eiter durchbrechen zu lassen (p. 488.). Die Blutungen aus der Nase dürfen nicht schnell unterdrückt werden; man handelt anfangs revulsivisch, läfst schröpfen in der Lebergegend, wenn das Blut aus dem rechten Nasenloche, in der Milzgegend, wenn

es aus dem linken kommt (p. 489.). Hilft dies nichts, so mache man adstringirende Fomente, bestreiche die Nase mit Laudan. opiat., was N. öfters mit Erfolg anwandte (p. 492.). Wenn bei sehr heftigen Blutungen das Blut durch die Choanen zum Gaumen fliefst und Erbrechen erregt, so machte N. eine Tamponade mit Prefsschwamm, mittelst Faden durch die Nase gezogen, dessen Bereitung und Anwendung er von einem Baseler Chirurg, Felix Wurtzius, lernte (p. 492.). Dabei die gröfste Ruhe, kühlende Diät, kühle Atmosphäre, nur bei grofser Schwäche rothen Wein. Bei Haemorrhagia Uteri Frictionen, Ligaturen der oberen Theile, Schröpfköpfe unterhalb der Mamma, kühlende Cataplasmen über die Genitalien (p. 493.). Um die dicken Krusten auf der Zunge zu entfernen, legte N. eine Scheibe Speck, in Aq. Sempervivi maj. macerirt, auf die Zunge (p. 496.). Bei Pleuritis und Pneumonie, die nicht selten selbstständig während der Epidemie auftraten, zeigte sich die Venäsection nur in den ersten Tagen bei blutreichen jungen Subjecten nützlich; besser bekamen Alexipharmaca, säuerliche Linctus, äufserlich Decoct. Flor. Verbasci, Malv. mit Milch in einer Blase auf die schmerzhafte Stelle gelegt (p. 504.). Gegen die heftigen Palpitationen des Herzens Einreibung in die Herzgrube von Ol. Macid. mit Campher, innerlich Tinct. Ambrae, überhaupt Aqq. cordiales (p. 507.). Uebelkeit, Erbrechen, cardialgische Beschwerden, welche häufig sind, hebt man am besten durch leichte Brechmittel oder Abführen mit Decoct. Tamarind. mit Crem. Tart. (p. 513.). Aeufserlich Schröpfköpfe, Fomente, Einreibungen. Bei heftigen Diarrhöen mit Tenesmus Decoct. C. C. rasp., Rad. Contrayerv., Milchklystiere, zumal wenn Würmer abgehn (p. 523.). Wenn der Körper in den ersten Tagen gleichsam tympanitisch aufschwillt, Räucherungen mit Thymian, Einreibungen mit Ol. bacc. Lauri, Junip. Innerlich Bezoardica, bis Schweifs entsteht. In diätetischer Beziehung sei

die Luft rein, mehr kühl, keine Backstuben! Die Nahrung sei leicht verdaulich, der Kranke genieſse nur wenig auf einmal, und öfter, immer aber nur zur Zeit der Remission; dabei vermeide der Kranke alle Gemüthsbewegungen, man flöſse ihm Muth ein und Vertrauen auf Gott (p. 511.).

So weit der Auszug aus einem Werke, das in mehr als einer Hinsicht klassisch zu nennen sein dürfte.

III.

Otterbifsvergiftung,

durch äufserliche, einfache Behandlung beseitigt.

Von

Dr. Wagner,

Kreis-Physicus in Schlieben.

Am 6ten Juli v. J. raufte der sechsjährige Sohn des Bäckermeisters Kiene in Herzberg an der schwarzen Elster, in Begleitung seiner vierzehnjährigen Schwester, im Strafsengraben der von Potsdam nach Dresden hier durch einen Elstersumpf führenden Landstrafse neben einer darin bei einem Brombeerstrauch stehenden, alten Weide, etwas Gras aus, bei welcher Gelegenheit ihn eine Otter (Coluber Berus) am Fufse in den Knöchel bifs. Aus den zwei kaum bemerkbaren Schrämmchen flofs ein Tropfen Blut. Auf der Strafse vorüberziehende Landleute aus der Nähe, mit Otterbifsheilung daher nicht unbekannt, wie der dazu kommende Wegebaumeister Klage aus Malitzschkendorf, riethen, den Fufs sofort in Moor zu stecken und dabei die Wunde mit Wasser (beides hier in Ueberflufs vorhanden) auszuwaschen, eine Binde unter dem Kniegelenk umzulegen und das ganze Glied bei der Anheimkunft stark

mit warmem Baumöl einzureiben, was, bis auf die Baumöleinreibung, auf der Stelle geschah. Die Unterbindung wurde mit einem dünnen, seidenen, zusammengerollten Tuche vollzogen. Dennoch trat bald Geschwulst des Fufses und so heftiger Schmerz ein, dafs das Kind nicht aufzutreten vermochte, und daher von seiner vierzehnjährigen Schwester aufgehuckt und so, jammernd und klagend, ja oft über Schmerz laut aufschreiend, fortgeschleppt werden mufste. In diesem Zustande traf der vorüberfahrende Rentmeister Hörichs aus Schlieben das unglückliche Geschwisterpaar; dieser Edle nahm beide sofort in seinen Wagen, und fuhr sie eilig nach der Stadt Herzberg (drei Viertelstunden weit davon entfernt), um dem Kinde möglichst schnell ärztliche Hülfe angedeihen zu lassen.

Hier wurde der Kranke dem Stadtwundarzte Franz zur weiteren Behandlung übergeben. Bei der Uebernahme war der Zustand folgender: Harte Geschwulst des ganzen Unterschenkels von den Zehenspitzen bis zum Knie hinauf, nur an dem Knöchelgelenk blauroth und schmerzhaft; die beiden Wunden am Knöchel so fein, dafs man sie kaum erkennen konnte; sie erschienen wie von feinem Gedörn bewirkt; vom Knöchel bis zur Wade nur beim Betasten Schmerzgefühl; der Puls schnell und fieberhaft. Die sonst wohl beobachteten Symptome: Erbrechen, Nasenbluten, Irrereden, Gefühl von Taubheit, gelbe Farbe der Haut, blaue oder gelbe Blasen — nicht vorhanden.

Der obgedachte Wundarzt behielt die Unterbindung bei, liefs die warmen Einreibungen mit Baumöl fleifsig fortsetzen, legte überdies noch warme Essigumschläge um den kranken Unterschenkel, auch ein Vesicator von der Gröfse eines Thalers auf die Bifswunde, und liefs fleifsig recht warmen, die Ausdünstung befördernden Thee, bei sehr magerer, kühlender Diät, trinken, worauf der Kranke in allgemeinen Schweifs verfiel. Den anderen Tag war die Geschwulst bedeutend gefallen, Schmerz und Fieber gemindert. Man behielt das Verfahren unabgeändert bei,

lüftete jedoch die Unterbindung etwas. Den dritten Tag befand sich der kleine Kranke ganz fieberfrei, und die Geschwulst war noch weit geringer als Tags vorher. Das einfache Verfahren wurde fortgesetzt, nur die warmen Essigumschläge liefs man weg. Den vierten Tag stand Patient auf; das Vesicator, welches eine Blase gezogen hatte, wurde abgenommen. Nur die Baumöleinreibungen setzte man noch fort. Vom fünften bis siebenten Tage verschwand bei diesen Einreibungen und dem die Ausdünstung befördernden, warmen Getränk alle Geschwulst. Am achten Tage fand volle Genesung statt; am neunten besuchte der Knabe die Schule wieder. —

Abermals ein Fall von Otterbifs, wobei sich das augenblickliche Auswaschen der Wunden mit Sand oder Moor und Wasser, die Unterbindung, das Einreiben von warmem Baumöl und der Fliederthee besonders vortheilhaft bewiesen, und alle übeln Folgen allein schnell beseitigten; aber auch ein Fall, wo die Viper das betroffene Glied nicht mit ihren Kinnladen umfassen, also nur oberflächlich und schrammend verletzen, folglich das Auswaschen von Nutzen sein konnte. Anders ist es, wenn diese Schlange ein Glied mit ihrem Ober- und Unterkiefer umfafst; dann gleiten die Giftzähne nicht ab, und dringen tief ein, wie beim Wespenstich der Stachel. Dergleichen Fälle, die zum Glück nur höchst selten vorkommen, sind weit gefährlicher und laufen nicht selten schnell tödtlich ab. Hier mufs das Auswaschen mit Wasser und Sand unwirksam bleiben, und dürfte wohl das Ausschneiden der ganzen Bifsstelle mit einer Scheere, wie der treffliche Lenz in Schnepfenthal vorschreibt, den Vorzug haben. Leider dürfte dies aber nur selten schnell genug in Anwendung kommen können, und würde auch hier zu spät gewesen sein, da der Fall drei Viertelstunden von einem Orte, wo dergleichen Hülfe geleistet werden konnte, vorkam.

IV.

Jahrbücher der homöopathischen Heil- und Lehranstalt zu Leipzig. Herausgegeben von den Inspectoren derselben. Zweites Heft. Leipzig, Verlag von C. H. Reclam und L. Schuhmann. 1834. gr. 8. IV u. 172 S. (1 Thlr.)

Rasch folgt dieses Heft dem ersten und giebt uns den Bericht über die vom 1. April bis 30. Juni 1833 in der Anstalt aufgenommenen und behandelten Kranken. Die Herren Inspectoren versichern, die Heilanstalt habe seit ihrem halbjährigen Bestehen bewiesen, dafs die Homöopathie einen reellen Werth besitze, den die Feinde und Gegner ihr gern streitig gemacht hätten, und halten es für entschieden, dafs diese Heilmethode der älteren nicht nur nicht nachstehe, sondern sie weit überflügle!

Wie bei der Anzeige des ersten Heftes wird Ref. die von den Verfassern mitgetheilten Erzählungen bona fide annehmen und nur durch Anshebung der angewandten neuen Heilmethode einen Vergleichungspunkt mit der alten, langjährigen hinstellen, um die Richtigkeit des eben mitgetheilten Ausspruchs zu beleuchten. —

In der Heilanstalt blieb aus dem vorigen Vierteljahre Bestand: 13; aufgenommen wurden 38. In der Poliklinik wurden mit den übergetragenen Kranken behandelt: 458. Da in diesem Vierteljahre in Leipzig immer nur sehr wenige acute Krankheiten vorkommen sollen, so waren auch unter diesen Kranken nur $\frac{3}{5}$ acute. —

Die tabellarische Uebersicht möge hier zur Erläuterung folgen:

Krankheitsnamen.	Zahl d. Fälle.	Geheilt.	Gestorben.	Gebessert.	Ungeheilt.	In der Anstalt geblieben.	Bemerkungen.
Blasenrose	1	—	—	—	—	1	
Brustbeschwerden, entzündliche	1	1	—	—	—	—	
Brustentzündung	2	2	—	—	—	—	
Brustentzündung, nervöse . .	1	1	—	—	—	—	
Entzündlich-krampfhafte Brustbeschwerden	1	1	—	—	—	—	
Epilepsie	1	—	—	—	—	1	
Febris nervosa	1	—	1	—	—	—	
— — stupida . . .	1	1	—	—	—	—	
Fufsrose	1	1	—	—	—	—	
Gastrische Beschwerden . .	2	2	—	—	—	—	
Geisteskrankheit	4	2	—	—	—	2	
Gesichtsrose	1	1	—	—	—	—	
Grippe	4	4	—	—	—	—	
Hodengeschwulst	1	1	—	—	—	—	
Hypochondrie	1	—	—	1	—	—	
Lähmung	1	—	—	—	—	1	
Magenentzündung	1	—	—	—	—	1	
Magenkrampf	1	—	—	*1	—	—	* Wegen Unfolgsamkeit entlassen.
— mit Menstruationsbeschwerden . . .	1	1	—	—	—	—	
Menstruationsbeschwerden, Flechten, Schwerhörigkeit	1	—	—	—	1	—	
Nagelgeschwür	1	1	—	—	—	—	
— mit darauf folgendem Nervenfieber .	1	1	—	—	—	—	
Nierenentzündung	1	—	—	1	—	—	
Pocken	3	3	—	—	—	—	
Rheumatismus acutus . . .	4	3	—	—	—	1	
Rheumatische Beschwerden. .	3	2	—	1	—	—	
Schleimschwindsucht . . .	2	—	1	1	—	—	
Syphilitische Knochenschmerzen	1	—	—	1	—	—	
Unterleibsleiden	3	—	—	*1	—	2	* Wegen Unfolgsamkeit entlassen.
Wechselfieber	4	2	—	—	1	1	
Summa . . .	51	30	2	7	2	10	

Ref., der schon einmal die tödtlich abgelaufene homöopathische Behandlung eines chirurgischen Krankheitsfalles mittheilte, kann sich hier nicht versagen, das Krankheitsbild und die klinische Behandlung eines an Panaritium leidenden Mädchens darzustellen. In etwas kommt doch die Chirurgie bei den Homöopathen wieder zu Ehren!

Die Kranke hatte schon vor zwei Jahren am Zeige- und Ringfinger ein Panaritium gehabt, und fühlte nun nach einem Nadelstiche in den rechten Zeigefinger Anschwellung und Schmerz, der sich nach acht Tagen über Hand und Arm erstreckte. Zwei Tage vor ihrer Aufnahme in die Heilanstalt entleerte sich an der inneren Fläche des vorderen Fingergliedes viel gelber, dicker Eiter, wodurch die Schmerzen etwas gemäfsigt wurden. Die Berührung des Fingers machte grofse Schmerzen, um das Gelenk herum fühlte man Fluctuation. Der ganze Finger geschwollen und roth, bei der geringsten Bewegung stechende Schmerzen im ganzen Arme bis zur Schulter, in dem Finger auch in der Ruhe pochender Schmerz; der Appetit vermindert, Abends (am Tage der Aufnahme) Frost. Pat. erhielt als passendstes Mittel die Sepia in höchster Potenz, und, da sie ziemlich gut geschlafen, Geschwulst, Schmerz und Eiterabsonderung geringer geworden waren, und sie über stechenden Kopfschmerz klagte, mufste sie an Aconit riechen. Die Geschwulst nahm immer mehr ab, es traten Fieberbewegungen ein, weshalb am dritten Tage der Aufnahme Nux vomica gereicht wurde. Bei verschwindender Geschwulst und verbesserter Bewegung des Fingers vermehrte sich das Fieber, die schon mehre Tage dauernde Stuhlverstopfung wollte den Klystieren nicht weichen, und verschwand erst am neunten Tage, nachdem am siebenten Bryonia gegeben war. Endlich, da vom achten zum neunten Tage die Kranke wegen pochender und stechender Schmerzen im Finger gar nicht schlafen konnte und der Finger, sehr geschwollen und entzündet, deutliche Fluctuation in der Gegend des Gelenkes am ersten Gliede zeigte, wurde durch einen Einstich mit der Lanzette eine beträchtliche Menge dicken, gelben Eiters entleert und Sepia verordnet (also neun Tage mufste das Mädchen erst gequält werden, um dann doch noch die am ersten Tage fluctuirende Stelle künstlich zu öffnen!). Am 12ten Tage war das Geschwür ziemlich

geheilt. Pat. erhielt Nux vom. Am 15ten Tage konnte Pat. aufser dem Bette bleiben, hatte aber Leibschmerzen (sie war seit drei Tagen wieder verstopft), der Finger war schmerzhaft, eiterte wieder, und man konnte mit der Sonde tief eindringen. Silicea; Abends Aconitum. Am 17ten Tage wegen noch anhaltender Verstopfung Bryonia. «Hierauf erfolgte Stuhlgang. Pat. klagte wieder über heftig stechenden Kopfschmerz, das Fingergeschwür war aber völlig geheilt. — Ein Paar Tage nach gegebener Belladonna, die indicirt war, ging es bald besser, bald schlechter; als sie (d. h. Pat.) sich aber drei Tage später fast ohne alle Beschwerden fühlte, so wurde sie am 4. April (dem 23sten Tage der Aufnahme) ohne Bedenken entlassen.»

Schon am folgenden Tage kam die Kranke wieder wegen «einer Art Nervenfieber» (wahrscheinlich ein Catarrhalfieber — vielleicht Grippe —, das sich durch allgemeine Schweifse entschied), und blieb noch 27 Tage bis zur völligen Genesung in der Anstalt. — Die Versicherung Hahnemann's, welche er dem Schönemann (vergl. Krankheitsgeschichte des Herzogs von Köthen in Casper's Wochenschrift 1833) gab, alle Panaritia ohne chirurgische Hülfe zu heilen, mufs entweder nicht wahr oder seinen Schülern die Heilungsart unbekannt sein. Und doch scheint es, als wenn die Schüler die Unwirksamkeit der Silicea und des Riechens an Aconit gegen Fingergeschwüre erst bei der eben mitgetheilten Krankheitsgeschichte erfuhren. — In einem zweiten, Seite 68 mitgetheilten Falle wurden die Herren Inspectoren schon klüger, sie erweiterten die zu kleine Oeffnung des Panaritium, sondirten genau, fanden den Knochen cariös, entfernten ihn am 22sten Tage der Aufnahme, und entliefsen die Kranke am 29sten. Indessen ohne innere Arznei konnte es in der Klinik der nach Einfachheit und Arzneiverminderung strebenden homöopathischen Schule nicht gehen; deshalb bekam Pat. am 1sten Tage wie gewöhnlich

den Willkommen durch Aconit, am 2ten Merc. solub., am 3ten Rhus, am 5ten Silicea, am 8ten Riechen an Silicea, indessen, wie die Herren selbst sagen, ohne irgend eine Besserung zu sehen. Am 15ten, 18ten und 22sten Tage wurde die Silicea, und am 24sten die göttliche Nux vom. gereicht und damit die Cur beschlossen. Auch diese Kranke bekam am Tage nach dem Entlassen aus der Heilanstalt Fieberbewegungen, und wurde acht Tage später als an Febr. nervosa stupida leidend wieder aufgenommen und nach 35 Tagen geheilt entlassen. (Woher bei beiden, an Panaritium leidenden Kranken das Nervenfieber als Folgekrankheit? Ref. hält, obschon die Arzneimittel wahrscheinlich in der höchsten Potenz gegeben wurden, die innere Behandlung für zu unbedeutend, um einen so bedeutenden Krankheitszustand hervorzubringen, und diese Krankheitszustände mehr für Folge der versäumten äufseren Behandlung, welche bei Entzündung sehniger und nervenreicher Theile durch Anwendung der erweichenden und narkotischen, warmen Breiumschläge die den ganzen Organismus aufregenden, fürchterlich spannenden Schmerzen besänftigt und den oft gehinderten Eiterabflufs freier macht. Auffallend ist es wenigstens, dafs bei der gewöhnlichen, schlichten, chirurgischen Behandlung ohne inneren Arzneigebrauch so selten Folgeübel entstehen.) —

Angehende Schwindsucht mit Nierenentzündung (in verbis simus faciles) eines rheumatischen Bäckergesellen wurde nach 11tägiger poliklinischen Behandlung und 32tägigem Aufenthalte in der Klinik besonders durch Stannum vollkommen (in der Uebersicht ist der Fall mit Nierenentzündung, als gebessert entlassen aufgeführt) geheilt. —

Die Behandlung des Wechselfiebers nach homöopathischen An- und Einsichten scheint noch sehr in der Kindheit zu sein, wie aus der Seite 55 mitgetheilten und anderen Krankheitsgeschichten ersichtlich ist. Ein 29jähriges, robustes Dienstmädchen wurde, nachdem es drei

Wechselfieberanfälle mit Tertiantypus gehabt, wegen einer Quotidiana am 13. März in der Anstalt aufgenommen. Die Kranke erhielt Ipecacuanha, Ignatia, Arsenik, Carbo veget., Ipecac., Cina, Pulsatilla, Nux vomica, Chinin. sulph., Sulphur, Veratrum, China, Drosera, Calcaria carb., am 58sten Tage Ignatia. Die Herren Inspectoren gestehen aber Seite 61: «Ungeachtet bei der Wahl der zu reichenden Mittel genau auf den Krankheitszustand Rücksicht genommen, die wichtigsten, so wie die minder wichtig scheinenden Symptome genau untersucht wurden, wollte dennoch das Fieber keinem Mittel ganz weichen, trat zwar bisweilen in einem mäfsigeren Grade auf, nahm aber bald seinen früheren Charakter an; es mufste demnach eine tiefere, unergründbare Ursache vorhanden sein. Die Kranke verlor natürlicher Weise immer mehr an Kräften, und der ganze Zustand liefs den Uebergang in ein schleichendes Fieber fürchten. Vom 10ten bis 29sten Mai trat das Fieber täglich, meist in den Nachmittagsstunden, unter stets gleichen Zufällen ein, bald mäfsiger, bald wieder stärker. In dieser Zeit erhielt die Kranke einmal Calcar. carb., eben so Arsenik, zweimal Veratrum und eben so oft Natr. muriat., ohne Erfolg. Am 29. Mai (am 78sten Tage ihrer Aufnahme) wurde sie, ihrem Verlangen gemäfs, bei ihrer Schwester einige Zeit zu verbleiben, entlassen; von dem ferneren Zustande haben wir bis jetzt nichts erfahren.» — Unser über die Behandlung des Wechselfiebers gegebenes Urtheil können wir, ungeachtet die Herren Verfasser sich über die Behandlung des folgenden Krankheitsfalles «Wechselfieber und hysterische Beschwerden» viele Complimente machen, nicht zurücknehmen, da der Uebergang des regelmäfsigen Wechselfieberanfalles in atypische, ja in Nervenfieber bei gehöriger Aufsicht in einem Hospitale meistens nur der unzweckmäfsigen Behandlung zuzuschreiben ist. — In einem früheren Krankheitsfalle: «Wechselfieber nebst chronischem Brust- und

Kehlkopfsleiden» (dieses in nächtlichem Husten mit leicht sich lösendem Auswurfe, Heiserkeit, Rauhigkeit und Trockenheit im Halse bestehend), gaben die Herren Carbo vegetab., worauf der Fieberanfall zweimal unbedeutend war und das dritte Mal aussetzte; indefs fanden sie wegen des ganzen Aussehens des Patienten und des fieberhaften Pulses zur Zeit des gewöhnlichen Paroxysmus, und selbst wegen wirklicher kleinen Fieberanfälle die Wiederholung des Carbo veget., «weil sie (er) doch die meiste Heilkraft in diesem Krankheitszustande gezeigt hatte», für nöthig; allein es trat nun ein wirklicher Wechselfieberanfall auf. «Da nach unserer Ansicht durch den Wiedereintritt des Fiebers erwiesen war, dafs die Wiederholung der» (des) «Carbo ligni hier am unrechten Orte benutzt wurde, so erachteten wir für nöthig, um ihre Einwirkung möglichst schnell aufzuheben, dem Kranken ein anderes Mittel zu reichen, und hier als das passendste das Natr. muriat. auszuwählen.» Obschon sich hiernach sieben Tage lang kein eigentliches Fieber (wohl aber Febriculae) zeigte, und, um Rückfällen vorzubeugen, am 22sten und 25sten Tage der Behandlung das Mittel wiedergegeben wurde, so trat doch am 27sten Tage wieder ein Fieberanfall auf, der sich mit unregelmäfsigem Typus in den folgenden Tagen bis zum 50sten Tage der Aufnahme wiederholte, und bis zum 55sten Tage nicht wiederkam. Die vom Pat. gewünschte Entlassung bewilligten die Inspectoren an diesem Tage um so lieber, je weniger sie Hoffnung zur gänzlichen Herstellung seines phthisischen Leidens hatten. —

Die Grippe, «sonst catarrhalisches Fieber genannt», lieferte den Herren Inspectoren manche Kranken (auch in der Poliklinik kamen mehre vor), die gewöhnlich am siebenten Tage, nachdem sie die Nux (einige rochen nur daran), zuweilen auch bei lebhafteren Brustbeschwerden die Pulsatilla, seltener Aconit und Chamille, erhalten hatten (in der Poliklinik wurde mehrmals sogar Arsenik verordnet), aus der Anstalt entlassen wurden. Ein Fall

endete tödtlich durch Uebergang in Nervenfieber, wobei Acid. phosphor. genommen und an Rhus gerochen wurde. — Rheumatisch-krampfhafte Brustbeschwerden (chronische Bronchitis geht in acute über). «Am 29sten Tage der Aufnahme war das Befinden der Kranken so gut, dafs wir sie ohne Bedenken als völlig genesen entlassen konnten.» — Unterleibsleiden. Krankheitsbild: «Beängstigungen auf der Brust, sie weifs sich vor Angst nicht zu lassen (ein Dienstmädchen von 32 Jahren). Periodischer, krampfhaft zusammenziehender Schmerz im Unterleibe, vorzüglich in der Nabelgegend. Nach dem Uriniren heftige Unterleibsschmerzen mit Pressen und Drängen nach den Geschlechtstheilen. Heute fünfmal dünner Stuhlgang auf die Einnahme von Meifsnerschen Pillen, welche sie vor ihrer Aufnahme genommen; früher verstopft; nach der Ausleerung hat sich das Gefühl von einem Klumpen im Unterleibe verloren. Leichtes Einschlafen des linken Armes. Eiskälte der Füfse. Sehr häufiges Luftaufstofsen mit Erleichterung der Unterleibsschmerzen. Uebelkeit, Wasserzusammenlaufen im Munde, manchmal Erbrechen, wenig Appetit. Häufig Schweifs mit Erleichterung der übrigen Beschwerden. Ziehende, stechende Schmerzen im Rücken. Wenig Schlaf, der gewöhnlich zwischen 12 — 1 Uhr durch Drang zum Stuhl gestört wird. Krummliegen erleichtert den Unterleibsschmerz. Oefteres Drängen zum Uriniren mit grofser Aengstlichkeit, früher auch zum Stuhle. Puls härtlich, wenig schnell. Aengstliches, weinerliches Gemüth.» — Am 39sten Tage der Behandlung versicherte die Kranke, mehrmals schon Abgang kleiner Stückchen Bandwurm durch den Stuhl bemerkt zu haben, und dafs ihre Schwester ebenfalls am Bandwurm leide. (Wie steht es hier mit der sonst für so gründlich ausgegebenen Anamnese?) Sie erhielt nun Fil. mas, wonach sich keine wesentliche Veränderung zeigte, sondern wieder ein heftiger, nicht lange dauernder Krampfanfall eintrat. Pat. mufste am 42sten Tage an Belladonna riechen, erhielt

am 44sten, 49sten und 58sten Tage Secale cornut. «Von nun an waren die Schmerzen, wenn sie eintraten, sehr erträglich, und Pat. fing an, sich allmählich zu erholen, konnte längere Zeit aufser dem Bette sein, klagte nur bisweilen über Kopfschmerz und Pressen nach den Geschlechtstheilen, hatte mehr Appetit und schlief gut; und es stand mit Gewifsheit» (?) «zu erwarten, dafs sie von diesem hartnäckigen, schweren Uebel» (dem Bandwurme?) «völlig würde befreit worden sein, wenn sie sich nicht Diätfehler hätte zu Schulden kommen lassen, die uns bewogen, da sie selbige immer von Neuem wieder beging, sie am 65sten Tage aus der Anstalt fortzuschicken.» — Rheumatische Beschwerden. Ein 22jähriger, oft an catarrhalischen Beschwerden leidender Schriftsetzer bekam in heftigem Grade die Pocken, wovon er nach sieben Wochen vollkommen hergestellt war, später vier Anfälle einer Tertiana, und nach acht Tagen Fufs- und Unterschenkelgeschwulst mit reifsenden Schmerzen, die sich nach fünf Tagen auch in die Hände erstreckten. Die Herren Inspectoren verordneten Variolin, weil sie die Beschwerden als Folgekrankheit der natürlichen Pocken betrachteten (das ist ja nicht nach homöopathischen, sondern nach isopathischen Heilgrundsätzen! Ref. erfährt übrigens hier zum ersten Male etwas vom Variolin, dessen Bereitungsart er auch nicht anzugeben weifs). Am dritten Tage, bei gleichen Beschwerden, wurde Nux, am 5ten Variolin, am 7ten Rhus, am 11ten, 14ten, 19ten und 25sten Tage Sulphur gegeben, und der Patient am 29sten Tage völlig genesen entlassen. — Die Geisteskrankheit (Hysteria oder Erotomania?) einer jungen Bauerstochter wurde mit Ignatia, Platin (zweimal), Crocus und endlich Sepia behandelt. Das letztere Mittel bekam so gut, dafs die Kranke am 36sten Tage hergestellt entlassen wurde. (S. Hahnemann verordnet in ähnlichen Krankheiten, sowohl bei Männern als Frauen, den Coïtus, und hat, da er ja seine Arzneien durch Kabinetsbefehl gegen die beste-

hende Köthensche Medicinalordnung frei ausgiebt, für Subjecte gesorgt, die nach seinen Verordnungen gebraucht werden können. Ref. weifs dies aus glaubwürdigster Quelle.) Ein öfter an Kopfschmerzen und fliefsenden Hämorrhoïden leidender, trunksüchtiger Schneider wurde geisteskrank. Bei der Aufnahme fand man: «Schwere des Kopfes, als sollte er abfallen. Schwarzwerden vor den Augen, stierer Blick, beim Gehen Schwindel, wie betrunken. Oefters überfällt ihn eine Hitze des Körpers, mit Zittern desselben. Schwere der Glieder wie Blei. Beim Treppensteigen grofse Mattigkeit in den Beinen. Irrige Phantasien vermischen sich in sein übrigens freies und ungestörtes Denkvermögen» (welches Deutsch, welche Logik!); «er glaubt nämlich, der Geist seiner Frau umschwebe ihn, er höre mehrfach ihre Stimme, aus allen den Gegenständen, welche derselben angehört haben, z. B. Betten, Commoden, Kasten, Schränken etc. Er glaubt, dafs sie verlange, mit ihr zu beten, und dafs er künftigen Montag auch sterben müsse etc. Wegen diesen» (dieser) «Phantasien hat er schon mehre Nächte schlaflos zugebracht. Auf der Brust ein frieselartiger, brennender Ausschlag. Alle übrigen Functionen normal.» Belladonna; welche auch, nachdem er nach drei Tagen eine ruhige Nacht gehabt hatte, ihn so vollkommen von seiner Geistesverwirrung befreite, dafs er am 11ten Tage entlassen werden konnte. (Wer erkennt nicht den Anfang eines Delirium tremens, der, wie es auch ohne Belladonna nicht selten geschieht, durch Eine ruhige Nacht beseitigt wurde? Ref.)

Unter den poliklinischen Kranken, deren Krankheiten alphabetisch (wie Abortus, Fufsrose, Grippe, Keuchhusten, Scharlach etc., also ziemlich bunt) aufgeführt werden, befand sich eine mit bevorstehendem Abortus, der auf ganz gewöhnliche Weise, einer Gabe Belladonna ungeachtet, erfolgte, und welchem gewifs durch einen Aderlafs vorgebeugt worden wäre. — Von den vier Augen-

kranken waren drei mit Ophthalmia neonatorum behaftet. Sie sind als geheilt aufgeführt; wie der Zustand der Augen nach der Heilung war, erfahren wir nicht, können aber nach der Krankheitserzählung unmöglich annehmen, dafs derselbe in vollkommener Integrität der Augen bestanden habe. Früher wurde zweier an skrofulöser Augenentzündung leidenden Kinder gedacht, welche bei homöopathischer Behandlung nicht gerettet werden konnten und starben. — Keuchhusten. «Bertha R., anderthalb Jahre alt, hat seit einem halben Jahre Husten, der seit vierzehn Tagen vorzüglich heftig ist, mit viel Schleimräuspern auf der Brust, manchmal der Auswurf mit Blut vermischt, früher öfters starkes Erbrechen dabei. Die Hustenanfälle kommen sehr oft und hören nicht eher auf, bis etwas Schleim ausgeleert oder weggebrochen wird. Kein Appetit, hartleibig, verdriefslich. Nach einer Gabe Drosera besserte sich der Zustand binnen sieben Tagen, der Stuhlgang wurde besser und die Nächte ruhiger. Sechs Tage später war der Husten wieder verschlimmert, besonders im Bette, dafs sie aufstehen mufs; es kommt Schleim in die Höhe, den sie aber nicht auswerfen kann; bricht nach dem Trinken einen Theil des Getränkes aus; die Anfälle wie erstickend, sie bleibt ganz weg dabei. Die Drosera wurde repetirt, und die Besserung ging wieder vor sich, so dafs das Kind nach vierzehn Tagen hergestellt war.» — Krämpfe bei Kindern wurden durch die Nux vomica geheilt. — Luxatio spontanea (?). Ein dreizehnjähriges, skrofulöses Mädchen «klagt seit einem Vierteljahre bei Bewegung des rechten Oberarmes und bei Druck auf das Schultergelenk über Schmerz, zuweilen Stechen von der Schulter nach dem Rücken hin; sie kann den Arm vor Unruhe in denselben» (!) «nicht still halten. Zugleich stechende Schmerzen über dem rechten Kniegelenk, vorzüglich bei Bewegung, aber auch bei Ruhe, nach der Hüfte hin. Beim Gehen wird das Bein nachgeschleppt, dasselbe ist länger, und der rechte Trochanter,

Knie

Knie und Hinterbacken stehen tiefer, als die des linken; Abends mehr Hitze. Seit einem Jahre ein Schmerz, bald drückend, bald stechend, in der rechten Brustdrüse, die Halsdrüsen sind geschwollen und hart. Alle übrigen Functionen normal. Die Kranke erhielt eine Gabe Colocynth., welche bei einiger Besserung am 10ten Tage repetirt wurde. Hierauf war von 8 zu 8 Tagen fortwährende Besserung zu bemerken, und nach Verlauf von 4 Wochen wurde das Mittel zum dritten Male gereicht. Auch hierauf schritt die Besserung immer mehr fort, so dafs sie» (die Besserung?) «nach ¼jähriger Behandlung durch drei Gaben Koloquinten gesund entlassen werden konnte.» — Quetschungen wurden durch innerlich und äufserlich angewandte Arnica binnen 10 bis 12 Tagen gehoben (oft heilt die Natur die Folgen der Quetschung noch schneller: Ref.). — Scharlach: «Agnes S., 7 Jahre alt, bekam im stadio desquamationis scarlatinae geschwollene Halsdrüsen, Schmerzen in den Hals- und Nackenmuskeln, der Hals steif, schief, sie konnte ihn nicht bewegen und beugen, Geschwulst hinter den Ohren, Kopfschmerz auf dem Wirbel, sie mufste liegen. Eine Gabe Belladonna hatte nach drei Tagen keine Veränderung in den Beschwerden hervorgebracht, deshalb erhielt die Kleine Dulcamara; hierauf ging es nach vier Tagen ein wenig besser» (?); «die Kopf- und Halsschmerzen traten vorzüglich Abends stärker hervor. Es wurde nun eine Gabe Merc. solub. gegeben, worauf nach sieben Tagen alles beseitigt war und das Kind gesund entlassen werden konnte» (also nach 14tägiger Behandlung!). — Veitstanz: «Laura V., 11 Jahre alt, war in ihrer Jugend stets gesund gewesen; seit sechs Wochen jedoch leidet sie an krampfhaften Bewegungen im rechten Arme und Beine; sie kann die Hand nicht gehörig ausstrecken, es zieht die Finger krampfhaft zusammen; Arm und Bein kann sie nicht still halten, sondern mufs sie unwillkührlich hin und her bewegen; das Gemüth sehr bewegt, weint leicht; übrigens alles normal. Es wurde eine Gabe Ignatia

gereicht, worauf sich das krampfhafte Greifen nach vier Tagen etwas vermindert zu haben schien. Sie erhielt nun eine Gabe Pulsatilla, worauf es wieder etwas besser ging; nun wurde Ignatia abermals, und binnen sechs Wochen erst in kürzeren, dann in längeren Zwischenräumen noch fünfmal repetirt, wobei die Besserung nach jeder neuen Gabe sichtbar vorwärts schritt, so dafs die Kleine nach zweimonatlicher Behandlung gesund entlassen werden konnte.» —

Ref. vermifst auch in diesem Hefte die Angabe der Diät in den einzelnen Krankheitsfällen, denn eine und dieselbe wird doch wohl nicht bei allen verschiedenen Kranken verordnet worden sein? So scheinen auch die Herren Inspectoren wenig Unterschied in der Gabe der gereichten Arzneimittel zu machen, und wohl mit S. Hahnemann sie in der höchsten Potenz gereicht zu haben. — Zu wünschen wäre, dafs die Herausgeber der Jahrbücher ein verständlicheres und weniger holperiges Deutsch schreiben und die Druck- oder Schreibfehler mehr vermeiden möchten! —

Behr.

V.

Von den Krankheiten des Menschen. Specieller Theil oder specielle Pathologie und Therapie. Von Dr. Carl Georg Neumann. Dritter Band: Topische Krankheiten der Vegetationssphäre. Berlin, bei Herbig. 1834. gr. 8. VIII und 648 S. (3 Thlr.)

Wenn schon bei der Anzeige der früheren Bände Ref. sich zu der Bemerkung veranlafst fand, dafs vielerlei mitgetheilt sei, was ganz in die specielle Chirurgie gehört.

so gilt diese Bemerkung noch in viel höherem Maafse von dem vorliegenden Bande. Der Verf. hat offenbar alle Leistungen der Chirurgie mit denen der Medicin in ein Ganzes zu verschmelzen versucht, und sein Werk, ist es anders gelungen, soll den, der sich dessen als einzigen Leitfadens bedient, entheben, bald ein therapeutisches, bald ein chirurgisches Werk nachzuschlagen. Ob ein solches Ziel aber bei dem heutigen Standpunkte zu erreichen, ist eine grofse Frage, die wir verneinen möchten. Allerdings können wir die scharfe Absonderung ärztlicher und wundärztlicher Leistungen, wie sie lange Zeit zum Nachtheile der Aerzte und Kranken bestand, nicht länger bestehen lassen; aber so wenig jeder einzelne Arzt auf allen Gebieten der Kunst Ausgezeichnetes leisten kann, so wird auch wohl kaum ein Schriftsteller unserer Zeit die bisher sogenannte specielle Therapie und specielle Chirurgie gleichmäfsig zu umfassen im Stande sein. Aus eben diesem Grunde kann auch Ref. sich nicht anmaafsen, über die chirurgische Seite dieses Werkes zu urtheilen, und mufs es dem Herausgeber anheimstellen, ob er zur Beurtheilung der hier vorgeschlagenen Operationsmethoden und anderer rein chirurgischen Lehren noch einen anderen Referenten aufrufen will. Im Allgemeinen glaubt Ref., dafs dieselben schon der Unvollständigkeit wegen nicht genügen, und daher den Gebrauch chirurgischer Handbücher keinesweges entbehrlich machen können. — Dafs die in diesem Bande abgehandelten topischen Krankheiten der Vegetationssphäre sich nicht auf bestimmte Weise begränzen lassen, ist aufser allem Zweifel; der Verf. erkennt dies selbst an, wodurch wir wiederum jeder kritischen Rüge überhoben werden, warum dies oder jenes hier verhandelt oder übergangen worden. Wie sehr das Chirurgische vorwalte, wird aus der Angabe der einzelnen Abschnitte mit Bestimmtheit hervorgehen.

I. Von äufseren Verletzungen einzelner Systeme. Die Haut, als der nächste und häufigste Gegen-

stand der Verletzungen, reagirt nicht bei allen Individuen gleich; ihr Verhalten gegen äufsere Einwirkungen wird bündig geschildert. Die chemischen Wirkungen werden kurz abgehandelt, ausführlicher die mechanischen: Verwundung, Quetschung u. s. w. Die Vereinigung getrennter Theile mifslingt nach dem Verf. oft deswegen, weil sie zu früh unternommen worden, indem nämlich noch geronnenes Blut in der Wunde bleibt, auch die kurz nach der Verwundung eintretende Entzündung der Wundränder durch die anfliegenden Pflaster gesteigert wird, und diese gelöst werden. Man soll daher vereinigen, wenn die Blutung völlig aufgehört, und die plastische Ausschwitzung eben beginnt. Der Verf. klagt über die Unbrauchbarkeit der meisten Heftpflaster. Das Heftpflaster soll weder Oel noch Fett enthalten, weil es eben dadurch weniger klebe. Viel liegt nach Ueberzeugung des Ref. an dem hier nicht erwähnten Umstande des ungleichförmigen Auftragens der Masse, was nur durch eine Streichmaschine, wie sie in England gewöhnlich, vermieden werden kann. Gegen das Sondiren der Stichwunden wird gewarnt. Ueber Wiedervereinigung getrennter Theile mehre, auch physiologisch interessante Bemerkungen.

II. Von den Kopfwunden und topischen Krankheiten des Kopfes. Im Allgemeinen nach anerkannten Grundsätzen. Die Erschütterung leitet der Verf. von Hemmung der Vegetation ab, will daher die Hebung derselben als Hauptanzeige aufstellen, wogegen Aderlafs unbedingt verworfen wird. [Allein die nur sehr allmählich fortschreitende Vegetation kann durch eine augenblickliche Unterbrechung nicht so grofsen Nachtheil erleiden; der Grund des Uebels ist rein mechanisch; er liegt in der durch mechanischen Einflufs erzeugten gewaltsamen Bewegung der kleinsten Theilchen des Gehirns überhaupt oder einzelner Partien, wodurch die ihrer speciellen Natur nach uns unbekannten, an sich aber unzweifelhaften Wirkungen des Centrums der Nerven auf deren Peripherie und der Peri-

pherie auf das Centrum (wir nennen diese Wirkungen bildlich Strömungen) gestört oder ganz unterbrochen werden. Dafs nun hierbei Blutentziehung nichts nutzen könne, ist unzweifelhaft; allein gleichzeitig mit jener Störung des Nervenlebens ist oft auch das Blut in gewaltsame Bewegung versetzt oder gar Extravasat veranlafst worden, wobei Blutentziehung unerläfslich. Ref.] Die Trepanation wird auf ein möglichst einfaches Verfahren zurückgebracht. Immer bleibt Beurtheilung und Vorhersagung bei Hirnwunden äufserst schwierig; ungeheure Verletzungen des Hirns werden zuweilen geheilt, während geringe nicht selten tödtlich werden.

III. Vom Kopfschmerz. Der Sitz desselben sei meistens in der sehnigen Ausbreitung des Schädels, seltener in der Beinhaut desselben zu suchen; dafs jedoch hierdurch die grofse Mannichfaltigkeit der Kopfschmerzen nicht erschöpft werde, ist einleuchtend. Die Regeln zur Verhütung der Migräne sind zweckmäfsig; allein es fehlt an Curregeln für das vielfach verzweigte und leider oft schwer oder gar nicht zu besiegende Uebel. Ueber den Kopfschmerz aus organischen Verbildungen ist gar nichts gesagt.

IV. Von den Gesichtswunden. Bei gelegentlicher Erwähnung der Rhinoplastik durfte Dieffenbach nicht ungenannt bleiben. Die Verletzungen der Zähne veranlassen eine Abhandlung über deren Diätetik, wobei manche eigenthümliche Bemerkung. Als Zahnpulver wird Kohle mit Rad. Irid. florent. empfohlen; die Beimischung des Weinsteinrahms können wir nicht billigen. Ueber Zahnschmerz wird gründlich gehandelt, ohne dafs man jedoch mehr, als bisher, diesem oft so peinigenden Uebel begegnen kann. — Gewifs unerwartet ist hier ein Kapitel über die Behandlung der Thränenfistel, des Ectropium und Entropium, dann auch die Exstirpation der Mandeln.

V. Von Halswunden und topischen Krankheiten der Organe des Halses. Es wird hier das Herausziehen verschluckter fremdartigen Körper, die La-

ryngotomie und Pharyngotomie, die Behandlung des Caput obstipum vorgetragen.

VI. Von topischen Krankheiten des Rückgraths und der Brust, und von Verwundung der hier liegenden Theile. Bei Gelegenheit der hier abgehandelten Knochenerweichung, die ja nicht antiphlogistisch zu behandeln, wiederholt der Verf. seine früher ausgesprochene Behauptung vom grofsen Nutzen der Hülsenfrüchte zur Bildung des Knochensaftes. Die Verletzungen des Rückgraths und der Rippen, so wie die Brustwunden, sind hier bündig abgehandelt. Die Furcht vor dem Eindringen äufserer Luft liegt dem Verf. ganz fern; im Gegentheile räth er selbst bei schon vorhandenem Emphysem zu möglichster Erweiterung der Wunde. Auch bei Behandlung des Empyems weicht der Verf. mehrfach von seinen Vorgängern ab. Die Betrachtung der Herzübel gehört gar nicht hieher, zumal sie selten auf örtlichem Wege erzeugt werden. Es wird dagegen gewarnt, das Herz nicht als blofse Maschine des Blutumtriebes anzusehen. Sehr verschiedene Arten von Kränklichkeit haben ihren Grund vorzugsweise in krankhafter Stimmung des Herzens, wenn dasselbe auch nicht immer grofse Abnormitäten seines Baues nachweist. An diese Betrachtungen schliefst der Verf. das Asthma, welches freilich mit gleichem Recht oder Unrecht hier seine Stelle einnimmt. Man vermifst diejenigen Begründungen des Asthma, welche die neuere pathologische Anatomie nachgewiesen hat, z. B. Oedema pulmonum. Den Beschlufs machen die Krankheiten der Thymus bei Erwachsenen, in Folge deren der Verf. besonders bei Frauen der Landleute Schwerathmigkeit beobachtet hat. Kopp's Asthma thymicum der Kinder hingegen ist gar nicht erwähnt.

VII. Von Verwundung der Organe des Unterleibes.

VIII. Vom Magenkrampf und einigen anderen topischen Magenleiden. Der Magenkrampf ist

dynamisch oder organisch. Jener wird oft schon durch genossene Stoffe angeregt, welche von der individuellen Verdauungskraft nicht überwunden werden können, oder überhaupt unverdaulich sind; zu letzteren gehören die Gifte und viele Arzneien. Hysterische Frauen geniefsen aus Eigensinn und Verstimmung nichts, und haben daher Magenschmerzen. [Ref. wurde vor einigen Jahren mit zwei Collegen zu einem Mädchen von 24 Jahren berufen, welches, um ihrer früheren Corpulenz zu begegnen, systematisch hungerte, und dadurch dahin gelangte, fast nichts mehr essen zu können, und beständige Magenschmerzen zu haben. Sie war abgemagert und hatte ihre Regeln verloren. Der Leib war äufserst klein, aber weich. Man beschlofs, zunächst nur nährende Klystiere und Milchbäder anzuwenden.] Bei dem rein hysterischen Magenkrampfe giebt es viele Gegenmittel, jedoch hat die Phantasie hier ein mächtiges Spiel. (So erlebte Ref., dafs nach fruchtloser Anwendung mancher rationellen Mittel ein von einem Homöopathen gereichtes Pülverchen Wunder gethan haben sollte.) Oft wird es schwer zu bestimmen, ob man reizende oder kühlende Mittel anzuwenden hat. Für den Magenkrampf aus organischer Umwandlung giebt es kein anderes, als ein palliatives Verfahren, sobald man zur Erkenntnifs gelangt ist.

IX. Von der Kolik. Der Sitz derselben im Colon, besonders im C. transversum. Die Härte, die Gröfse und Menge, wie die Schärfe der durchgehenden Stoffe, kann Schmerz erregen; derselbe kann aber auch durch einen krankhaften Zustand der Häute allein erregt werden. Auch die Bleikolik, wie die Tympanitis werden hier abgehandelt, dann Volvulus, Ileus. Die Schwierigkeit der Erkenntnifs wird in der Anwendung der Mittel oft hinderlich. Opium bleibt immer ein Hauptmittel, in sofern ein krampfhafter Zustand vorhanden. Der Verf. lobt die Verbindung desselben mit aromatischen Mitteln, bei welcher Gelegenheit das Diascordium und der Theriak gerühmt

werden. Bei der Gewifsheit des Volvulus empfiehlt der Verf. ein Klystier aus Belladonna, jedoch in so grofser Gabe (ʒ ij auf ℥ iv Colatur), dafs Ref. dieselbe nie anwenden würde. Nächstdem soll ein Aufgufs des Tabacks in gleicher Stärke in Anwendung kommen. Auch starker Kaffee als Klystier wird empfohlen; derselbe hat sich dem Verf. besonders bei Krampfkoliken der Kinder bewährt. Unter den Formen consensueller Kolik gedenkt der Verf. einer von Geschlechtsreiz ausgehenden, die bei liederlichen Frauen, seltener bei solchen Männern, vorkommen soll, und bei Vernachlässigung tödtlich wird. Sie erfordert eine mild antiphlogistische Behandlung.

X. Von den Brüchen. Die Behauptung, dafs Behutsamkeit im Vermeiden der Gelegenheitsursachen vor Brüchen nicht sichert, ist zu ausgedehnt; denn wenn ein Bruch auch zuweilen bei unbedeutenden und unvermeidlichen Veranlassungen hervortritt, so ist doch die Vermeidung heftiger Bewegungen häufig ein sicheres Mittel, um ein solches Ereignifs zu vermeiden. Die Lehre von den Brüchen ist übrigens sehr praktisch abgehandelt, zumal in Bezug auf die Wahl der Bruchbänder. Alle die Maafsregeln, wodurch bei schon vorhandener Einklemmung das Uebel so leicht verschlimmert wird, sind genau angegeben; denn allerdings ist unter solchen Umständen schon oft durch unverständige Versuche geschadet worden. Ob die Chirurgen mit dem operativen Theile zufrieden sein werden, steht dahin. Eine krampfige Einklemmung wird nur insofern zugestanden, als ein krampfhaft zusammengezogenes Stück Darm seinen Inhalt schnell in die Bruchstelle treiben kann; ein solcher Zustand pflegt aber nicht lange anzuhalten, und auf den Gebrauch von Klystieren u. s. w. zu weichen. Der unzeitige Gedanke an Krampf führt zur Anwendung unnützer Mittel (warmes Bad, Cataplasmen), welche, wo sie nicht an sich schaden, doch eine zu späte Vollziehung der Operation herbeiführen.

XI. Von topischen Krankheiten der männ-

lichen Geschlechtstheile. Da die Hydrocele schon in den früheren Bänden abgehandelt worden, so findet man hier nur die verwandten Formen, und sodann das männliche Unvermögen.

XII. Von topischen Krankheiten der weiblichen Geschlechtstheile. Für den Zweck der speciellen Therapie ist hier viel mehr, als gewöhnlich, mitgetheilt; dennoch wird es dem Anfänger die entsprechenden Werke über Weiberkrankheiten nicht entbehrlich machen.

XIII. Von topischen Krankheiten der Harnblase, und von der Harnfistel. Vieles hieher Gehörige ist schon früher abgehandelt. Dafs die Natur, wie der Verf. behauptet, in der Anlage des Harnsystems sich nachlässiger bewiesen, wie bei anderen Systemen, ist nicht gegründet; denn in der That kommen sowohl die ursprünglichen Mifsbildungen, als die späteren Abweichungen nicht häufig vor, und gewifs nicht häufiger, als in irgend einem anderen Systeme und Organe. Es ist aber vollends eine physiologische Ketzerei, wenn es bald darauf heifst: «das Ei kommt nicht aus dem Ovarium, sondern bei allen Säugethieren entsteht es aus der Gerinnung der beiden sich im Uterus begegnenden Saamen.» — Bei der Strangurie soll die Beschaffenheit des Harns den Ausschlag geben, ob das Uebel erethischer oder krampfhafter Natur ist. Eben so kommt bei den anderen Formen (Ischurie und Dysurie) Alles auf die Erkenntnifs der Ursache an. Es folgen hier die Regeln über das Katheterisiren und den Blasenstich, Harnfisteln, incontinentia urinae.

XIV. Von topischen Fehlern des Afters. Der Verf. ist sehr ausführlich bei Abhandlung der Operation der Darmfistel, ohne jedoch auf Rust's Lehren über diesen Gegenstand Rücksicht zu nehmen.

XV. Vom Aneurysma. Dasselbe entsteht nach dem Verf. selbst da, wo es durch äufsere Veranlassungen hervorgerufen worden, vorzüglich durch Dyscrasien, welche

auf die Häute einwirken, besonders Syphilis, Gicht und fehlerhafte Plastik im Allgemeinen.

XVI. Von Polypen und Balggeschwülsten. Die Säugethiere sollen öfter dadurch leiden, als der Mensch. Es dürfte dies jedoch nur von denen gelten, die zu Hausthieren geworden sind, und durch Uebernährung leicht zu Afterbildungen Anlafs geben. Bei der Operation der Polypen wird nur des Ausreifsens und Abbindens gedacht, während neuerlich doch auch das Abschneiden in Anregung gekommen ist. Bei der Ausrottung der Balggeschwülste vermifst man jede Bemerkung über die daraus zuweilen für das spätere Leben entstehenden Nachtheile.

XVII. Vom Wurme am Finger. Nach bekannten Grundsätzen.

XVIII. Von den Krankheiten und Verletzungen der Knochen und Knorpel überhaupt. Zuerst wird der dynamischen, dann der mechanischen Abweichungen gedacht. Wir erwähnen nur, dafs Callus als Knocheneiter bezeichnet wird. Dies ist aber nach unserer Ueberzeugung durchaus falsch. Eiter, auch der reinste, beste, ist nie bestimmt, in organische Masse umgewandelt zu werden, sondern er bildet nur einen Durchgangspunkt zur Erzeugung gesunder Substanz; er ist in vielen Fällen unentbehrlich zur Genesung, allein er bildet noch nicht diese selbst, sondern mufs vor derselben durch Natur oder Kunst fortgeschafft werden. Anders ist es mit dem Callus; er bleibt im Körper und verwandelt sich in starre Masse, indem Knochensubstanz darin ausgeschieden wird. Er darf nicht entfernt werden, wo Genesung erfolgen soll. Er ist daher nicht dem Eiter, sondern der Masse, welche bei Trennung und unmittelbarer Verbindung weicher Theile ausgeschwitzt wird, einigermaafsen zu vergleichen.

XIX. Von der Verrenkung. Zuerst alle Formen, nach den einzelnen Gliedmaafsen, dann die sogenannte freiwillige Verrenkung, letztere meistens nach Rust.

XX. Von Knochenbrüchen. Es wird gewarnt,

die Vereinigung nicht zu versuchen, so lange die angränzenden Weichtheile durch die erfolgte Reizung in einem entzündlichen Zustande begriffen sind; erst wenn dieser vorüber ist, können die Einrichtungsversuche und die nöthigen Maschinen ohne Nachtheil in Anwendung kommen. Auch müssen Splitter durch Einschnitte entfernt werden.

XXI. Von den Brüchen einzelner Knochen. Ganz chirurgisch.

XXII. Von der Caries. Wie Rust, weist auch der Verf. darauf hin, dafs C. keinesweges immer mit Necrose verbunden ist, und dafs vielmehr bei Hebung der Dyscrasie, welche der C. zum Grunde liegt, Heilung erfolge.

XXIII. Vom Anschwellen und Erweichen der Knochen. Der Verf. vermuthet, dafs sehr schnelles Wachsen, worauf so oft krankhafte Zufälle eintreten, mit krankhafter Beschaffenheit der Knochenmasse verbunden sei.

XXIV. Von Winddorn, Knochengeschwülsten und einigen anderen Knochenübeln. Nach unserem gegenwärtigen Standpunkte konnte hier die Therapie nur sehr mager ausfallen.

XXV. Von Ankylosen und einigen anderen Gelenkleiden. Bei dem chronisch-entzündlichen Zustande, der hier obwaltet, soll man nicht antiphlogistisch verfahren; Broussais wird hier, wie bei vielen anderen Gelegenheiten, aufs Härteste bezeichnet. Bei rheumatischen und arthritischen Gelenkentzündungen soll man nie Blutegel ansetzen.

XXVI. Von der Amputation. Der Verf. stimmt gegen das Absetzen auf dem Schlachtfelde. Derselbe zieht nach der Operation die blutigen Hefte den Heftpflastern vor, wobei er vielen Widerspruch finden dürfte. — Die nachfolgenden Gefahren sind sehr gut geschildert. Die Torsion der Arterien wird als ein gefährlicher Rath bezeichnet, dem man sich auf alle Weise entgegenstellen müsse.

XXVII. Von Heilung der zerrissenen Achilles-Sehne. — XXVIII. Vom Klumpfufs.

XXIX. Von der Cultur der Haut, zugleich von den Mitteln zur Tilgung von allerlei Fehlern der Form und Färbung. Das Waschen wird dringend empfohlen, nur nicht für die Haare, denen vegetabilische Oele besser bekommen. Gegen zu starke Schweifse an den Händen soll das Waschen mit einer Auflösung des Eisenvitriols nützen; bei Fufsschweifsen passe dasselbe und überdies ein Bärenfell mit der Haarseite an die schwitzende Stelle gelegt. Eine Tinctur aus weifser Nieswurz, womit die Haut dreimal täglich bestrichen wird, soll gegen Sommersprossen schützen. Dieselbe soll auch Leberflecke vertreiben, wobei aber nachher die betreffenden Stellen fleifsig gerieben und gebadet werden müssen. Rothe Flecke werden oft durch Campherspiritus vertrieben. Der Kupferausschlag, insofern er nicht aus inneren Gründen herrührt, weicht oft dem Reiben mit Opodeldok. Rothe Flecken alter Personen sollen oft dem Plumbum tannatum in Salbenform weichen. Flache Angiectasien soll man ätzen, eben so Warzen, am besten durch Aetzkali. Die Stellen, aus denen man eben Hühneraugen geschält hat, werden mit Spiefsglanzbutter bestrichen, und dann mit Bleipflaster belegt, worauf die Hühneraugen nicht wiederkehren. — Wir führen diese Vorschläge an, ohne jedoch, wegen Mangel an Versuchen, ein Urtheil darüber zu wagen.

Lichtenstädt.

VI.

Das Ganze der Heilkunst mit kaltem Wasser, oder deutliche Anweisung, die meisten und gefährlichsten Krankheiten der Menschen auf die sicherste Weise durch den Gebrauch des kalten Wassers schnell und gründlich zu heilen; nebst einem Anhange, enthaltend eine Auswahl von Krankenge-

schichten, so wie eine Belehrung über die beste Art (,) das geschwächte männliche Zeugungsvermögen durch zweckmäfsigen Gebrauch des kalten Wassers zu seiner vorigen Kraft vollkommen wieder herzustellen. Für Gebildete aller Stände dargestellt von Dr. Fabricius. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Leipz. 1834. gr. 12. VI u. 338 S. br. in Umschl. (18 Gr.)

Wir sind in der jüngsten Zeit von den wässerigen Producten der nicht promovirten Wasser-Doctoren Oertel und Consorten so bedeutend überschwemmt worden, und der von diesen Herren gestiftete «hydropathische» (zu Deutsch «wasserkranke» oder «durch Wasser krank machende»?) Verein macht sich so wasserartig breit, dafs der für Laien sehr anziehende, lange Titel der vorliegenden Schrift für Aerzte doppelt abstofsend sein möchte. Auch müssen wir Hrn. Dr. Fabricius, da er es nicht für gut befunden, seine Vornamen oder den Ort seines Wirkens zu nennen, im Verdacht haben, ein Pseudonymus, vielleicht gar ein honorarhungriger Autor zu sein. Kurz es ist fast nicht möglich, das Buch ohne ein sehr ungünstiges Vorurtheil zur Hand zu nehmen; indefs —

Das Schlimmste weifs die Welt von ihm, und es
Kann sagen: ich bin besser als mein Titel.

Der Hr. Verf. gehört keineswegs zu jenen absoluten Enkomiasten des kalten Wassers, und bemüht sich in dem ganzen Werke aufs Sorgfältigste, die Fälle zu unterscheiden und genau symptomatologisch zu bezeichnen, wo es pafst und wo es, obwohl empfohlen, nicht pafst oder gefährlich werden kann. Kaum hie oder da möchte man ihn einiger Vorliebe für sein Mittel beschuldigen; fast überall geht er vielmehr unbefangen, besonnen und mit Kritik zu Werke, und überzeugt dadurch.

Er giebt zuerst einen kurzen Ueberblick der Geschichte des kalten Wassers als Heilmittel, worin er, ohne beson-

deren Aufwand von Gelehrsamkeit, doch Gelegenheit findet, wie man sich leicht denken kann, eine beträchtliche Anzahl gefeierter Aerzte aller Zeiten als Lobredner des Mittels aufzuführen. — Dann handelt er von den Eigenschaften des kalten Wassers: wir würden diesem Abschnitte mehr chemischen Gehalt wünschen. Dann von den Wirkungen des kalten Wassers auf den menschlichen Körper; von dem, innerlichen und äufserlichen, diätetischen Gebrauche: in diesem Abschnitte finden sich treffliche, aus des Vfrs. eigener Erfahrung entnommene Bemerkungen über den Gebrauch der kalten Bäder. Dann folgt der gröfste Abschnitt des Werkes (S. 88 — 227), von der Heilkraft des frischen Wassers in Krankheiten; die Krankheiten, in denen es genützt, werden unter einigen dreifsig Rubriken — gewifs noch eine mäfsige Anzahl — abgehandelt. Darauf ein Anhang von 100 S., welcher die im Titel angekündigten Krankengeschichten enthält; dieser Abschnitt, in welchem die Empfehlungen anderer Autoren ziemlich kritiklos durch einander laufen, hat den Ref. am wenigsten angesprochen, und scheint ihm nach dem vorangegangenen Allgemeinen überflüssig. Endlich ein kurzer zweiter Anhang, worin zur Wiederherstellung des durch übermäfsigen Genufs geschwächten männlichen Zeugungsvermögens das kalte Wasser, innerlich und äufserlich, nicht etwa als Haupt- oder alleiniges Mittel, sondern — was man nach der Ankündigung auf dem Titel nicht erwartet, was aber übrigens ganz zweckmäfsig ist — nur als Beimittel, als Theil einer umsichtig anzuordnenden Diät empfohlen wird; es ist nicht abzusehen, warum der Vfr. diese Empfehlung in einen eigenen Anhang gebracht hat, da sie doch wohl in den Abschnitt von der Heilkraft des Wassers in Krankheiten gehört, — wenn es nicht geschah, um ihrer auf dem Titel besonders erwähnen und dadurch mehr Nichtärzte anlocken zu können?!

Hie und da finden sich kleine polemische Excurse ge-

gen künstliche Getränke u. a. Nahrungsmittel, gegen herrschende Diät- und Medications-Fehler u. s. w. Das Buch ist angenehm geschrieben, und schon deshalb möchten wir es, was überdies der Raum dieser Blätter nicht erlauben würde, nicht excerpiren, indem die Bemerkungen des Vfrs. dadurch verlieren würden. Auch enthält es, genau besehen, des Neuen nicht gar viel, und ist mehr nur als eine Zusammenstellung und zeitgemäfse Erinnerung zu betrachten. — Wenn man bedenkt, dafs Kuren mit kaltem Wasser weder etwas Magisches haben, noch besonders geeignet sind, den Arzt zu bereichern, so kann man wohl an der Unbefangenheit und Uneigennützigkeit der meisten Empfehler nicht zweifeln, wenn man auch von der hohen Autorität einiger derselben ganz absehen will; (die Mode des kalten Wassers hat in dieser Hinsicht vor der Mode der Homöopathie unendlich viel juristische fides voraus); und so wird gewifs jeder Arzt das kalte Wasser gern als ein hochwichtiges diätetisches und Heil-Mittel anerkennen. Es ist deshalb auch ganz wünschenswerth, dafs die Aerzte sich bemühen, die Vorurtheile der Laien gegen das, Vielen zu einfache, von Andern mit Unrecht gefürchtete, Mittel zu beseitigen; und diesen Zweck erreichen populäre Schriften wie die vorliegende gewifs; da sie aber nebenbei auch zu zahlreichen Mifsverständnissen und Extravaganzen unausbleiblich Veranlassung geben, so sind sie, gleich allen Volksschriften, die über das Gebiet der Diätetik hinausgehen, zu tadeln, und es ist besser, wenn Bücher solchen Inhalts nur für Aerzte geschrieben, die nöthigen Belehrungen für Nichtärzte aber nur mündlich ertheilt werden.

Gefiele es dem Hrn. Vfr., in der Folge das Werk mehr streng wissenschaftlich zu halten, den Titel zu ändern und einige von uns angedeutete Mängel und Auswüchse zu beseitigen, so würde es gewifs im ärztlichen Publicum eine eben so günstige Aufnahme finden als es

im nichtärztlichen Publicum — wie das Vergreifen der ersten Auflage binnen wenigen Monaten beweist — gefunden hat.

Das Aeufsere des Buchs ist sehr anständig.

— *b* —

VII.

Priefsnitz in Gräfenberg und seine Methode, das kalte Wasser gegen verschiedene Krankheiten des menschlichen Körpers anzuwenden. Für Aerzte und Nichtärzte dargestellt von Dr. A. H. Kröher, prakt. Arzte in Breslau etc. Breslau, Jos. Max und Comp. 1833. 8. VIII u. 80 S. br. in Umschl. (12 Gr.)

Im nordwestlichen Theile von Oesterreichisch-Schlesien, unweit der Stadt Freiwaldau, liegt am südlichen Abhange des Gräfenberges, eines Vorbergs des Hirschbadkamms, die Colonie Gräfenberg, gegen 1600 Fufs hoch. Ein Landmann von einigen dreifsig Jahren, Priefsnitz, der in der Jugend einen guten Schul-Unterricht erhalten, später sich durch häufigen Umgang mit Personen aus höheren Ständen gebildet hat, natürlichen Verstand, seltene Beobachtungsgabe und ein ausgezeichnetes Gedächtnifs besitzt, verrichtet hier, seit seinem neunzehnten Jahre, mit gewöhnlichem kalten Quellwasser, nach von ihm selbst erfundenen Methoden, unter Genehmigung der Kaiserl. Landesbehörde, Kuren, wie man sie nur von Mineralquellen zu sehen gewöhnt ist. Seit 8 Jahren hat sich durch den frequenten Besuch von Kranken Gräfenberg fast zu einem förmlichen Kurorte (glücklicher Weise noch ohne das steife Ceremoniell und die Theure eines solchen) gestaltet; Priefsnitz hat die Ehre erfahren, von einem Mitgliede der Kaiser-

serlichen Familie consultirt, sogar nach Wien zu anderen schwer Erkrankten berufen zu werden, u. s. w. Eigentlich medicinische Kenntnisse besitzt Pr. nicht, hat sich jedoch durch Nachdenken und Beobachtung gewisse humoralpathologische Ansichten und eine überraschende Kenntnifs des Verlaufes vieler Krankheiten zu eigen gemacht. Er wendet das sehr kalte Quellwasser sowohl innerlich, in sehr bedeutenden Quantitäten, als äufserlich, in Form von Umschlägen, Waschungen, allgemeinen und örtlichen Bädern und einer höchst kräftigen Dusche (in welcher das Wasser in einem fast einen halben Fufs im Durchmesser haltenden Strahl 12 Fufs hoch herabstürzt), an, und unterstützt die Wirkung desselben durch eine ländlich-einfache, sehr streng durchgeführte Diät, fleifsige Bewegung in der freien Gebirgsluft, bei den meisten Kranken durch Schwitzen vor jedem kalten Bade, und einige andere Maafsregeln. Es ist zu bewundern, wie die ältesten und die jüngsten Personen, entnervte Schlemmer und die zartesten Damen, so ganz ohne Schaden von Anfang an eine Medication ertragen, die, so wie sie der Hr. Vfr. beschreibt, nach den unter den Aerzten herrschenden Ansichten zum Theil sehr irrationell, zum Theil sogar sehr gefährlich erscheinen mufs; und mit welcher Leichtigkeit sich Alle an den ganzen Abhärtungsprocefs gewöhnen. Die kräftige Einwirkung des kalten Wassers auf den Organismus pflegt sich in ähnlichen Reactionen des letzteren, wie man sie beim Gebrauche der Mineralquellen beobachtet, auszusprechen; im Anfange gewöhnlich durch getrübtes, später aber durch erhöhtes Wohlbefinden, durch eine röthere Färbung und verstärkte Thätigkeit der Haut, oft durch riechende oder fettige Schweifse, meistens auch durch Eruptionen auf der Haut, welche vom Badefriesel bis zu grofsen Furunkeln hinauf steigen, — selten durch Färbung oder Sediment im Urin, indem dieser durch das viele innerlich genommene Wasser zu sehr verdünnt wird. — Das Gebiet, auf welchem sich die Gräfenberger Kuren,

grofsentheils mit sehr gutem Erfolge, bewegen, umfafst: Nervenkrankheiten, welche nur auf krankhafter Veränderung der Thätigkeit der Nerven beruhen, diese mag nun als Hyperästhesie oder als Anästhesie oder als Parästhesie, entweder in dem ganzen Systeme, oder in einzelnen Provinzen desselben, auftreten. (Insbesondere läfst sich für die sogenannte Nerven- oder irritable Schwäche viel erwarten; aber auch Hysterie, immaterielle und materielle Hypochondrie, Magenkrampf, Kolik, Zittern der Glieder u. s. w. müssen aufgeführt werden, und selbst Epilepsie, Nervenschwindsucht und Lähmungen sind geheilt oder gebessert worden.) Veraltete, drei- und viertägige, Wechselfieber (durch den inneren Genufs des kalten Wassers, kurz vor dem Anfall in solcher Quantität gereicht, dafs es Erbrechen erregte, beseitigt). Unterleibskrankheiten, namentlich schwache Verdauung, Neigung zu Flatulenz und Verschleimung des Darmcanals, chronische Durchfälle von erhöhter Reizbarkeit des Darmcanals, habituelle Obstruction, krankhafte Vollblütigkeit des Unterleibs und unregelmäfsiger Blutumlauf in demselben mit ihren bekannten Folgen. Blut- und Schleimflüsse des Mastdarms, der Genitalien und der Harnwerkzeuge. Bleichsucht. Scrofeln und Rhachitis, Mercurialkrankheit und Gicht in verschiedenen Formen. Chronische Rheumatismen. Flechten. Auch acute Krankheiten, Augen-, Brust-, Unterleibs-Entzündungen, Gefäfsfieber u. s. w. werden aufgeführt. — Priefsnitz selbst dehnt sein Verfahren offenbar zu weit aus, und will auch fast nur innere Vereiterungen (besonders Lungenschwindsucht) und hektisches Fieber als contraïndicirend anerkennen; Hr. Dr. Kröber dagegen stellt umsichtiger eine gröfsere Anzahl von Krankheitszuständen als contraïndicirend auf.

Ein Mehreres mögen wir nicht ausheben, um der Verbreitung des gut geschriebenen Werkchens nicht zu schaden. Lobenswerth ist es, dafs der Vfr. am Schlusse seine

nichtärztlichen Leser warnt, keine Kur dieser oder ähnlicher Art ohne ärztlichen Rath zu unternehmen.

Zwei lithographische Ansichten stellen Gräfenberg und den im Freien angebrachten Dusch-Apparat dar.

—*b*—

VIII.

Propositions générales sur l'ophthalmologie, suivies de l'histoire de l'ophthalmie rhumatismale. Par Jules Sichel, de Francfort sur le Mein, Docteur en médecine et en chirurgie des Facultés de Berlin et de Paris, ancien Chef de clinique ophthalmologique de Vienne en Autriche etc. etc. Paris 1833. gr.8. 49 S.

Deutsch unter dem Titel:

Allgemeine Grundsätze (?), die Augenheilkunde betreffend, nebst einer Geschichte der rheumatischen Augenentzündung; von J. Sichel. Uebersetzt und herausgegeben von Dr. P. J. Philipp. Berlin, bei Hirschwald. 1834. gr.8. X und 38 S. (6 Gr.)

Der Verfasser dieser kleinen Schrift, den Ref. mit Stolz zu seinen Freunden zählt, hat, durch ausgezeichnete Fähigkeiten, einen seltenen Eifer für die Wissenschaft und durch eine unabhängige Lage gleich sehr begünstigt, einen weit gröfseren Zeitraum auf seine ärztliche Ausbildung verwandt, als den meisten Aerzten zu Gebote steht. Nachdem derselbe in Tübingen und Berlin studirt, dann vier Jahre lang bei Jäger in Wien Assistent der ophthalmologischen Klinik und 1½ Jahre bei Schönlein Assistent

am Juliushospital in Würzburg gewesen, hat er sich seit ungefähr fünf Jahren in Paris niedergelassen, und übt dort vorzugsweise die Augenheilkunde, und zwar, wie wir aus mündlichen Mittheilungen gemeinschaftlicher Freunde wissen, mit ausgezeichnetem Glücke. Nicht zufrieden jedoch mit diesem Erfolge, hat sich Hr. S. ein höheres Ziel gesteckt; er beabsichtigt nichts Geringeres, als die französische Augenheilkunde, welche bekanntlich noch weit von dem Standpunkte entfernt ist, zu dem sich diese Disciplin bei uns in Deutschland in den letzten zwanzig Jahren erhoben hat, gänzlich zu reformiren. Man mufs gestehen, dafs die Art, wie er bis jetzt dabei zu Werke gegangen, dem Zwecke so vollkommen angemessen, so richtig berechnet ist, dafs sie von seinem praktischen Takte und seinem Scharfsinne die günstigste Meinung erwecken mufs, und dafs man es nur der aufser aller Berechnung liegenden französischen Nationaleitelkeit zuschreiben könnte, wenn er seinen Vorsatz nicht vollständig ausführen sollte. Wäre Hr. S. gleich bei seiner Ankunft in Paris als der von jenseits des Rheines kommende Verkünder einer neuen Lehre aufgetreten, so würde er seinen Zweck gewifs verfehlt haben. Wer den französischen Nationalcharakter nicht genau genug kennen sollte, um uns dies aufs Wort zu glauben, der lese die lebhafte Debatte, welche in der Académie de Médecine, in der Sitzung vom 1. October 1833, bei Gelegenheit einer Berichterstattung des Hrn. Bouillaud statt gefunden, welcher geäufsert hatte, dafs die französische Chirurgie sich von der ausländischen in dem Studium der Augenkrankheiten habe übertreffen lassen. (Gazette médicale. No. 67. 5. Oct. 1833.) Wir wollen nur einige wenige Stellen anführen: «M. Lisfranc relève vivement cette proposition ---. Il conclut en conséquence pour la suppression de ce passage du rapport, à quoi Mr. Bouillaud a donné très-volontiers les mains. — Cependant Mr. Sanson, tout en approuvant les réclamations de Mr. Lisfranc, pense qu'en effet les étrangers

sont peut-être parvenus à mieux établir, qu'on ne l'a fait chez nous, la nature et le siège de quelques affections de l'oeil; ils en ont mieux marqué les caractères propres. — M. Velpeau: --- La supériorité des étrangers, si elle existe, tient à ce qu'ils ont pour les maladies des yeux des institutions spéciales. Quant aux résultats, sont-ils plus heureux? c'est ce qu'on peut mettre en doute» etc. — Erst nachdem Sichel mehr als 4 Jahre lang in Paris sowohl in seinen Vorlesungen, als in den öffentlichen Consultationen und in den klinischen Vorträgen über Augenheilkunde, die er im St. Antons-Hospitale gehalten, viele französische Aerzte zu unverwerflichen Zeugen gewonnen, dafs die genauen und feinen Unterscheidungen der deutschen Ophthalmologen eben so begründet als praktisch nützlich sind; erst nachdem er sich und sein Wissen gleichsam naturalisirt, wagt er es in vorliegender Schrift, mit seinen Neuerungen vor das grofse ärztliche Publikum zu treten. Sie ist dem Zwecke gemäfs mit grofser Behutsamkeit abgefafst, indem, die Titel auf dem Titel abgerechnet, Nichts daran erinnert, dafs die hier angedeuteten neuen Lehren einem anderen Boden als dem französischen entkeimt sind; es ist vielmehr ausdrücklich darauf hingewiesen, dafs die sehr zahlreichen Thatsachen, auf welche sich seine theoretischen Folgerungen stützen, in Frankreich und unter der Controlle einer grofsen Zahl französischer Aerzte beobachtet worden sind.

Die Schrift zerfällt, wie es schon der Titel nachweiset, in zwei Theile. Die «Propositions» sind 41 kürzere oder längere Sätze, gleichsam die Thesen, die unser Reformator öffentlich anschlägt, indem er sein Reformationswerk mit einer Herausforderung zu wissenschaftlicher Polemik beginnt. Mit grofser Bestimmtheit und Klarheit sind hier die Ansichten über den Werth der Augenheilkunde ausgesprochen, welche in Deutschland allgemein angenommen sind, und welche eben zu der grofsen Ausbreitung dieser Wissenschaft und der kräftigen Unterstützung, die sie von

Seiten der Regierungen gefunden hat, gewifs das Meiste beigetragen haben. Nachdem der Verf. die Quellen des ärztlichen Wissens untersucht und den objectiven Zeichen den gebührenden Vorrang eingeräumt hat, zeigt er, dafs das Auge durch seine äufsere Lage, durch seine Durchsichtigkeit, durch seine Zusammensetzung aus den verschiedensten Systemen, deren eigenthümliche Krankheiten sich alle im Auge manifestiren, durch seine zahlreichen Sympathien u. s. w. geeignet ist, nicht blofs bei dem Studium seiner eigenen Krankheiten mehr Sicherheit und Erfolg zu gewähren, als alle übrigen Theile des menschlichen Körpers, sondern, da fast die ganze Nosologie im Auge repräsentirt ist, auch über die wichtigsten Fragen der Physiologie, allgemeinen und speciellen Pathologie und der Therapie ein helles Licht zu verbreiten.

Um die Wichtigkeit einer solchen Darstellung zu würdigen, mufs man wissen, dafs die Augenheilkunde in Frankreich als eine «Spécialité» von ganz untergeordnetem Werthe betrachtet wird, wie es z. B. folgende Stelle in dem Feuilleton der oben citirten Zeitschrift — dem Repräsentanten eines gemäfsigten medicinischen Liberalismus, einer Art von linkem Centrum — beweiset: «On a parlé d'un cours d'ophthalmologie; nous n'y trouvons rien à redire, à condition qu'on admettra, que des cours sur l'oreille, sur les dents, sur le larynx, etc. seraient tout aussi profitables.»

Man mufs gestehen, dafs Hr. S. sein Thema sehr gut durchgeführt hat; nur an einer Stelle führt ihn der Eifer für seine gute Sache zu weit, da nämlich, wo er angiebt, die Augenheilkunde sei auch am meisten geeignet, nachzuweisen, dafs es mit der sogenannten Heilkraft der Natur nicht eben so viel zu bedeuten habe, und dafs ein thätig eingreifendes Heilverfahren einem abwartenden bei weitem vorzuziehen sei. Wir geben Hrn. S. zu bedenken, dafs, um über diesen hochwichtigen Gegenstand unpartheiisch zu entscheiden, wir einmal nicht blofs auf die

entzündlichen Krankheitsformen sehen dürfen, von denen doch hier fast ausschliefslich die Rede ist, und dafs wir ferner unsere Folgerungen nicht gerade von demjenigen Organe ableiten dürfen, dessen zarte Organisation, und dessen die vollkommenste Integrität bedingende Function die für andere Organe ganz unbedeutenden Opfer, mit denen oft die Heilung erkauft wird, wie z. B. Narbenbildung, zu den wichtigsten Verletzungen erhebt. Fügen wir noch hinzu, dafs wir nirgends weiter eine so genaue Kenntnifs von dem Sitze und dem Grade der Krankheit erlangen können, als bei dem erkrankten Auge, so möchte es wohl erwiesen sein, dafs das eingreifende Verfahren, zu dem der Augenarzt berechtigt und verpflichtet ist, durchaus nicht zur Richtschnur für das ärztliche Handeln im Allgemeinen dienen dürfe.

In dem zweiten Theile giebt der Verf. gleichsam als Probe eine Darstellung der rheumatischen Augenentzündung, worin namentlich die Form der vergröfserten und mit Blut angefüllten Gefäfse, auf welche der Verf., wie billig, den meisten Werth zur Erkennung der Augenentzündungen legt, mit einer grofsen Genauigkeit geschildert ist. Der Diagnose wegen sind noch 14 Augenentzündungen erwähnt und gröfstentheils beschrieben, zwar nur kurz, aber doch genügend, und so, dafs sie durchaus den erfahrenen, genauen und selbstständigen Beobachter verrathen.

Der Verf. verspricht eine ausführlichere Darstellung seiner Beobachtungen und Ansichten in einem Supplement zu der französischen Uebersetzung von Weller's Handbuch über die Augenkrankheiten, welches bald erscheinen soll, zu geben. Wir sehen dieser Schrift, welche gewifs auch den deutschen Augenärzten vieles Neue und Interessante bieten wird, mit gespannter Erwartung entgegen, indem wir nicht zweifeln, dafs manches von den gewöhnlichen Annahmen abweichende, und selbst paradox klingende in der vorliegenden Schrift, wie z. B. die Behaup-

tung, dafs bei der scrofulösen Augenentzündung nie Lichtscheu zugegen sei, dort seine hinreichende Rechtfertigung finden werde.

Wir setzen bei unsern Lesern die Neugierde voraus, zu wissen, wie Sichel's Schrift, die für uns ein Nationalinteresse hat, in Frankreich aufgenommen worden. Wir sind im Stande, ihre Neugierde zu befriedigen. In den Transactions médicales erschien schon im November vorigen Jahres eine mit F. (wohl Forget) unterzeichnete Beurtheilung, die einerseits die Fesseln der Autorität und des Nationalvorurtheils nicht abzuschütteln, andererseits aber auch sich der siegenden Macht der Thatsachen nicht zu widersetzen vermag, und die daher an der Halbheit und Inconsequenz eines wissenschaftlichen Juste-milieu laborirt. Auch hier wird die Frage aufgeworfen, ob die Augenkrankheiten in Deutschland besser behandelt werden als in Frankreich, und kurzweg mit einem «Eh bien! non» beantwortet. Herr F. behauptet, dafs die Deutschen in speciellen Abhandlungen, «souvent indigestes,» gesammelt haben, was die Franzosen in allgemeinen Abhandlungen haben ausstreuen wollen. Die Deutschen bemühen sich nach ihm, Gefäfsästchen zu zeichnen, und Krankheiten, die so selten local sind, zu localisiren; die Franzosen befleifsigen sich, wirksame Heilverfahren gegen jene Krankheiten zu finden, und wenn sie weniger verschwenderisch in Einzelheiten sind, so kommt dies daher, dafs sie die Sachen von einem höheren Standpunkte betrachten (!?). Hr. F. fügt hinzu, er wolle indessen keinesweges den fleifsigen Ausarbeitungen (élucubrations) der Deutschen ihr Verdienst absprechen; er wünsche, die Gelehrten hätten kein Vaterland, u. s. w. (Wir halten jeden Commentar für überflüssig.) Hr. F. schliefst seine Anzeige mit dem Wunsche: «qu'il se trouve bientôt en France beaucoup d'ophthalmologistes aussi clairvoyants que M. Sichel.» Wir erwiedern ihm darauf, dafs wir zwar auch bei uns in Deutschland an so genauen Beobachtern, wie Herr S. ist, keinen

Ueberfluſs haben, daſs aber das Meiste von dem, was den Inhalt seiner Schrift ausmacht, der groſsen Majorität der deutschen Aerzte, ja selbst den Studirenden, die ihren halbjährigen Cursus der Augenklinik durchgemacht haben, als unumstöſsliche Thatsache bekannt und geläufig ist, und daſs die Zweifel und der halb ironische Beifall, mit dem diese Dinge als die Meinungen eines Individuums aufgenommen werden, nur auf den- oder diejenigen ein Ridicule zurückwerfen, welche ihr Auge absichtlich dem Lichte verschlieſsen, weil es von jenseits des Rheines herüberscheint.

Herrn S. fordern wir aber auf, in seinem Streben unermüdet fortzufahren. Zwar können wir ihm zur Erfüllung des sehr verzeihlichen Wunsches, sein persönliches Verdienst um die Vervollkommnung der Augenheilkunde in Frankreich anerkannt zu sehen, für jetzt wenig Hoffnung machen. Wir glauben vielmehr, daſs seine Lehre erst durch seine eingebornen Schüler Ausbreitung und Würdigung finden wird, wenn die Spuren ihres ausländischen Ursprunges noch mehr verwischt sein werden. Genügt es ihm aber, wie wir fast glauben, an dem erhebenden Bewuſstsein, durch die Förderung eines so wichtigen Zweiges der Heilkunde in einem Lande wie Frankreich der Wissenschaft und der leidenden Menschheit einen nicht zu berechnenden Nutzen gestiftet zu haben, so können wir ihm zur gewissen Erreichung seines Zieles im Voraus Glück wünschen. Er wende sich aber nicht an Academien oder Facultäten; die französische Jugend ist das Feld, auf welches er seine Saat bringen muſs. Sie ist wiſsbegierig, althergebrachten Vorurtheilen nicht unterthan, und selbst der Fehler, den man ihr so häufig vorwirft: die Sucht nach Neuerungen, wird in dieser Angelegenheit zum Verdienst.

—*n*.

IX.

Liber manualis Helvetico-botanicus in usum viatoris botanophili Helvetiam peragrantis. Auctore J. Gaudin, V. D. M., ecclesiae Nevidunensis pastore, in academia Lausannensi botanices profess. honorar., soc. scient. natur. Helv., Vaud., Tigur., soc. regiae Ratisbon., Paris. Linn., Altenburg. socio.

Auch unter dem Titel:

Flora Helvetica sive historia stirpium hucusque cognitarum in Helvetia et tractibus conterminis aut sponte nascentium aut in hominis animaliumque usus vulgo cultarum continuata auctore J. Gaudin etc. Vol. VII. Topographiam botanicam s. librum manualem in usum viatoris botanophili Helvetiam peragrantis complectens. Turici, sumptibus Orellii, Füfslini et sociorum, 1833. 8. maj. 667 S. (2 Thlr. 16 Gr. netto.)

Hiermit hat der Verf. sein in der Vorrede des ersten Bandes der Flora Helvetica gegebenes Versprechen erfüllt, am Ende des ganzen Werkes ein gedrängtes alphabetisches Verzeichnifs der einzelnen Gegenden, Orte und Berge, deren Namen in der Flor vorkommen, zu geben. Er giebt aber nicht blofs ein trockenes Namensverzeichnifs der Orte, sondern ein für den reisenden Botaniker höchst nützliches Handbuch, indem bei jedem Orte, jedem Berge, jeder Gegend, die in botanischer Hinsicht von Interesse sind, sich auch das aufgezeichnet findet, was an seltenen Pflanzen dort beobachtet worden ist. Auch hat der Verf. aufser der genau angegebenen Lage eines jeden Ortes, namentlich bei den gröfseren Städten und einzelnen Kantonen noch manche anziehende Notiz beigebracht, und die Höhe der Berge, wo sie bekannt war, angegeben, wie auch die geognostische Beschaffenheit derselben hin und wieder er-

wähnt. Kein die Schweiz bereisender Botaniker sollte ohne dieses Werk seine Wanderung antreten, denn es wird ihn auf Vieles aufmerksam machen und Manchem emsiger nachzuforschen veranlassen, was er beim raschen Schritte nicht gerade am Wege findet. Dabei wird ihm aber auch Manches begegnen, was er hier nicht verzeichnet sieht; denn bei aller Reichhaltigkeit dieses Werkes war es doch nicht möglich, allenthalben alles Wichtige und Seltene vollständig anzugeben, da gar manche und darunter auch nicht wenige sehr pflanzenreiche Punkte, namentlich in den höheren Gebirgen, bei weitem nicht hinlänglich durchsucht sind. Auch Ref. bemerkte in seinem Reisetagebuche bei vielen Orten noch gar manche interessante Pflanze, die hier nicht aufgeführt ist, während ihm eben sowohl hin und wieder manche der nahmhaft gemachten entgingen. Aber man darf auch bei dieser Aufzählung der Pflanzen nicht vergessen, dafs sie von einem schweizerischen Botaniker zunächst für schweizerische Botaniker entworfen wurde, wenn hier und da Pflanzen, die für uns Norddeutsche wenig Werth haben, aufgenommen sind, indem solche in der Schweiz öfters zu den Seltenheiten gehören, als: Sium Falcaria, Peplis Portula, Saxifraga granulata, Trifolium Michelianum Savi (T. hybridum aut.) und viele andere, während dem schweizerischen Botaniker gar viele seiner Alpenpflanzen von geringerem Interesse erscheinen, weil er ihnen fast auf allen seinen Gebirgen begegnet.

Besonders ausführlich und reichhaltig sind aber die Pflanzenverzeichnisse mehrer gröfseren Orte, deren Umgebungen häufiger und genauer durchsucht sind, als: Basel, Bern, Genf, Lausanne, Luzern, Vevay u. a., oder einzelner viel besuchten oder sehr ausgezeichneten Gegenden und Berge, wie Graubündten, Wallis, Rigi, Pilatus, der grofse Bernhard, Zermatten u. s. w. Indessen dürfte manche hin und wieder auf die Autorität Anderer nahmhaft gemachte Pflanze schwerlich aufgefunden werden und darum in der

Folge zu streichen sein, so wie andere deren Stellen wieder einnehmen werden. Doch hält das minder schwer, nachdem diese erste botanische Topographie der Schweiz vorliegt, welche die fleifsigen Botaniker der Schweiz zu vervollständigen und zu sichten bemüht sein werden.

Von S. 651 — 667 sind noch mehre Nachträge und Verbesserungen der Flor aufgenommen, welche einige interessante Beiträge zur Schweizerflor enthalten und unter diesen auch die neue Carex Gaudiniana Guthnick.

Die von dem Verf. verheifsene Uebersicht der Schriftsteller, welche über die Schweizerpflanzen geschrieben haben, vermifst man; vielleicht ist dieser Band ohnehin schon stärker geworden als der emsige Verf. vermuthete; und auch ohne eine solche Zugabe, die allerdings sehr nützlich gewesen wäre, ist das vorliegende Werk ein sehr dankenswerthes Geschenk.

E. G. Hornung.

X.

Praktische Notizen,

mitgetheilt von Hrn. Prof. Dr. Lichtenstädt.

Eine noch lebende Frau von 38 Jahren, S. M., welche in erster Ehe drei-, in zweiter Ehe einmal glücklich geboren hatte, wurde im März 1825 wiederum schwanger. Nach Verlauf von 9 Monaten ging Fruchtwasser ab, und 14 Tage lang dauerten wehenartige Schmerzen fort. Die Fruchtbewegungen hörten nun auf, und der Leib wurde kleiner. Nach 2 Monaten trat das Monatliche wieder ein, und erschien regelmäfsig. Nach 3 Jahren hatte sie einen Abort, nach ihrer Aussage von 1½ Monaten, ein Jahr später einen desgleichen von etwa 2 Monaten. — Im Leibe fühlt man

ganz deutlich den Körper des abgestorbenen Fötus, der bei Bewegungen sich verschiebt. Das Befinden der Frau ist leidlich, und gestattet häusliche Beschäftigungen. — (Russ. Freund der Gesundheit, 1834. No. 16.)

Ein Polizei-Soldat, welcher, über 60 Jahre alt, trotz langdauernden Hustens und Schwerathmigkeit, doch anhaltend seinen Dienst besorgt hatte, fiel endlich todt nieder. Die anatomische Untersuchung ergab, dafs auf der rechten Seite die Lunge ganz verzehrt war, und an deren Stelle sich ein Sack mit einer dunkeln flüssigen Masse befand; die linke Lunge war gröfstentheils in Vereiterung übergegangen. Das Brustfell war an beiden Seiten sehr verwachsen und verdickt. [Die anatomischen Angaben sind sehr mangelhaft, geben aber jedenfalls einen neuen Beleg zu der schon bekannten Wahrheit, dafs man mit einer sehr geringen Menge von Lungensubstanz noch umhergehen kann.] (Ebend. No. 24.)

XI.

Medicinische Bibliographie.

Bunsen, R. W., und A. A. Berthold, das Eisenoxydhydrat, ein Gegengift der arsenigen Säure. gr. 8. Göttingen, Dieterich. br. 12 Gr.

Copland, James, encyclopäd. Wörterbuch d. prakt. Medicin. Aus dem Engl. von M. Kalisch. 1r Bd. 4s Heft. gr. 8. Berlin, Mittler. br. 16 Gr.

Encyclopädie d. gesammten medicin. und chirurg. Praxis. Herausgeg. von G. F. Most. 7s u. 8s Heft. gr. 8. Leipzig, Brockhaus. br. à Heft n. 20 Gr.

Herr, A., über den Einfluss der Säfte auf die Entstehung der Krankheiten. gr. 8. Freiburg, F. Wagner. br. 12 Gr.

Krentzer, Joh. M., Abhandl. üb. d. Werth, die Selbstständigkeit u. d. Umfang der Thierheilkunde. gr.8. Augsburg, v. Jenisch u. Stage. br. 10 Gr.

Salomon, D., kurze Anleitung zur Lehre v. chirurg. Verbande. Mit sechs Tafeln Abbildungen. gr.8. Quedlinburg, Basse. 20 Gr.

Scerlecki, V. A., tractat. de fractura colli ossis femoris. gr.4. Freyburg, F. Wagner. br. n. 15 Gr.

Archiv, antihomöopathisches, von Fr. A. Simon jun. 1r Bd. 1s Heft. gr.8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. br. 1 Thlr.

Fromherz, C., Lehrbuch der medicin. Chemie. IIr Bd. 1ste Lief. Bogen 1 — 17. Physiolog. Chemie. gr.8. Freiburg, Gebr. Groos. br. 1 Thlr. 8 Gr.

Henke, A., Abhandl. a. d. Gebiete der gerichtl. Medicin. 5r Bd. gr.8. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 20 Gr.

Knolz, J. J., Darstellung d. Brechruhr-Epidemie in Wien. gr.8. Wien, Mayer u. Comp. br. 1 Thlr. 8 Gr.

Lambert, G. F., de phengophobia cynolyssica. 8maj. Fulda, Müller. geh. n. 4 Gr.

Bluff, die Leistungen u. Fortschritte d. Medicin in Deutschland. Bd. II. 2r Jahrg. 1833. gr.8. Berlin, Hirschwald. br. n. 2 Thlr. 12 Gr.

Hygea. Zeitschrift für Heilkunst. Erster Jahrg. 1r Band. 6 Hefte. gr.8. Karlsruhe, Groos. br. n. 2 Thlr.

de Maack, P., de ratione, quae Colorem sanguinis inter et respirationis functionem intercedit. 8maj. Kiel, Univ.-Buchhandl. br. 8 Gr.

Weickart, L. B., der homöopath. Arzt als Hausfreund. gr.8. Leipzig, Michelsen. br. 1 Thlr.

Zeitschrift, schweizerische, für Natur- und Heilkunde. Herausgeg. von Chr. v. Pommer. 1r Bd. 4 Hefte. gr.8. Zürich, Orell. br. n. 2 Thlr. 16 Gr.

Zöhrer, A. F., Abhandlung über die Einimpfung der Kuhpocken. gr. 8. Wien, Mayer. br. 9 Gr.

Fischer, A. F., die Erkenntnifs und Heilung des Croups. Neue Ausgabe. gr. 12. Heidelberg, Groos. br. n. 16 Gr.

Jüngken, J. C., über die Augenkrankheit, welche in der Belgischen Armee herrscht. 4. Berlin, Schüppel. br. 14 Gr.

Kirchmayr, welche Gesundbrunnen sind die heilsamsten und wohlfeilsten? 8. München, Fleischmann. br. n. 16 Gr.

Krüger-Hansen, Heil- und Unheil-Maximen der Leibwalter. gr. 8. Güstrow, Opitz. n. 1 Thlr. 4 Gr.

Kupfertafeln, chirurgische. Herausgeg. von Rob. Froriep. 63s Heft. gr. 4. Weimar, Landes-Industr.-Compt. br. 12 Gr.

1s bis 62s Hft. Ebendas. haben gleiche Preise.

Mühlenthor, Joh., das Leben und Streben S. Hahnemann's. gr. 8. Potsdam, Vogler. br. 6 Gr.

Sabatier, R. B., operative Chirurgie. A. d. Französ. von K. Chr. Hille. 1r Theil. gr. 8. Heidelberg, Groos. br. n. 2 Thlr. 8 Gr.

v. Siebold, E. C. J., Abbildungen aus dem Gesammtgebiete der Geburtshülfe. 2te Aufl. 3te und 4te Lieferung. Lex.-8. Berlin, Herbig. n. 1 Thlr. 8 Gr.

1ste u. 2te Lief. Ebendas. auch à 16 Gr.

Speyer, Aug. F., Teutschlands Mineralquellen. Fol. Hanau, König. 12 Gr.

Velpeau, A. A. L. M., die Embryologie und Ovologie des Menschen. Aus dem Französ. übers. von C. Schwabe. gr. Fol. Ilmenau, Voigt. 2 Thlr.

Homöopathie, die, im Schatten des gesunden Menschenverstandes. gr. 8. Carlsruhe, Velten. br. 6 Gr.

Jäger, M., über die Darmsteine des Menschen. gr. 8. Berlin, Veit et Comp. br. 4 Gr.

Siebold, E. C. J., de circumvolutione funiculi umbilicalis. 4maj. Göttingen, Dieterich. geh. n. 12 Gr.

v. Vogel, S. G., medicinische Beobachtungen. gr.8. Stendal, Franzen. br. 18 Gr.

Verbesserungen.

S. 248. Z. 12. statt Institus l. Instituts
— — — 15. — neun l. neue
— 353. — 2 v. u. statt französischten l. französischen.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin.

1339948

FIFTH LEVEL